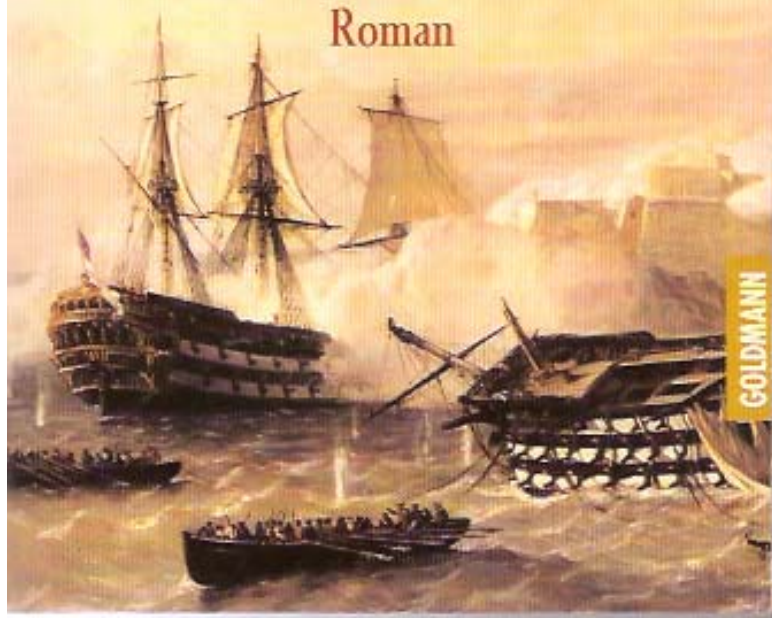


ALBERTO
VÁZQUEZ-
FIGUEROA

Insel der
Freibeuter

Roman



GOLDMANN

Buch

Auf der Karibikinsel Juan Griego kommt es im 17. Jahrhundert zu Spannungen: Unter der Führung von Miguel Heredia setzen sich die Bewohner, zumeist arme Perlenfischer, zur Wehr gegen die hohen Steuern, die ihnen auferlegt werden. Der spanische Statthalter Hernando Pedrarias Gotarredona begibt sich persönlich an den Schauplatz, um für Ruhe und Ordnung zu sorgen – ein Auftritt, der für Miguel höchst unerfreuliche Folgen hat. Denn seine Ehefrau Emiliana, geblendet vom Reichtum und der Macht des einflußreichen Spaniers, verläßt ihre Familie und folgt Hernando. Wenig später geraten Miguel und sein Sohn Sebastian auf das Schiff des berühmtesten Piraten Jacare Jack, eines kauzigen Schotten, der es durch Überfälle auf spanische Handelsflotten zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht hat. Jack findet Gefallen an dem klugen und furchtlosen Jungen und ernennt ihn nach einiger Zeit zu seinem Nachfolger. Als frischgebackener Jacare Jack ist es Sebastians erste Tat, eine Gruppe Afrikaner zu befreien, die als Sklaven nach Jamaika verkauft werden sollten. Und hinter dem Sklavenhandel steht, wie Sebastian erfährt, niemand anders als der Verführer seiner Mutter! Der junge Pirat setzt alles daran, dem verhaßten Schurken das Handwerk zu legen. Doch Hernando ist ein kaltblütiger und grausamer Gegner, und als er erkennen muß, wie gefährlich ihm Sebastian und dessen unerschrockene Schwester Celeste werden, sinnt er auf Rache...

Autor

Alberto Vazquez-Figueroa, 1936 in Santa Cruz de Tenerife geboren, verbrachte einen großen Teil seiner Kinder- und Jugendjahre in Marokko. Nach seinem Studium in Madrid arbeitete er als Auslandskorrespondent in Afrika und Südamerika. Vazquez-Figueroa, der neben seinen journalistischen Arbeiten zahlreiche Romane und Sachbücher veröffentlicht hat, lebt heute in Spanien.

Bereits bei Goldmann erschienen:

Bora Bora. Roman (43357) Santa Maria. Roman (42193) ■ Die Gärten der Königin. Roman (41564) • Oceano. Roman (9701) Maradentro. Roman (41226) • Die Kinder von Bogota. Roman (42807) Ebano. Roman (9181) • Nacht über Panama. Roman (9907) • Tuareg. Roman (9141)

ALBERTO
VAZQUEZ-FIGUEROA

Insel der Freibeuter

Roman

Aus dem Spanischen von Wolfgang Rössig

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 1996 unter dem Titel »Piratas«
bei Plaza & Janes Editores, S. A. Barcelona

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind chlorfrei
und umweltschonend. Das Papier enthält Recycling-Anteile.

Der Goldmann Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

Originalausgabe 4/98

Copyright © 1996 by Alberto Vazquez-Figueroa Copyright © der
deutschsprachigen Ausgabe 1998 by
Wilhelm Goldmann Verlag, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: AKG, Berlin

Redaktion: Astrid Roth

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck: Eisnerdruck, Berlin

Verlagsnummer: 43736 CN Herstellung:

Heidrun Nawrot

Made in Germany

ISBN 3-442-43736-9

Sebastian Heredia Matamoros erblickte das Licht der Welt an der Costa del Crepúsculo. Die friedliche Meeresbucht mit den weiß getünchten Hütten des Fischerdörfchens Juan Griego, über dem die düstere Festung La Galera aufstieg, wurde damals wegen ihrer herrlichen Sonnenuntergänge so genannt. Die Bucht lag im Nordosten der kleinen Insel Margarita, die schon zu Zeiten von Kolumbus berühmt war, da man hier die schönsten Perlen der Welt aus dem kristallklaren Wasser holte.

Wie fast alle Dorfbewohner, so tauchte auch Sebastián's Vater Miguel Heredia Ximénez in die schwindelnden Tiefen hinab, um nach Austern zu suchen. Abend für Abend ruinierte sich dann seine Frau Emiliana Matamoros die Hände dabei, wenn sie die rauhen Muschelschalen in der Hoffnung knackte, darin einen perlmuttschimmernden Schatz zu finden, der die Not der Familie lindern würde.

Von seinem achten Geburtstag an begleitete Sebastian Heredia Matamoros seinen Vater aufs Meer hinaus. Seine Hauptaufgabe bestand darin, etwas zum Abendessen zu angeln und gleichzeitig aufzupassen, daß sich keine Haie anpirschten, die seit jeher die schlimmsten Feinde der rastlosen Taucher waren.

Nach der Heimkehr durfte er mit seinen Freunden am Strand spielen, doch kaum war das unvergleich-

lich flammende Abendrot Margaritas in tiefes Schwarz übergegangen, setzte er sich an einen grob gehauenen Tisch, um beim Schein einer Kerze aus Schildkrötenwachs zu lernen und dabei sanft die Wiege seiner Schwester Celeste zu schaukeln.

So prägte das Meer und das eine oder andere Buch das Leben des jungen Sebastián Heredia Matamoros. Darüber hinaus prägte ihn sowohl sein Vater, dessen unglaubliche Opferbereitschaft er bewunderte, wenn dieser tagtäglich seine Haut an den Felsen und Korallen ließ, als auch die unvergleichliche Schönheit seiner Mutter. Ihr Antlitz glich einem Madonnenbild, und ihr reizvoll gerundeter Körper blieb auch nach zwei Geburten und der täglichen Arbeit in der Sonne makellos wie eh und je.

Der Alltag der Heredia Matamoros war zwar voller Entbehrungen, doch tröstete man sich damit, ab und an die eine oder andere wertvolle erbsengroße Perle zu finden, die einem der alte Omar Bocanegra zu einem guten Preis abkaufte. Außerdem gab es stets die Hoffnung, eines Tages eine riesige Perle zu finden, das Tor zu einer Zukunft in Wohlstand.

Einige Jahre später, als Sebastian schon fast zwölf Jahre alt war, landete jedoch ein neuer Abgesandter der Casa de Contratación von Sevilla auf der Insel, mit dem alle Hoffnungen auf eine bessere Zukunft zerstoßen.

Bis zu diesem rabenschwarzen Tag war Margarita von den strengen Handelsbestimmungen, die im übrigen Westindien herrschten, weitgehend verschont geblieben. Dann aber schlug Hernando Pedrías Gotarredona im prunkvollen Palais der Hauptstadt La Asunción sein Quartier auf und ließ unverzüglich einen Erlaß verkünden. Darin drohte er jedem seiner Untertanen sechs Jahre Kerker an, der es wagen sollte, sich über die Anweisungen der allmächtigen Casa de Contratación hinwegzusetzen. Die bescheidenen Hoffnungen der Margaritenos lösten sich auf wie Salz im Meer.

Die von allen verfluchte Casa de Contratación zahlte nämlich gewöhnlich für Perlen nur ein Zehntel des tatsächlichen Werts. Außerdem erhielt man dafür nicht einmal Geld, sondern nur Naturalien, auf deren Import aus Spanien die Casa ein Monopol hatte.

Zölle und Transportkosten verteuerten diese Waren zudem um das Vierzigfache. Das führte zur absurden Situation, daß man für drei wunderschöne Perlen von makelloser Reinheit gerade mal einen Hammer oder zwei Meter größten Stoff eintauschen konnte.

Wer sich mit einer solchen Ungerechtigkeit nicht abfinden wollte, dem blieb nichts anderes übrig, als die Perlenfischerei aufzugeben, denn die Casa de

Contratación hatte schon seit Anno 1503 das Monopol auf den Perlenhandel, wie übrigens auf alle übrigen Schätze inklusive derer, die im Westen des großen finsternen Ozeans noch auf ihre Entdeckung warteten. Zudem waltete die Casa als Mentor des Obersten Indienrats, der wiederum dafür zu sorgen hatte, daß man in der Neuen Welt die spanischen Gesetze auch wirklich befolgte.

Aus der würdevollen, von Hoffnung erfüllten Armut der Heredia Matamoros war auf diese Weise hoffnungsloses Elend geworden. Der kleine Sebastian spürte als erster, wie tiefe Mutlosigkeit seinen bis dahin unbeugsamen Vater befiel.

Zwar fuhren die beiden nach wie vor jeden Morgen aufs Meer hinaus, doch statt unverzüglich die gefährlichen Abgründe anzusteuern, in denen ein mutiger Taucher zwischen Felsen und Algen die »Mutter aller Austern« finden konnte, kreuzten sie schweigend und ziellos auf dem Wasser. Denn was für einen Sinn hatte ihre Arbeit noch, wenn selbst der größte Erfolg stets zum bitteren Fehlschlag wurde?

Als sich dann noch eines Tages herumsprach, daß ein Taucher aus Boca del Pozo für eine fast makellose Perle, so groß wie eine Wachtel, lediglich zwei zerbeulte Kochtöpfe und ein verrostetes Messer erhalten hatte, entschied die Mehrheit der Margarite-

nos, daß ein so läppischer Lohn das Risiko nicht lohnte, sich von einem Hai das Bein abreißen zu lassen. Und bald fuhren sie nur noch hinaus, um Fische und Langusten für das Abendessen zu fangen.

Trotz alledem fiel es dem anmaßenden Hernando Pedrarias Gotarredona nicht im Traum ein, den Grund für den starken Rückgang in der Perlenproduktion bei den ruinösen Preisen zu suchen, die er selbst festgelegt hatte. Vielmehr lud er alle Schuld auf den müden Schultern des armen Omar Bocanegra ab, dem er vorwarf, weiterhin heimlich Perlen anzukaufen, und wenn er ihn schon nicht aufhängen ließ, dann nur deshalb, um ihn in den modrigsten und tiefsten Kerker zu werfen und nicht eher freizulassen, bis er »das Geraubte ausgespuckt habe«.

Aus schier unerfindlichen Gründen machten die Fischerboote jedoch nach wie vor einen Bogen um die vielgerühmten Perlengründe, bis der frischgebackene Vertreter der Casa de Contratación sich allmählich den Kopf darüber zerbrach, was ihm wohl blühen würde, sollte es eines schönen Tages seinen Vorgesetzten – den König eingeschlossen – auffallen, daß ab dem Tag, an dem er, Hernando Pedrarias Gotarredona, sein Amt angetreten hatte, Margarita aufgehört hatte, eine der wertvollsten »Juwelen der Krone« zu sein.

Alle Jahre wieder wartete der spanische Hof nämlich gespannt auf die Ankunft der Indienflotte mit ihren fabelhaften Schätzen: Gold aus Peru, Silber aus Mexiko, Smaragde aus Neu-Granada, Diamanten aus Caroni und eben Perlen aus Margarita. Nun hätte der Gesandte der Casa in Potosá gut und gerne behaupten können, tut uns leid, Majestät, die dortigen Goldminen sind erschöpft, doch wer hätte Don Hernando schon abgenommen, daß sämtliche Austern der Karibik über Nacht beschlossen hätten, keine Perlen mehr zu produzieren?

Also grübelte Don Hernando wochenlang über sein Problem nach, doch als guter Beamter und Absolvent der Verwaltungsschule der Casa kam er auf alles, nur nicht auf das Naheliegende: schlicht und einfach einen gerechten Preis für die Perlen zu zahlen. Seitdem Don Hernando seinen Verstand gebrauchen konnte, hatte man ihm nämlich eingebleut, daß auf dieser Welt nur zählte, für jedes Schwert, jeden Meter Stoff, ja für jeden Nagel, der den Ozean überquerte, den maximalen Profit einzustreichen.

Das absolute und aberwitzige Monopol, das die Katholischen Könige der Casa de Contratación verliehen hatten, hatte diese in ein so kompliziertes Paragraphennetz eingesponnen, daß sich die spanischen Kolonien trotz der mannigfaltigen Reichtümer der Neuen Welt fast drei Jahrhunderte lang nie wirklich

entfalten konnten.

Die Idee des sevillanischen Kirchenmannes Rodriguez de Fonseca, der seinerzeit die höchste Autorität des Westindienhandels war und das uneingeschränkte Vertrauen von Isabella der Katholischen genoß, war anfänglich ja so abwegig nicht gewesen. Die Beziehungen mit den von Kolumbus gerade erst entdeckten Ländern hatten wohl tatsächlich eine wirtschaftliche und juristische Instanz nötig, die Unternehmungen in geordnete Bahnen lenken und Banditen und Abenteurer daran hindern konnte, anarchische Zustände herzustellen.

Doch obwohl Rodriguez de Fonseca sich so weit wie möglich an das erfolgreiche Vorbild der portugiesischen Casa de Guinea anzulehnen gedachte, nahmen seine grandiosen Fehlentscheidungen geradezu historisch fatale Ausmaße an.

Schon die Bestimmung seiner Heimatstadt zum Sitz der Casa war ein kapitaler Mißgriff. Das landeinwärts gelegene Sevilla war in jeder Hinsicht mit der Abwicklung des Schiffsverkehrs überfordert, den die Entwicklung eines so großen Kontinents mit sich brachte. Die meisten schweren Galeonen mußten bei den Sandbänken der Flußmündung des Guadalquivir vor Anker gehen. Dort schaffte man die Ladung auf riesige Flöße, die dann in endlosen Konvois flußaufwärts zogen, wobei man Unmengen Wa-

re, Zeit und Geld verlor.

Obwohl jedes Kind die Absurdität dieser Fehlentscheidung hätte erkennen können, ließ sich die Casa sage und schreibe 217 Jahre Zeit, um diesen Unfug zu korrigieren und ihren Sitz in den benachbarten und perfekten Naturhafen Cádiz zu verlegen.

Der zweite und wahrscheinlich noch schlimmere Irrtum des Kanonikers Fonseca war sein frommer Glaube, unter den Legionen von Gesandten, Richtern, Ratgebern, Inspektoren und Unterinspektoren, die im Laufe der Zeit den unübersichtlichen Verwaltungsapparat der Casa aufblähten, würde es niemals einen korrupten Beamten geben. Dabei hatte doch die Geschichte schon gelehrt, daß man in Wahrheit unter den Tausenden, die unter Freunden und Verwandten ausgewählt worden waren, wohl schwerlich eine einzige absolut ehrliche Haut finden konnte.

Die logische Folge war, daß nur wenige Jahre später ein Kolonist in Peru, Mexiko oder Santo Domingo, der einen Antrag auf Gründung einer Zuckermühle oder Betreiben einer Silbermine stellte, sechs bis zehn Jahre lang warten mußte, bis man ihm die entsprechende Genehmigung erteilte und das erforderliche Werkzeug zur Verfügung stellte.

Da man, um besagte Genehmigung zu erhalten, vorher unzählige Leute schmieren, außerdem das Werkzeug im voraus bestellen und in Gold aufwie-

gen mußte, ist leicht zu verstehen, warum die Träume der meisten »Unternehmer« des neuen Kontinents nur Schäume blieben.

Den Bewohnern von Margarita ging es von nun an auch nicht anders. Bald saßen die Perlentaucher nur noch am Strand und blickten müßig auf den ruhigen unerschöpflichen Ozean hinaus, in dessen Tiefen märchenhafte Schätze schlummerten.

Als die Perlentaucher geschlagene drei Monate lang die Hände in den Schoß gelegt hatten, traf Don Hernando Pedrarias eine folgenschwere Entscheidung, die seinem Charakter und seinem Gerechtigkeitssinn voll entsprach: Wenn die Fischer die Perlen nicht freiwillig suchen wollten, dann mußte man sie eben dazu zwingen. Flugs unterzeichnete Don Hernando den Erlaß, der jede Stadt und jedes Dorf, ja jede Hütte an der Küste dazu verpflichtete, eine Steuer zu bezahlen, und zwar in Perlen. Säumigen Zahlern würde die Casa de Contratación das Land konfiszieren. Dieses gehörte letzten Endes ja der Krone, und deren Besitz verwaltete nun einmal niemand anderer als die Casa selbst.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Empörung auf der Insel. Und selbst Hauptmann Sancho Mendana, Festungskommandant von La Galera, den ansonsten nichts aus der Ruhe bringen konnte, geriet in Rage und schwor, diesem kapitalen »Hurensohn«

irgendwann die Ohren abzuschneiden, der die Laster der verfluchten Casa geradezu zu verkörpern schien, dieser »Casa de Castración«, wie man in ganz Westindien die allmächtige Behörde beschimpfte, die sich vom Schweiß und dem Blut so vieler ausgebeuteter Kolonisten ernährte.

Tatsächlich hatten viele Soldaten, die meisten Dorfpfarrer und so gut wie alle Siedler die Nase gestrichen voll, daß sich wahre Heerscharen unfähiger Beamte ständig in alle nur denkbaren Angelegenheiten einmischten. Da die Casa de Contratación jedoch schon immer alle Briefe aus der Neuen Welt öffnete, las und zensieren durfte, wenn sie in ihnen »aufrührerischen Inhalt« vermutete, gab es nur wenige, die ihr Mißfallen offen zum Ausdruck brachten. Schließlich konnte der Zensor unbequeme Briefeschreiber mit einem einzigen Federstrich ins hungrige Europa zurückschicken.

Um die Wahrheit zu sagen, aus der Organisation des seligen Kanonikers Rodriguez de Fonseca war ein feines Spinnennetz geworden, in dem keiner wagte, einen Mucks zu machen, um nur ja keinen Blutsauger anzulocken. In gewissem Sinne hatte sich die Casa de Contratación zu einer weltlichen Inquisition entwickelt.

Drei Wochen nach Verkündigung des ungerechten Erlasses beschloß Don Hernando Pedrarias Gotarre-

dona, Juan Griego ohne Vorwarnung höchstpersönlich mit seinem Besuch zu beehren, um die Steuer einzufordern, die er nach eigenem Gutdünken für die Einwohner festgelegt hatte.

An einem heißen Nachmittag rollte seine prunkvolle vergoldete Kutsche, von zwei stolzen Hengsten gezogen, in Juan Griego ein. Angesichts der vielen bewaffneten Reiter, die Don Hernando bewachten, hätte man glauben können, statt eines einfachen Handelsgesandten der Casa den Vizekönig höchstpersönlich vor sich zu haben.

Sechs Stunden zuvor waren schon zwei schwer beladene Kutschen nach Juan Griego gekommen. Eine Heerschar von Lakaien hatte ein riesiges Zelt abgeladen und am Strand unter den Palmen aufgebaut: mit Tischen, Stühlen und einem luxuriösen Himmelbett. Sprachlos schauten die Dorfbewohner dieser verschwenderischen Demonstration von Reichtum zu, die einen arabischen Scheich vor Neid hätte erblassen lassen.

Sebastián Heredia Matamoros, der sich an die Hand seines Vaters klammerte, wollte seinen Augen nicht trauen. Endgültig die Fassung verlor er, als er entdeckte, daß sogar ein schlichtes Handwaschbecken aus Silber gefertigt war.

»Wie kann jemand nur so reich sein?« wollte er wissen.

»Er raubt es sich zusammen«, entgegnete sein Vater bitter, drehte sich um und verschwand am Horizont des Strandes. Ein gemurmertes »Verdammter Hurensohn« war das letzte, was man von ihm hören konnte.

Bei Anbruch der Nacht ließ sich Don Pedrarias Gortaredona, ein blonder Mann von kräftiger, untersetzter Statur, mit strengen, sehr grünen Augen, in einem ausladenden Sessel nieder, um den berühmten Sonnenuntergang von Juan Griego zu genießen. Anschließend nahm er im flackernden Schein der Fackeln sein Abendessen auf goldenen Tablett ein und lauschte abwesend bis gleichgültig einem kurzen Konzert, das ihm die drei einzigen einheimischen »Musiker« darbrachten.

Schließlich zog er sich zur Nachtruhe zurück, denn bei Sonnenaufgang hatten sich alle Einwohner des Dorfes vor seinem Zelt zu versammeln, Kinder, Alte und Kranke eingeschlossen. Nur Schwerkranke waren von diesem Befehl ausgenommen.

Alle fanden sich zur festgelegten Stunde ein.

Alle außer Don Hernando, der in aller Seelenruhe weiterschlieft – oder zumindest so tat –, während die Geladenen am Strand oder im Schatten der Palmen warteten und Hauptmann Sancho Mendana auf- und abmarschierte und sich in den Schnurrbart biß. Denn eigentlich hatte er große Lust, auf die höchste Zinne

seiner Festung zu klettern, die Kanonen um 180 Grad drehen zu lassen und das provozierende Symbol einer so schreienden menschlichen Ungerechtigkeit in Schutt und Asche zu legen.

»Und dafür habe ich mein Leben im Kampf gegen die Piraten riskiert«, grollte er immer wieder vor sich hin. »Verfluchter Hurensohn!«

Nachdem Don Hernando dann schließlich doch aufgestanden war, gefrühstückt und mit gesammelter Inbrunst seine Morgengebete verrichtet hatte, nahm er im großen Thronsessel Platz und ließ sich vor seinem Tisch schweigend jede einzelne Familie von Juan Griego vorführen.

Er musterte sie alle mit strengem Blick und blätterte immer wieder im Bericht, den ihm ein Gehilfe reichte. Wenn sich die Dinge nicht binnen eines Monats bessern würden, schärfte er allen, die nicht auf der Insel geboren waren, mit ernster Stimme ein, sähe er sich gezwungen, ihre Aufenthaltsgenehmigung für die Kolonien zu widerrufen und sie mit dem nächsten Schiff zurück nach Zamora, Sevilla oder Badajoz zu schicken.

»Der Krone liegt nicht daran, daß sich die Neue Welt in eine Zuflucht für Vagabunden und Taugeichtse verwandelt«, schärfte er ihnen mit leicht ironischem Unterton ein. »Daher bin ich entschlossen, mit aller mir übertragenen Autorität die

Kolonien ein für allemal von allen unnützen Schmarotzern zu befreien.«

Alle Bewohner Margaritas, die auf der Insel zur Welt gekommen waren, erinnerte er daran, daß die Strafe für säumige Steuerzahler sechs Jahre Kerker lautete, und »riet« ihnen daher, so schnell wie möglich mit ihren Booten in See zu stechen.

»Die Geduld der Krone hat ihre Grenzen«, schloß er unmißverständlich. »Und diese Grenzen sind nunmehr erreicht.«

Don Hernandos hochmütige Haltung wandelte sich jedoch urplötzlich, als man ihm die bescheidene Familie Heredia vorstellte. Denn kaum hatte der scheinbar gefühllose Generalbevollmächtigte der Casa de Contratación von Sevilla auf Margarita seine Augen auf Emiliana Matamoros gerichtet, verliebte er sich unsterblich in sie.

Aus heiterem Himmel schien ihn der Blitz getroffen zu haben: Seine Stimme versagte, die Hände zitterten, als ihm sein Schreiber das Schriftstück reichte, und kaum wagte er den Blick zu heben, aus Furcht, seine Augen könnten das Feuer verraten, das in seinem Herzen zu lodern begann.

Doch auch ohne diesen Blick wußte das Objekt seiner Begierde, was geschehen war, denn seit Emiliana bis drei zählen konnte, hatte es Männern bei ihrem Anblick die Sprache verschlagen.

Der einzige, der dagegen gefeit war – er sprach ohnehin nicht viel – war ihr Ehemann, und vielleicht hatte sie ihn gerade deshalb geheiratet.

Doch an diesem heißen Septembermorgen begriff Emiliana Matamoros, daß sie, barfuß und lediglich in ein grobes Kattunkleid gehüllt, zur absoluten Herrscherin über die Träume und den Willen eines Mannes geworden war, den man zu diesem Zeitpunkt als unbeschränkten Machthaber der Insel bezeichnen konnte.

Über zwanzig Jahre grübelte Sebastián Heredia Matamoros darüber nach, wie geschehen konnte, was er im Inneren seines Herzens niemals akzeptieren sollte: Seine Mutter hatte sich mit Leib und Seele an einen Menschen verkauft, der ihre eigenen Leute ausplünderte. Als Don Hernando Pedrías Gotarredona fünf Tage später in seinen Palast nach La Asunción zurückkehrte, nahm Emiliana Matamoros neben ihm Platz, und ihnen gegenüber eine rebellische und empörte Celeste.

Sebastián aber rannte fort, um sich im Dickicht von Cabo Negro zu verstecken, und schwor sich immer wieder, lieber mit einem Stein um den Hals ins Meer zu springen, als auch nur einen Fuß in jene Kutsche zu setzen. Inzwischen schmachtete sein Vater als angeblicher Anstifter des »Streiks« der Perlenfischer auf der Insel in einem Verlies der Festung La Gale-

ra.

Eine Woche später, als Sebastián auf der Schwelle seines Hauses saß und mit bereits tränenlosen Augen zusah, wie die Sonne am Horizont verschwand, ließ sich Hauptmann Sancho Mendana neben ihm nieder und legte nach langem Schweigen seine riesige schwielige Hand auf den braunen Schenkel des Jungen.

»Ich hab in meinem Leben ja schon viel gesehen«, flüsterte er schließlich mit rauher Stimme. »Wirklich eine Menge! Monatelang war ich hinter Mombars, dem Todesengel, her, und habe seine unglaublichen Grausamkeiten mit eigenen Augen gesehen. Da hab ich nun geglaubt, mich könnte nichts mehr erschüttern.« Er schüttelte den Kopf, und ein aufmerksamer Beobachter hätte ein feuchtes Schimmern in seinen Augen bemerkt. »Aber so was hätte ich mir bei Gott nicht träumen lassen.«

In seinem Kummer wußte der Junge nicht, was er erwidern sollte. Die Worte waren ihm ebenso versiegt wie die Tränen. Nach einigen Augenblicken fuhr Hauptmann Mendana deshalb fort, als hätte das Gesagte nichts mit ihm zu tun: »Mach das Boot deines Vaters flott und kümmerge dich um Proviant, Wasser und Ersatzsegel. Die Leute im Dorf werden dich mit allem versorgen, was du brauchst, ohne Fragen zu stellen. Die Kosten übernehme ich.«

»Warum tust du das?« wollte der Junge wissen.

»Weil Samstag nacht ein Posten Wache steht, der bisweilen seltsame Anfälle bekommt«, entgegnete sein Gegenüber, als hätte er die Frage nicht richtig verstanden. »Kurz vor elf wird er herauskommen, um frische Luft zu schnappen, und wie vom Blitz getroffen neben der Seitentür umfallen.« Wieder blickte er dem Jungen fest in die Augen. »Hol deinen Vater raus und sag ihm, er soll nach Kuba, Puerto Rico oder Panama gehen. Wohin er will, nur nicht aufs Festland.« Seine Hand drückte den Schenkel des Jungen noch fester. »Und auf keinen Fall darf er nach Margarita zurückkehren. Das ist meine einzige Bedingung, denn sonst muß ich ihn verhaften.«

»Aber warum machst du das alles?« beharrte der Junge auf seiner Frage.

»Mein Gott, stell dich doch nicht dümmer als du bist«, erregte sich der andere. »Was glaubst du wohl, warum? Ich war bei deiner Geburt dabei, und dein Vater ist stets mein einziger Freund gewesen. Glaubst du vielleicht, ich lasse ihn im Kerker vermodern, nur damit sich dieser Hurensohn ohne Furcht mit seiner Dirne amüsieren kann?« Dann schien es klar zu werden, was er da eben gesagt hatte, und er räumte ein: »Entschuldige bitte. Ist ja immer noch deine Mutter.«

»Jetzt nicht mehr«, gab der Junge trocken zurück,

um kurz darauf doch das zu fragen, worauf er niemals eine Antwort zu finden glaubte: »Warum hat sie das gemacht? Gut, mein Vater ist arm, doch er hat sie über alle Maßen geliebt, und wir sind doch glücklich gewesen.«

Während die Sonne endgültig am Horizont verschwand, dachte Hauptmann Sancho Mendana darüber nach. Er wußte, wie wichtig seine Antwort für diesen Jungen mit den großen fragenden Augen sein würde.

»Die Not gibt meist schlechte Ratschläge«, murmelte er schließlich. »Vielleicht hat deine Mutter ja mehr an die Zukunft ihrer Kinder als an ihren Ehemann gedacht, und vielleicht sorgt sie dafür, daß euch dieses Schwein eine angenehme Lebensstellung verschafft.«

»Ohne mich«, gab der Junge entschieden zurück.

»Überleg's dir lieber noch mal.«

»Da gibt's nichts zu überlegen«, kam es wie aus der Pistole geschossen. »Ich geh mit meinem Vater.«

In tiefer Zuneigung strich ihm Hauptmann Mendana über die Wange und sah ihm direkt in die Augen.

»Ich wußte, daß du das sagen würdest. Bei Männern irre ich mich selten, und du bist bereits ein Mann.« Er lächelte, als wollte er sich über sich selbst lustig machen. »Mit den Frauen ist das was anderes. Da treffe ich selten ins Schwarze.«

In den folgenden Tagen kamen die meisten Einwohner von Juan Griego zum Haus der Heredias und brachten alles mit, was für eine lange Überfahrt nach Puerto Rico oder Hispaniola nötig war. Die meisten legten ihren Beitrag wortlos auf die Türschwelle, um den Schmerz des Empfängers durch das, was sie sagen würden, nicht noch zu vergrößern.

Der Zimmermann und sein Gehilfe dichteten den Bootsrumph mit Pech ab und richteten einen neuen Mast auf, während Meister Amador großzügig ein neues Segel opferte, das seine Töchter in monatelanger Arbeit gewebt hatten.

Am Samstag abend gingen die Lichter des Dorfes früher aus als gewöhnlich. Nur im Turm der Festung La Galera, in der Kammer von Hauptmann Sancho Mendana, flackerte noch eine einsame Kerze.

Um viertel vor elf verlosch auch diese.

Fünf Minuten später öffnete ein Wachposten die kleine Seitenpforte der Verliese, atmete tief die warme Nachtluft ein, sah zum schwarzen Himmel hinauf und brach wie vom Blitz getroffen zusammen. Ein schwerer Schlüssel klirrte auf das Pflaster.

Ein Schatten löste sich aus den anderen Schatten, ergriff den Schlüssel und verschwand in den mächtigen Kasematten. Wenig später tauchte er wieder auf, mit einem Schlafwandler an der Hand, der nicht zu wissen schien, wie ihm geschah und wohin man ihn

führte.

Sebastián mußte seinen Vater bis zur Anlegestelle schleifen, denn der arme Miguel Heredia hatte in seiner Verwirrung nur einen Wunsch: nämlich schnurstracks nach Hause zu Frau und Tochter zu marschieren.

»Aber wohin bringst du mich denn?« flüsterte er ein ums andere Mal fassungslos. »Wohin bringst du mich?«

Hundert Augenpaare verfolgten in ihren Häusern eingeschlossen den Weg der unglücklichen, von Schande und Schmerz geschlagenen Flüchtlinge. Und die meisten Kinder, die mit Sebastián gespielt hatten – und viele ihrer Mütter – konnten die Tränen nicht zurückhalten, als die beiden ins Boot stiegen.

Drei Gestalten tauchten aus dem Dickicht auf, um das Boot aufs Meer hinaus zu schieben. Der Junge brachte seinen Vater auf dem Vorderdeck unter, hißte das Segel und steuerte das kleine Segelboot direkt aufs offene Meer hinaus.

Die Jacare war ein wahrhaft hinterlistiges Schiff.

Obwohl sie 40 Meter lang, sieben Meter breit und mit insgesamt 32 mächtigen Kanonen bestückt war, sah sie aus zwei Meilen Entfernung, besonders wenn man sie direkt voraus erspähte, wie ein harmloser Küstensegler aus.

Keine Frage, daß man viel Mühe darauf verwendet hatte, diesen optischen Eindruck zu erzielen. Die tiefe Reling und der kaum über die Wasseroberfläche ragende, blau gestrichene Rumpf sorgten dafür, daß die wahre Größe des Schiffs, besonders bei aufgewühlter See, fast unmöglich einzuschätzen war.

Wahrscheinlich entscheidend war jedoch, daß die Jacare nicht mit der großen quadratischen Takelage spanischer Galeonen fuhr, sondern mit dreieckigen »lateinischen« Segeln. Außerdem segelte das Schiff gewöhnlich mit drei auf die Hälfte ihrer Länge gekappten Masten, so daß es keinem im Traum eingefallen wäre, ein Schiff mit so sparsamer Takelage und so kurzen Masten könnte irgendeine Angriffsfahr darstellen.

Wenn es darauf ankam, konnte die Besatzung der Jacare jedoch die obere Hälfte der Masten, die mit Metallklammern an den Stümpfen befestigt waren, in Windeseile auf die Vertiefung an der Spitze setzen und die Takelage des Schiffs wie durch Zauberhand verdoppeln.

Dann stürzte sich das pfeilschnelle Schiff im Handumdrehen auf seine ahnungslose Beute und führte ihr gleichzeitig die Reichweite seiner eindrucksvollen Kanonen vor.

Der Name Jacare, der in der Sprache der karibischen Ureinwohner »Kaiman« bedeutete, war somit mehr als gerechtfertigt, denn das seltsame Schiff, das eigentlich aussah wie ein maurischer Küstensegler, glich in Wahrheit einem verstohlenen Krokodil, das in einer Flußschleife zu dösen schien und nur die Augen und die Schnauzenspitze zeigte, doch urplötzlich einen Satz machen und mit seinem schrecklichen Rachen das nichtsahnende Opfer in den Tod reißen konnte.

Der Kapitän, Waffenmeister und Eigentümer des Schiffs hörte auf den Namen Jacare Jack und war in vielerlei Hinsicht das getreue Abbild seiner Schöpfung. Mit seiner untersetzten Statur und seinem kahlen Schädel erinnerte er eher an einen gutbürgerlichen Notar, einen trägen Lehrer oder gar an einen gutem Essen zugetanen Mönch als an einen berüchtigten Piraten, der, wie es hieß, über zwanzig Galeonen versenkt hatte und dessen glänzenden Schädel alle Gouverneure der Karibik nur zu gerne an der Rah aufgeknüpft hätten.

Wer ihn kannte, wußte oder hatte es gar am eigenen Leib verspürt, daß sich hinter der unschuldigen Fas-

sade des friedlich wirkenden Mannes ein brutaler Seeräuber verbarg, der den Säbel nicht zog, ohne ihn blutbefleckt wieder in die Scheide zu stecken.

Nicht umsonst hatte Jacare Jack an Raubzügen und Expeditionen des gerissenen Henry Morgan, des eleganten Chevalier de Grammont und sogar des geheimnisumwitterten und gehaßten Mombars teilgenommen, letzterer einer der sadistischsten und skrupellosesten Freibeuter, die je die schwarze Totenkopfflagge gehißt hatten.

Doch wie jeder gute »Seewolf« respektierte Jacare Jack die Gesetze der gefürchteten Bruderschaft der Küste peinlich genau, und so befahl er seinem Steuermann sofort, den Kurs zu ändern, als an einem nebligen Morgen der Ausguck im Mastkorb einen Schiffbrüchigen meldete.

Eigentlich waren es zwei Schiffbrüchige, die da an Bord kamen, und der Pirat war im ersten Augenblick ziemlich überrascht, daß der kaum den Kinderschuhen entwachsene Knabe am Steuerrad der elenden Schaluppe trotz seiner verzweifelten Situation mutig und gefaßt schien, während der baumstarke Mann, der auf dem Vorderdeck geschlafen hatte, kaum einen zusammenhängenden Satz herausbrachte.

»Wer seid ihr, woher kommt ihr, wohin wollt ihr?« lautete seine erste Frage.

»Ich heiße Sebastián Heredia, und das ist mein Va-

ter«, erwiderte der aufgeweckte Junge wie aus der Pistole geschossen. »Wir kommen von Margarita und wollen nach Puerto Rico.«

»Puerto Rico?« ließ der Pirat in schallendem Gelächter vernehmen. »Na du gefällst mir! Bei deinem Kurs landest du geradewegs in Guinea, in Afrika.«

»Wir wurden von einem Unwetter überrascht«, verteidigte sich der Junge. »Noch nie habe ich so viele Blitze gesehen.«

»Und einer ist deinem Vater wohl ins Hirn gefahren.« Der Pirat tippte sich leicht an die Stirn. »Ist er vielleicht ein bißchen...?«

»Das ist eine lange Geschichte«, lautete die bittere Antwort.

Amüsiert musterte Jacare Jack den furchtlosen Jungen und wandte sich dann seinem Stellvertreter Lucas Castano zu, einem bärbeißigen Panamesen, der, wie es so seine Art war, bis dahin noch kein Sterbenswörtchen gesagt hatte, und fuhr schließlich gelassen fort.

»Ich hör mir gern Geschichten an, hab den ganzen Tag nichts zu tun und möchte wissen, ob ich euch an Bord behalten oder ins Meer werfen soll.« Er grinste von einem Ohr zum anderen. »Also schieß los.«

An diesem Morgen erzählte Sebastián Heredia Matamoros Kapitän Jacare Jack den Teil der Geschichte, den er erzählen wollte, und was er eigentlich

nicht erzählen wollte, zog ihm der Pirat Stück für Stück aus der Nase, bis eine Glocke vom Achterdeck die Besatzung zum Mittagessen rief und der Pirat seine riesige Pfeife, die man aus dem Hüftknochen eines englischen Admirals geschnitzt hatte, am Mast ausklopfte.

»Eine scheußliche und traurige Geschichte«, nickte er überzeugt. »Wirklich eine riesige Schweinerei. Man kann halt wirklich niemandem trauen, nicht einmal der eigenen Mutter. Ihr könnt bleiben«, fügte er hinzu. »Du wirst dem Koch zur Hand gehen, und wenn es deinem Vater wieder besser geht, kann er auf Deck aushelfen.«

So wurde der gerade zwölf Jahre alte Sebastian Heredia zum Küchengehilfen und Schiffsjungen eines Piratenschiffes. Außerdem fiel ihm die täglich mühseliger werdende Aufgabe zu, sich um einen armen Teufel zu kümmern, der mit seiner elenden Lage nicht fertig wurde und allmählich verdorrte wie ein Stockfisch, den man zum Trocknen aufgehängt hatte.

Tatsächlich verbrachte Miguel Heredia Ximénez die Stunden und Tage damit, völlig abwesend und

auf seine Aufgabe konzentriert auf dem Schiffsdeck zu hocken und, an die Bugwand gelehnt, Messer, Säbel, Äxte und Dolche zu schleifen. Von seinen Händen und Armen abgesehen schien er Tausende von Meilen entfernt, im Geiste war er in Margarita geblieben, unfähig zu begreifen, was ihm eigentlich zugestoßen war.

Hätte der Tod seine ganze Familie hinweggerafft, hätte sich Miguel Heredia vielleicht mit seinem Schicksal abfinden können, denn mit einem noch so frühen Tod mußte ein Mann seiner Zeit immer rechnen. Doch daß die Frau, der er sein ganzes Leben gewidmet hatte, ihn so eiskalt verraten würde, das war ein brutaler und unerwarteter Schlag, den er nicht verarbeiten, sondern nur verdrängen und vielleicht irgendwann vergessen konnte.

Auf die Planken des Decks hatte er den Namen »Celeste« eingeschnitzt, und wenn er ihn betrachtete, wurden ihm die Augen feucht, und der Junge fand kein Mittel, seinen Vater zu trösten.

Wäre Sebastián allein gewesen, er hätte über die tägliche Arbeit seinen Schmerz vergessen können, doch immer wenn er seinen Vater ansah, der stundenlang Schwerter schliff, bis sie so scharf waren wie Rasiermesser, mußte er wieder an die glücklichen Zeiten seiner Familie denken.

In der Zwischenzeit »vagabundierte« die Jacare,

mit spärlicher Takelage und halblangen Masten, ohne Kurs und Ziel, durch die ruhigen Gewässer der Karibik und lauerte wie ein Krokodil auf eine Beute, die so unvorsichtig war, den Weg des Schiffs zu kreuzen.

Niemand an Bord ließ sich jemals auch nur das geringste Anzeichen von Ungeduld anmerken. Der erfahrene Kapitän hatte also seine Besatzung gut ausgewählt. Viele Stunden mußten die müßigen Piraten beim Würfelspiel totschiessen.

Wenn das Meer ruhig war, holte man in den heißen Mittagsstunden die Segel ein und ließ das Schiff beidrehen, damit die Mannschaft ein erfrischendes Bad im Meer nehmen konnte. Bei einem dieser entspannenden Augenblicke kündigte der Ausguck im Mastkorb ein Schiff aus Osten an.

Obwohl die Neuankömmlinge wußten, daß sie in gefährlichen Gewässern segelten, brauchten sie eine geschlagene Stunde, bis sie bemerkten, daß auf ihrem Kurs ein Schiff mit niedriger Relling im Wasser trieb. Als sie es schließlich ausmachten, änderten sie lediglich ihren Kurs um drei Grad Süd, um einer unangenehmen Überraschung aus dem Weg zu gehen.

Kapitän Jack musterte die Neuankömmlinge mit seinem schweren Fernglas, während Sebastián das Herz bis zum Hals schlug.

Sein Vater zeigte nicht die geringste Regung.

Auch wenn es alle Segel gesetzt hatte, zog das schwere Frachtschiff, das lediglich mit sechs Kanonen mittleren Kalibers bestückt war, im Schnecken-tempo an der enttäuschten Meute halbnackter Piraten vorbei. Als der Junge schließlich wissen wollte, warum man nach fast zwei Wochen erfolglosen Wartens eine solche Beute verschmäht hatte, ließ sich der stets schweigsame Lucas Castano zu einer ersten säuerlichen Bemerkung herab.

»Die guten Schiffe kommen nicht, sie fahren.«

»Fahren? Wohin?«

»Nach Spanien. Die Schiffe, die fahren, haben Gold, Silber, Perlen und Smaragde an Bord. Die Schiffe, die kommen, haben nur Schweine, Kühe, Piken und Schaufeln geladen. Der Kahn hier ist nur vom Kurs abgekommen.«

Als hätte er seinen Wortschatz für diese Woche bereits verbraucht, drehte er sich um und verschwand in Richtung Achterdeck. Regungslos blieb der Junge stehen und schaute zu, wie ein Märchenschiff, von dessen phantastischer Ladung die Leute von Margarita fast nur träumen konnten, langsam am Horizont verschwand.

Sebastián wartete über zwei Stunden, bis der schwitzende Kapitän seine lange Siesta beendet hatte. Dann kam er unter dem Vorwand, ihm etwas Zi-

tronensaft anbieten zu wollen, direkt zu Sache.

»Für die Ladung dieses Potts würde man auf Margarita über tausend gute Perlen bekommen.«

Der kahle Dickwanst betrachtete ihn aus den Augenwinkeln.

»Was willst du damit andeuten?«

»Daß ich es absurd finde, auf eine Beute zu warten, die vielleicht erst in Monaten auftaucht, während hier gerade ein Vermögen davonsegelt.«

»Hältst du mich für einen Trottel?« erregte sich der andere. »Ich greife nur Schiffe an, die nach Europa fahren. Es sei denn, es handelt sich um eine Galeone, auf der vielleicht ein Adelige mitfährt, der ein gutes Lösegeld einbringt.« Er zeigte auf den Horizont hinaus. »Aber für die gesamte Besatzung dieses Seelenverkäufers kriegst du keine hundert Dublonen.«

»Ich rede nicht von der Besatzung, sondern von der Ladung«, beharrte der unerschütterliche Junge. »Eine gute Machete kostet in Juan Griego mindestens zwei Perlen, und dieses Schiff muß Dutzende davon geladen haben.«

»Kann schon sein«, knurrte sein Gegenüber. »Aber soll ich vielleicht am Strand von Juan Griego landen und ausrufen: >Macheten! Macheten zu verkaufen! Gute Macheten aus Toledo! <« Als hielte er ein so unsinniges Gespräch damit für beendet, zog er an

seiner Pfeife: »Daß ich nicht lache!«

»Aber nein!« räumte der Junge todernst ein. »Natürlich geht das nicht. Hauptmann Mendana würde Euch mit seinen Kanonen in Stücke schießen. Ihr könnt aber sehr wohl außer Reichweite seiner Kanonen vor Anker gehen und die Nachricht verbreiten. Die Fischer werden Euch wie Mücken umschwärmen, und in drei Tagen habt Ihr alles bis zum letzten Nagel in Perlen von dieser Größe eingetauscht.«

Jetzt war es Sebastian, der sich umdrehte, um sich zu seinem Vater zu setzen. Doch dabei ließ er den Schotten nicht aus den Augen, der offenbar schwer an den Worten des Jungen zu kauen hatte.

Als der Horizont nur noch eine rötliche Linie war, hinter der das Schiff verschwunden war, schwang Kapitän Jacare Jack seinen riesigen Hintern aus der Hängematte, setzte sich auf die Reling des Achterkastells und ließ eine mächtige Stimme erschallen, die nur bei Befehlen zum Einsatz kam.

»Die Masten hoch! Alle Segel setzen! Steuer hart Backbord! Wir machen Jagd auf diese Idioten!«

»Auf einen rostigen Pott?« wunderte sich der Steuermann.

»Von wegen Pott, du Schwachkopf!« lautete die Antwort. »Auf tausend Perlen!«

Für den jungen Sebastian Heredia war es ein unvergeßliches Schauspiel, wie sich die bis dahin apa-

thische Besatzung der Jacare plötzlich auf die Tauen und Segel stürzte. Jeder wußte offensichtlich genau, was er zu tun hatte, und stellte sich dabei so geschickt an, daß zehn Minuten später der schneidige Bug des Schiffes wie die Rückenflosse eines verrückt gewordenen Delphins durch die Wogen glitt.

Die Jacare legte sich so steil nach Steuerbord, daß beinahe Wasser auf Deck strömte, und während sich der größte Teil der Mannschaft an die Backbordreling klammerte, um ein Gegengewicht zu schaffen, glitt das elegante Schiff wie eine riesige Möwe mit blauem Bauch und weißen Schwingen über das Meer hinweg, als hätte sie einen an der Wasseroberfläche schwimmenden Fisch entdeckt.

Die Nacht brach herein, ohne daß sie ihre Beute entdeckt hätten. Um das Schiff wieder in eine stabile Lage zu bringen, nahm man etwas Fahrt zurück. Drei Stunden später meldete der Ausguck einen Lichtschein direkt voraus. Der Kapitän ließ daraufhin alle Lichter löschen und befahl absolute Ruhe. Man beschränkte sich darauf, dem Lichtschein des Seelenverkäufers zu folgen, ohne daß dieser etwas von der Anwesenheit des Piratenschiffs ahnte.

Bei Morgengrauen hatte sich die Jacare bis auf eine halbe Seemeile an das Achterdeck des Schiffes herangeschlichen. Nunmehr ließ Kapitän Jacare Jack seine Kriegsflagge hissen und einen Warnschuß ab-

feuern.

Als der Kapitän der Nueva Esperanza die 32 riesigen Kanonen und die schwarze Flagge erblickte, traf er eine kluge Entscheidung: die Segel zu streichen und an Ort und Stelle zu verharren. Man mußte kein genialer Seestrategie sein, um einzusehen, daß es reinen Selbstmord bedeutet hätte, sich auf eine Schlacht einzulassen.

Nach den ungeschriebenen Gesetzen des Meeres mußte ein Pirat einen Feind schonen, der sich ihm bedingungslos ergeben hatte, und wer immer in der Karibik segelte, wußte, daß die Flagge mit dem Krokodil, das einen Totenkopf im Rachen hatte, einem schottischen Kapitän gehörte, der diese Gesetze stets respektiert hatte.

Die Piraten hießen nämlich nicht, wie allgemein irrtümlich angenommen wird, alle die gleiche schwarze Fahne mit Totenkopf und gekreuzten Knochen. Diese gehörte eigentlich nur einem stelzbeinigen Iren namens Edward England, mit dem Beinamen »Kapitän ohne Schiff«, einem armen Teufel, der so gutmütig war, daß ihn seine blutrünstigen Begleiter schließlich an einem einsamen Strand von Madagaskar aussetzten. Dort starb er Jahre später, weil er nicht mit den barbarischen Verbrechen fertigwurde, die seine alte Mannschaft unter seiner geliebten Flagge beging.

Wenn die Kapitäne ein Schiff ausrüsteten und auf Kaperfahrt gingen, dachten sie lange über ein unverwechselbares Wappen nach, denn davon konnte Erfolg oder Scheitern abhängen. Für die Besatzung eines Schiffes, die eine Piratenflagge am Horizont erblickte, machte es nämlich einen enormen Unterschied, ob es sich dabei um den Totenkopf mit drei Lilien handelte, die den allseits respektierten französischen Chevalier de Grammont ankündigte, oder um das zuprostende Skelett des grausamen L'Olonnois oder gar um den unverzierten Totenkopf des teuflischen Mombars.

Bei Jacare Jack oder dem Chevalier de Grammont konnte man es riskieren, die Segel zu streichen und die Waffen zu strecken, bei Mombars oder L'Olonnois gab es nur Reißaus oder Kampf, und wenn das nicht half, konnte man sich nur noch mit einem Stein um den Hals ins Meer stürzen, um den bestialischen Foltern zu entgehen, an denen sich diese unbeschreiblichen Sadisten zu ergötzen pflegten.

Kein Wunder also, daß der Kapitän der Nueva Esperanza, kaum hatte ihn der Warnschuß geweckt und er die Flagge mit dem Kaiman im Nebel ausgemacht, beidrehen ließ und seinen Männern befahl, sich mit den Händen an der Reling aufzustellen, damit niemand auch nur im geringsten an seinen fried-

lichen Absichten zweifeln konnte.

Als erster schwang sich der Panamese Lucas Castano an Bord des alten übelriechenden Potts und erwies dem phlegmatischen Kapitän aus Kantabrien seine Reverenz, der den Überfall lediglich als kurze und unvorhergesehene Fahrtunterbrechung zu sehen schien. Ausgiebig untersuchte der Pirat den Frachtraum, bevor er auf die Jacare zurückkehrte und dabei über die Nutzlosigkeit der unsinnigen Anstrengung grollte.

»Abfall!« knurrte er.

»Was für Abfall?« wollte der Kapitän wissen.

»Werkzeug!« lautete die ungeduldige Antwort eines Mannes, der jedes Wort wie einen Schatz hütete. »Piken, Schaufeln, Fässer, Haken, Säcke, Macheten... Nur Plunder!«

Der Schotte wandte sich zu Sebastián Heredia, der ihm fast über die Schultern schaute, und befahl ihm mit drohender Stimme: »Geh an Bord, schau dich um, und wenn du glaubst, daß du deine Perlen dafür kriegst, machen wir weiter.« Er zeigte mit dem Finger auf ihn. »Wenn du aber feststellst, daß du sie nicht kriegst, dann fahren wir weiter, und du kommst mit zwanzig Peitschenhieben davon, weil ich wegen dir Zeit verloren habe. Alles klar?«

»Völlig klar«, schluckte der Junge.

»Na dann ist's ja gut. Aber spitz die Ohren, zum

Teufel: Wenn du mich diesen Quatsch weitermachen läßt und ich am Schluß keine tausend Perlen auf meinem Tisch sehe, dann macht das fünfzig Peitschenhiebe.« Er grinste wie über einen amüsanten Witz. »Und das kannst du mir glauben, ich kenne nur einen einzigen Mann, der fünfzig Peitschenhiebe von Lucas Castano überlebt hat: ein riesiger Schwarzer, und der hat eine dickere Haut als ein Haifisch.«

»Einverstanden, aber unter einer Bedingung...!« schoß der Junge zurück.

»Aha, da haben wir's schon! Und die lautet?«

»Daß alles, was über die tausend geht, mir gehört.«

Der Schotte fuhr sich mit der Hand über die Glatze, wischte sich mit dem abgewetzten Ärmel seiner roten Jacke den Schweiß ab und starrte den schmutzigen Jungen an, als könnte er es nicht fassen, ein so unverschämtes und furchtloses Geschöpf vor sich zu haben. Schließlich haute er ihm lachend auf die Schulter.

»Halbe-halbe! Alles über tausend teilen wir halbe-halbe. Und jetzt hau ab!«

Sebastián Heredia schwang sich auf die Nueva Esperanza, machte eine zeremonielle Verbeugung vor dem Kantabrier, als wolle er um Erlaubnis bitten, dessen Schiff von Grund auf untersuchen zu dürfen, und verschwand in den Laderäumen, um

herauszufinden, wie viele Perlen man ihm in Juan Griego für so viele Waren geben würde. Fast eine Stunde verbrachte er unter Deck, doch schließlich tauchte sein zerzauster Kopf wieder an Deck auf und rief überschwenglich aus:

»Mehr als genug, Kapitän! Mehr als genug!«

»Bist du sicher?« wollte dieser wissen.

»Ganz sicher!«

»Also gut!« gab Jacare Jack zu. »Du weißt, was du riskierst.« Er wandte sich seinem Stellvertreter zu, dem die ganze Angelegenheit offensichtlich als reine Zeitverschwendung und außerdem eines echten Piraten unwürdig erschien, und fügte hinzu: »Befiehl dem Kapitän, seine Kanonen ins Meer zu werfen. Überraschungen mag ich nicht. Und dann soll er Kurs auf Margarita setzen. Wir werden ihm folgen.«

Lucas Castano stieß einen Fluch aus, mit dem er gewöhnlich kundtat, daß er nicht einverstanden war, doch gehorchte er wie immer unverzüglich, denn kaum war der Nachmittag angebrochen, waren sie schon auf dem Weg. Vorher holten sie allerdings noch ein halbes Dutzend Schinken, zwanzig Sack Korn und zehn Fässer Wein aus Carinena an Bord.

»Denkt daran«, gab Sebastián Heredia seinem Kapitän zu verstehen: »Das alles ist wenigstens dreißig Perlen wert.«

Vier Tage später ging die Nueva Esperanza in der

Bucht von Juan Griego vor Anker, allerdings außer Reichweite der Kanonen von La Galera. Gleichzeitig ging die Jacare zwischen Punta Tunar und Cabo Negro auf Streife. Dabei hatte sie kaum Segel gesetzt, fuhr jedoch mit ganzer Masthöhe. Beim geringsten Anzeichen von Gefahr hätte sie also in Windeseile alle Segel hissen können.

Bald versammelten sich die Leute aus dem Dorf am Strand. Schließlich bedeutete das unerwartete Ereignis eine willkommene Abwechslung in ihrem monotonen Alltag. Die Spannung erreichte ihren Höhepunkt, als der alte Pott eine Schaluppe zu Wasser ließ und der allen wohlbekannte Sebastián Heredia Matamoros an Land ging, die Anwesenden umarmte und zur Festung lief, von wo aus ihn ein düster blickender Hauptmann Mendana mit einem starken Fernglas beobachtete.

»Zum Teufel, darf man wissen, was du hier treibst?« lautete logischerweise die erste Frage des Offiziers, als der keuchende Junge sein Ziel erreicht hatte. »Ich habe dir doch verboten, auf die Insel zurückzukehren.«

»Meinem Vater habt Ihr es verboten, nicht mir«, entgegnete der furchtlose Junge. »Und der hat nicht die geringste Absicht, auch nur einen Fuß auf Margarita zu setzen.«

»Wo ist er denn?«

Sebastian deutete auf das elegante Schiff in der Bucht.

»An Bord«, sagte er.

»An Bord der Jacare?« wunderte sich sein Gegenüber. »Wie gibt's denn so was?«

»Sie haben uns aufgenommen, als wir kurz davor waren, unterzugehen.«

In aller Kürze erzählte der aufgeweckte Junge, was ihm zugestoßen war, seitdem er die Insel verlassen hatte, und schloß mit einem für seine Jugend unangemessenen Ernst.

»Aus diesem Grund bin ich zunächst zu Euch gekommen. Ich wollte nichts unternehmen, was Euch schaden könnte. Dafür verdanke ich Euch zuviel.«

»Gar nichts verdankst du mir«, beeilte sich der Offizier zu antworten. »Und was das Schaden betrifft: Was soll ich schon machen, wenn ein Schiff außer Reichweite meiner Kanonen vor der Küste ankert.« Mit süffisantem Lächeln fuhr er fort: »Natürlich kann ich eine Nachricht nach La Asunción schicken, und die können wiederum aus Cumaná ein Kriegsschiff anfordern, das es mit der Jacare aufnehmen kann.«

»Und wann käme das?« wollte Sebastian wissen.

»Im günstigsten Fall in zwei Wochen, oder auch gar nicht. Sehr wahrscheinlich gar nicht.«

»Sind denn gar keine Kriegsschiffe in der Nähe?«

»Nicht daß ich wüßte«, lautete die Antwort. »Allerdings habe ich genügend Soldaten hier, um die Insel gegen eine Handvoll Piraten zu verteidigen.« Der grobschlächtige Hauptmann nahm auf einer der Kanonen Platz, legte sein schweres Fernglas zur Seite und fuhr dem mutigen Jungen liebevoll durchs zerzauste Haar: »Mit Piraten habe ich nichts am Hut, aber die Beamten der Casa kann ich wahrscheinlich noch weniger ausstehen. Immerhin riskieren die Piraten, daß man sie aufhängt, während diese Schweine tausendmal mehr rauben, und das unter dem Schutz der Justiz.« Er zog ihn heftig an den Ohren. »Wenn die Piraten also die Casa berauben und die Waren zu einem anständigen Preis an die armen Leute losschlagen, dann von mir aus. Ich werde keinen Fuß ins Wasser setzen, um sie aufzuhalten, solange keiner von ihnen an Land geht.«

Der Junge streckte ihm die Hand entgegen, als wolle er einen Pakt besiegeln.

»Gilt das Abkommen?« wollte er wissen.

Eine heftige Kopfnuß war die Antwort, worauf sich der Junge klagend die schmerzende Beule rieb.

»Was für ein Abkommen?« bellte der verdutzte Offizier. »Seit wann schließt ein Hauptmann des Königs ein Abkommen mit einem Knirps? Das wär ja noch schöner!«

»Regt Euch doch nicht auf!«

»Wenn du unverschämt wirst, dann werde ich wohl noch wütend werden dürfen. Und jetzt scher dich zum Teufel und denk dran, daß du zwei Meilen Abstand zur Küste hältst.«

Sebastián nickte und ging die Steintreppe zum Strand hinunter. Doch schon auf der ersten Stufe drehte er sich um und fragte in einem ganz anderen Ton:

»Wißt Ihr etwas von meiner Schwester?«

»Nur daß sie im Haus dieses Hurensohns lebt.« Hauptmann Mendana hielt kurz inne, bevor er mit leicht ironischem Lächeln fortfuhr: »Aber mach dir keine Sorgen. Ich hab dir schon gesagt, daß deine Mutter dafür sorgt, daß es ihr an nichts fehlt.«

»Und ich habe Euch gesagt, daß sie nicht mehr meine Mutter ist«, lautete die trockene Antwort. »Meine Mutter ist gestorben.«

Unter den aufmerksamen Augen des Offiziers setzte er seinen Rückweg fort, kletterte in ein am Strand liegendes Boot und bat mit erhobenen Händen um Ruhe.

»Auf diesem Schiff gibt es alles, was ihr nur brauchen könnt. Und ab morgen früh wird das alles für ein Zehntel des Preises verkauft, den die Casa von euch verlangt. Doch denkt dran, wir nehmen nur Perlen an.«

Der Handel galt.

Für den pfiffigen Sebastián Heredia war es das erste große Geschäft seines Lebens. Sogar die Taue, Fässer und Segel der Nueva Esperanza schlug er los, und beinahe hätte er sogar noch den Anker verhökert, denn jeden Morgen strömten die Einheimischen aus allen Dörfern der Insel herbei, um zu Schleuderpreisen alles zu erwerben, was sie stets gebraucht und nie erhalten hatten.

In tiefer Nacht fuhren die Perlenfischer mit der ganzen Familie aufs Meer hinaus. Kaum dämmerte der Morgen, da tauchten sie schon ein ums andere Mal in die Tiefen hinab, während Frauen und Kinder mit flinken Händen die Austern knackten, um nach runden und schimmernden Perlen zu suchen.

Immer wenn sie eine gute Handvoll zusammen hatten, hißten sie die Segel und nahmen Kurs auf Juan Griego, um an Bord der Nueva Esperanza ihren Handel abzuschließen.

Als schließlich kein Nagel mehr übrig war, verließ Sebastián Heredia den alten Pott, der in der Bucht noch lange auf neue Segel warten würde, kehrte an Bord der Jacare zurück und legte vor dem lächelnden Kapitän zwei mittelgroße Säcke nieder.

»Im einen Sack ist das, was ich versprochen habe. Und im anderen der Überschuß. Die Hälfte davon gehört mir!«

»Was Jacare Jack verspricht, hält er auch«, lautete

die Antwort. »Nimm dir, was dir zusteht.«

Als der Junge seinen Anteil entnommen hatte, ließ der Kapitän den Rest unter der Mannschaft verteilen, und zwar so, wie es die traditionellen Regeln der Bruderschaft der Küste vorschrieben. Danach kam dem Kapitän als Ausrüster des Schiffes ein Drittel der Beute zu, seinem Stellvertreter ein Zehntel. Was übrig blieb, wurde nach Rang und Dauer der Zugehörigkeit an die einzelnen Besatzungsmitglieder verteilt, wobei man einen Teil für Krankheiten und unvorhergesehene Notfälle beiseite legte.

In dieser Nacht veranstaltete die Besatzung ein enormes Saufgelage und prostete unzählige Male dem Jungen zu, der ihr ohne jegliches Blutvergießen zu so unerwartetem Reichtum verholfen hatte. Am nächsten Tag ließ der bereits nüchterne Kapitän Jacare Jack das Schiff in See stechen, winkte Lucas Castano zu sich und gab dem erstaunten Panamesen zu verstehen:

»Ich denke, wir sollten uns so viele Schiffe wie möglich holen, bevor sich herumspricht, daß es wesentlich lukrativer und ungefährlicher ist, Schiffe anzugreifen, die aus Europa kommen, anstatt dorthin zu fahren.«

»Ihr wollt doch nicht etwa das Ganze wiederholen?« entrüstete sich sein Stellvertreter.

»Warum denn nicht?« lautete die logische Antwort.

»Wir sollten unsere Glückssträhne nutzen, solange sie andauert.«

»Das ist eines Piraten unwürdig, der etwas auf sich hält«, gab Lucas Castano zu bedenken.

»Hör mal zu, du Schwachkopf!« entgegnete sein Kapitän in aller Seelenruhe. »Ein Pirat hat nur eine Sorge: reich zu werden, bevor man ihn aufhängt. Und auf diese Weise klappt das doch wunderbar, also halt am besten den Schnabel wie bisher, und du wirst alt werden.«

Lucas Castano beherzigte den Rat, und so änderte die Jacare als erstes Schiff auf hoher See die in der Karibik herrschende Piratenstrategie. Statt zwischen der Insel Tortuga und den Bahamas den riesigen Galeonen aufzulauern, die gegen Ende des Sommers mit ihren Schätzen auf der Nordroute nach Spanien zurückkehrten, kreuzte die Jacare in den Gewässern von Barbados und Grenada, um die schwerfälligen Frachtschiffe zu überfallen, die sich ohne Begleitschutz der spanischen Flotte, die einmal jährlich von Sevilla nach Westindien fuhr, auf den Weg in die Neue Welt machten.

Die schwerfälligen spanischen Galeonen setzten fast ausschließlich quadratische Segel. Mit Rückenwind segelte man damit zwar wunderbar, Seitenwinde konnte man dagegen kaum ausnutzen. Daher gab es für die Steuermänner schon seit einem Jahrhun-

dert nur zwei Atlantikrouten. Auf dem Weg in die Neue Welt nutzte man die Passatwinde, die im Oktober oder November zu blasen begannen. Mit diesem Rückenwind dauerte die Überfahrt von den Kanarischen Inseln nach Barbados nur einen guten Monat. Für die Rückkehr nach Europa nutzte man wiederum die Westwinde, die im Hochsommer wehten und die Schiffe von den Bahamas zu den Azoren und von dort an die spanische Küste trieben.

Aus diesem schlichten Grund entwickelte sich zwischen Sevilla, dem einzigen spanischen Hafen mit königlichem Patent, und einem riesigen Kontinent, von dessen wahren Grenzen man nur vage Vorstellungen hatte, ein unaufhörlicher Fluß an Menschen und Waren.

Die englischen, französischen und holländischen Korsaren hatten von ihren jeweiligen Kronen den ausdrücklichen Auftrag, dafür zu sorgen, daß Spanien durch Gold, Perlen, Diamanten und Smaragde aus seinen unendlich reichen Kolonien nicht noch mächtiger wurde. Also gab es für sie nur eins: die reichen Schätze auf ihrem Weg nach Spanien abzufangen, auch wenn man dafür besagte Galeonen auf den Grund des Meeres schicken mußte. Kein Wunder, daß die Korsaren spektakuläre Siege vermelden konnten. Schließlich hatten sie es ja nicht nötig, einen Feind gefangenzunehmen oder ihn in einer fai-

ren Schlacht zu besiegen. Sie konnten sich darauf beschränken, schwer manövrierfähige Transportschiffe mit den modernsten Kriegstechniken zu zerstören.

Manchmal, wenn die Situation günstig und ohne großes Risiko schien, bemächtigten sich die Korsaren auch ihrer Beute. Damit handelten sie allerdings entschieden gegen den Auftrag ihrer Souveräne, die den Korsaren die berühmten Kaperbriefe ausgestellt hatten. Ein Korsar hatte demnach im Prinzip keine Wahl: Er konnte eine ganze Flotte versenken, ohne daß er daraus irgendeinen Nutzen hätte ziehen dürfen. Er war also in Wahrheit nichts weiter als eine Art »Staatsterrorist« seiner Zeit, der lediglich rein politischen Zwecken diente.

Die echten Seeräuber waren aus diesem Grund auf die Korsaren nicht gut zu sprechen. Wahllos so immense Reichtümer zu zerstören, von denen so viele hätten profitieren können, sahen die Piraten als idiotische Verschwendung und als Sicherheitsrisiko. Gold, Silber und Edelsteine ruhten nutzlos auf dem Meeresgrund, während die zahllosen Todesopfer, welche die barbarischen Attacken forderten, nur dazu dienten, daß die spanischen Behörden neue Kriegsschiffe schickten. Und die machten keinen Unterschied zwischen »ehrbaren Seeräubern« und barbarischen Korsaren.

Das soll nicht heißen, daß sich nicht bisweilen einige der skrupellosesten Piraten auf die Seite der Korsaren schlugen und mit ihnen gemeinsam eine mächtige Flotte oder eine Festung angriffen. Stets war jedoch klar, daß die einen nur den Auftrag hatten zu zerstören, während es den anderen ums Plündern ging.

Da es häufig zu solchen Allianzen kam, vergaßen die Opfer und später die Historiker mit der Zeit, worin ursprünglich der Unterschied zwischen Piraten und Korsaren bestanden hatte, und schließlich warf man beide in den gleichen Topf. Ob Korsar oder Pirat: Allein die bloße Erwähnung jagte Angst und Schrecken ein.

Jacare Jack gehörte stets zu den echten Piraten, das heißt zu jenen nur selten blutdürstigen Seeräubern, denen es lediglich darum ging, in kürzester Zeit so reich wie möglich zu werden und sich dann auf ein frühes Altenteil zu setzen, um in Frieden die Früchte der so kurzen Anstrengung zu genießen.

Der Schotte wußte nur zu gut, daß man ein versenktes Schiff kein zweites Mal plündern konnte und daß ein mißhandelter Kapitän nicht noch einmal kampfflos die Waffen streckte. Daher sorgte er dafür, daß seine Männer beim Entern nur soviel Gewalt wie unbedingt nötig anwendeten.

Das führte mit der Zeit dazu, daß die Besatzung ei-

nes Schiffes beim Anblick der Krokodilsflagge mit Totenkopf einen Seufzer der Erleichterung ausstieß, da sie in Gewässern, in denen es von Feinden nur so wimmelte, ein gewisses Maß an Sicherheit vermittelte.

Von Oktober bis März ging die Jacare daher hundert Meilen östlich von Barbados auf Patrouille, überfiel Schiffe ohne Begleitschutz, plünderte die Lagerräume oder lotste eine besonders reiche Beute in eine versteckte Bucht der von gefährlichen Riffen geschützten kleinen Inseln Rameau, Bateaux und Barandal. Hier in den südlichen Grenadinen war man sicher, denn ein Feind, der die schmalen Wasserstraßen des Archipels nicht wie seine Westentasche kannte, lief unweigerlich auf ein Korallenriff und war den Kanonen der Jacare hilflos ausgeliefert.

Auf der nahen und wesentlich größeren, aber unbewohnten Insel Mayero hatte Jacare Jack sein »Winterquartier« aufgeschlagen. Hinter diesem pompösen Namen verbargen sich allerdings im Prinzip nur zwei Dutzend strohgedeckte Lehmhütten. Immerhin herrschte auf Mayero kein Mangel an Hurren, Rum und gutem Essen.

Der größte Teil der Besatzung war mit seinem Los glücklich und zufrieden. Von April bis September machte man Ferien auf einer paradisischen Insel, und das übrige Jahr ging mit einträglicher und recht

gefährloser Arbeit dahin. Nur gelegentlich regte sich einer auf und fand, daß ein echter Pirat doch mehr sein mußte als jene seltsame Mischung aus Krämer und Bandit.

Auf derartige Beschwerden gab der Schotte stets die gleiche Antwort: »Hier gebe ich die Befehle, und wem das nicht paßt und lieber abhauen möchte, braucht nur die Hand zu heben, damit ich ihn am nächsten Ast aufhängen kann, denn einen Hurensohn, der unser Versteck verrät, kann ich wirklich nicht brauchen.«

Natürlich fiel es keinem auch nur im Traum ein, jemals die Hand zu heben, und so ging das friedliche Leben einige Jahre lang weiter, in denen Sebastián Heredia Matamoros in Gesellschaft der rüdesten Lebewesen auf der Erde aufwuchs.

Mit 16 Jahren beherrschte er bereits drei Sprachen, kannte sich in der Navigation und im Waffengebrauch aus, und kaum war er 17 geworden, da führte ihn eine begabte und erfahrene Mulattin in die schwierige Kunst ein, wie man Frauen glücklich macht.

Auch mit allen Arten von Glücksspiel war er bestens vertraut, und nach drei Krügen Rum konnte er immer noch aufrecht gehen.

Da ihm als »Einsatzleiter« ein beträchtlicher Teil an der Beute zufiel, hätte er sich eigentlich als

Günstling Fortunas fühlen können, hätte ihn nicht sein Vater ständig an die bittere Tragödie erinnert, die seine Jugend verdunkelt hatte.

Denn Miguel Heredia Ximénez hatte sich im Lauf der Jahre kein Jota verändert und war so stumm und abwesend wie immer geblieben. Zwar erwähnte er seine Frau und seine Tochter niemals mit auch nur einem Wort, doch konnte jeder sehen, daß ihm beide unaufhörlich im Kopf herumgingen. Das steigerte sich immer mehr zu einer Besessenheit, die ihn allmählich verrückt machte.

Sebastiáns Liebe und Hingabe hätte sogar die Herzen einer Bande von Halunken erweicht, die wahrscheinlich einem Lahmen, ohne mit der Wimper zu zucken, die Kehle durchgeschnitten hätten. Stunden und Stunden setzte sich der Junge zu seinem Vater, um ihm tausend Dinge zu erzählen, obwohl er wußte, daß er nur selten eine Antwort erhalten würde.

Nur eines schien den Vater, dem ansonsten sogar das Atmen schwerfiel, glücklich zu machen: Wenn er sich an einem seichten Ankerplatz ins Meer stürzen und stundenlang bis zur Erschöpfung tauchen konnte.

In diesen Nächten schlief er tief und ruhig, als hätte ihm die Taucherei für einen Augenblick die glücklichen Zeiten zurückgebracht, in denen sein ganzes Schalten und Walten darin bestand, schöne Perlen zu

finden, die seiner Familie zugute kamen.

Wenn der Vater tauchen ging, paßte sein Sohn wie früher auf Haie und Barracudas auf, stets mit einer Hand an der Lanze und einer scharfen Machete am Gürtel, wie ein Schutzengel, der genau wußte, daß jenes schutzlose Wesen alles war, was ihm im Leben geblieben war.

Oft nahm der schweigsame Lucas Castano am anderen Ende der Schaluppe Platz, wo er angelte oder scheinbar abwesend vor sich hin döste. Doch obwohl die Augen unter seinem alten zerfressenen Strohhut geschlossen waren, konnte er beim leise-
sten Anzeichen von Gefahr aufspringen.

Während der langen Ruhezeiten zog es Miguel Heredia vor, in seinen schmerzlichen Erinnerungen versunken an Bord der Jacare zu bleiben. Rum, Glücksspiel und Huren interessierten ihn nicht das mindeste. Er beschränkte sich darauf, Waffen zu schleifen oder gefundene Perlen in einer kleinen selbstgeschnitzten Truhe zu hüten.

Er bot wirklich einen jammervollen Anblick.

Sein Sohn begeisterte sich dagegen oft ein wenig zu sehr für die Würfel und die Frauen. In der Liebe war ihm das Glück stets hold, im Spiel eher weniger. Das scherte ihn allerdings kaum, denn die Lager-
räume der Schiffe der Casa de Contratación gaben weit mehr her, als selbst ein Pechvogel beim Wür-

feln verschleudern konnte.

Für die richtige Erziehung eines Jünglings war das Umfeld, in dem Sebastián Heredia Matamoros aufwuchs, nicht gerade ideal, doch wie das Leben manchmal so spielt, schaffte es der Junge trotzdem, eine seltsame Balance zwischen der schmutzigen, von Gewalt beherrschten Welt, die ihn umgab, und den moralischen Prinzipien zu halten, die man ihm von klein auf beigebracht hatte.

Dabei spielte es kaum eine Rolle, daß die Frau, die ihm die Prinzipien vermittelt hatte, diese als erste verraten hatte. Vielleicht waren aber auch die schmerzvollen Folgen dieses Verrats daran schuld, daß sich der Junge von Margarita unbewußt seine Moral bewahrte.

Lucas Castano, der ihn von allen Leuten an Bord am besten kannte, war zutiefst davon überzeugt, daß Sebastián ohne die Anwesenheit des Vaters seine Wurzeln ebenso verloren hätte wie die restlichen Mitglieder der kunterbunt zusammengewürfelten Besatzung. Die eiserne Klammer, die ihn mit dem bedauernswerten Kranken verband, hatte den Jungen jedoch ohne Zweifel vor dem moralischen Absturz bewahrt.

Das Leben der seltsamen Gemeinschaft verlief also weiterhin in »normalen« Bahnen: bis am Morgen eines heißen Sommertages die Wache der Nordküste

die alarmierende Nachricht brachte, daß während der Nacht die beste Schaluppe verschwunden war.

Bald stellte sich heraus, daß zwei französische Marsgäste offensichtlich beschlossen hatten, zu desertieren.

Gaston und Rene Rousselot, an Bord nur »die Marseiller« genannt, waren zwei sehr unterschiedliche Brüder, die allerdings kaum eine Gelegenheit ausließen, sich in alle nur denkbaren Schwierigkeiten zu bringen.

Von allen zehn Peitschenhieben, die Lucas Castano in den letzten Jahren ausgeteilt hatte, waren sechs auf dem Rücken eines der beiden gelandet, und dennoch zettelten die Brüder immer wieder aus dem geringsten Anlaß heraus eine wütende Schlägerei an.

Nach drei Gläsern Rum war Rene in der Lage, sogar – oder besser mit Vorliebe – auf seinen eigenen Bruder mit Fäusten einzuschlagen. Doch aus unerfindlichen Gründen einigten sich die beiden immer wieder, nur um sich mit dem Rest der Mannschaft anzulegen.

Da sie sich jahrelang nur noch mit Rivalen hatten anlegen können, die ihre Tricks nur zu genau kannten, wunderte es keinen, daß sich die beiden Südfranzosen abgesetzt hatten, um sich neue »Opfer« zu suchen. Der erfahrene Kapitän konnte sich aber an fünf Fingern abzählen, daß die beiden bei ihrer Vor-

liebe für Alkohol und Schlägereien bald herumerzählen würden, wo sich die gesuchte Jacare und ihre nicht aufgreifbare Besatzung verbarg.

»Entweder machen wir Jagd auf sie«, befand er, »oder wir warten ab, bis sie Jagd auf uns machen. Also los!«

»Und wohin?«

»Sind doch Franzosen, oder nicht? Die Ziege will auf den Berg und die Franzosen dorthin, wo man ihre Sprache spricht. Ich wette meine vier letzten Haare darauf, daß sie Kurs auf Martinique gesetzt haben.«

Im letzten Abendrot lichtete die Jacare die Anker, um die gefährlichen Riffe der kleinen Inseln gefahrlos zu umschiffen, und bei Anbruch der Nacht fuhren sie bereits mit geblähten Segeln Kurs Nordost.

Jacare Jack hatte genügend seemännische Erfahrung, um sich auszumalen, daß sich die Marseiller mit ihrer Nußschale nicht aufs offene Meer hinauswagen, sondern lieber an der Leeseite der Inseln entlang segeln würden. Auf diese Weise konnten sie sich beim geringsten Anzeichen von Gefahr in jeder noch so winzigen Bucht verstecken.

Aus diesem Grund ließ er sich gar nicht erst auf eine sinnlose Verfolgungsjagd ein, sondern beschloß, auf der Luvseite der Inseln die ganze Schnelligkeit seines Schiffs auszuspielen, um die Schaluppe im

breiten Kanal zwischen St. Lucia und Martinique abzufangen.

Endlich ließ er einmal seinen wahren Charakter durchblicken. Gewöhnlich konnte ihn nichts aus der Ruhe bringen, doch in den folgenden Tagen verließ er die Brücke keinen Augenblick lang und befahl seinen schnellen Küstensegler so bravourös, als ginge es um eine Regatta, bei der seine ganze Habe auf dem Spiel stand.

»Keiner legt sich mit Kapitän Jack an«, war das einzige, was er gelegentlich vor sich hin grollte. »Haifischfutter mache ich aus den beiden.«

Bis zum letzten Schiffsjungen waren alle seiner Meinung, denn an Bord hatte jeder mit den verhaßten Marseillern ein Hühnchen zu rupfen, und jetzt, wo die beiden die gesamte mühsam aufgebaute Existenz der Besatzung aufs Spiel setzten, brachen alte, längst verheilte Wunden wieder auf.

Selbst der schweigsame Lucas Castano ließ einen Fluch hören, und damit war alles gesagt.

Obwohl Sebastián und Miguel Heredia wie durch ein Wunder als einzige an Bord die aberwitzigen Gewaltausbrüche dieses barbarischen Pärchens noch nie am eigenen Leib verspürt hatten, war der Junge über den schmutzigen Verrat ebenso empört wie die anderen. Sein Abscheu gegenüber den Deserteuren verflog jedoch urplötzlich, als sein Vater zum ersten

Mal seit langer Zeit mit ihm sprach.

»Hab Mitleid mit ihnen«, murmelte er, als sich der Junge immer mehr erregte. »Ihr Ende wird schrecklich sein.«

»Woher weißt du das denn?«

»Ich weiß es einfach.«

Mehr sagte er nicht, doch er wußte es mit Sicherheit. Ein Mensch, der nichts wahrzunehmen schien, was um ihn herum vorging, konnte andere Welten »kennen«, von denen andere, die ihn umgaben, noch nicht einmal etwas ahnten.

Und kein Wahnsinn ist unergründlicher als der, in den man sich freiwillig geflüchtet hat.

Am meisten verbitterte Sebastian, daß er gegen die schmerzvolle Wahl des Vaters nicht anzukämpfen vermochte. Jedesmal lief er wie gegen eine unsichtbare Mauer. Das Herz des Vaters schien nur noch eine Pumpe zu sein, und seine Gedanken waren in einem unergründlichen Brunnen der Erinnerungen versunken. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb richtete der Junge seine Liebe, die einst seiner gesamten Familie gegolten hatte, ganz auf seinen Erzeuger. Für Emiliana Matamoros empfand er nur noch tiefen Groll, während das Bild, das er von seiner Schwester hatte, immer verschwommenere Züge annahm, so sehr er sich auch dagegen stemmen mochte.

Schließlich war Celeste zur Zeit der Trennung noch ein kleines Mädchen gewesen, dessen Gesichtszüge sich ständig zu ändern schienen. Drei Tage nach ihrem Aufbruch, nach einer Nacht, die sie in einer winzigen Bucht von St. Lucia auf der Lauer gelegen hatte, stürzte sich die Jacare wie ein Pelikan auf die Nußschale der ahnungslosen Marseiller.

Was Sebastian für eine harmlose Redewendung gehalten hatte, den Satz mit dem Haifischfutter, sollte sich als schrecklicher Ernst erweisen. Kaum hatte der inzwischen nicht mehr wiederzuerkennende Kapitän Jack die Deserteure ergriffen, befahl er, sie ins Meer werfen zu lassen. Zuvor ließ er sie mit starken Tauen aneinanderfesseln und zwischen ihre Schenkel riesige Haken stecken, deren messerscharfe Spitzen auf der Höhe des Penis herausragten.

Mit dem eigenen Messer schnitt er ihnen in die Beine, die stark zu bluten begannen. Danach befahl er langsamste Fahrt voraus, nahm auf dem Achtersteven Platz und sah zu, wie die Opfer voller Panik im Wasser ruderten und eine rote Spur hinterließen, die bald gierige Haie anlocken würde.

Nach zehn Minuten tauchte die erste Rückenflosse auf, doch folgte sie zunächst lediglich der Blutspur, ohne anzugreifen, so als traute die dunkle und riesige Bestie dem unerwarteten Frühstück nicht über den Weg.

Nicht nur an Bord, sondern auch im Wasser blieb es stumm. Gaston und Rene hatten offensichtlich eingesehen, daß alles Betteln um Gnade sinnlos war, und sich in ihr schreckliches Schicksal ergeben. Vielleicht hofften sie auf ein schnelles und möglichst schmerzloses Ende.

Doch wer immer eine so sadistische Qual erfunden hatte, wußte genau, was er tat. Normalerweise konnte ein Hai sein Opfer mit einem einzigen Biß in Stücke reißen, doch wenn dieses Opfer wie ein lebendiger Köder gefesselt war, dann hatte es einen entsetzlichen, quälend langsamen Todeskampf vor sich.

Mit einemmal tauchte ein zweiter Hai aus der Tiefe auf, stürzte sich auf das linke Bein von Rene und riß es bis zum Oberschenkel ab. Als wäre das ihr Signal gewesen, stürzte sich die erste Bestie auf das andere Bein.

Das Meer färbte sich rot vor Blut, und jetzt stieß der beklagenswerte Marseiller einen Schrei aus, der den Zuschauern des grausigen Schauspiels in Mark und Bein fuhr.

Doch das Schlimmste sollte noch kommen.

Der forschere Hai ließ der wehrlosen Beute keine Zeit, zu verbluten, sondern attackierte sie erneut und verschluckte dabei den Haken. Damit hing die Bestie unweigerlich an Rene Rousselot und schlug ihre

scharfen Zähne in das weiche Fleisch des Bauchs, den sie bei ihren erfolglosen Versuchen, sich von dem im Rachen feststeckenden Eisen zu befreien, immer weiter aufriß.

Von den Marseillern blieb nur eine stöhnende Masse aus Blut, Fleisch und Eingeweiden, die wie ein Ball im Rachen des Hais hin- und hergeschüttelt wurde. Schließlich konnte der schreckensstarre Sebastián Heredia nicht mehr anders: Er lehnte sich über die Reling und mußte sich das erste Mal in seinem Leben übergeben. Danach nahm er neben seinem Vater Platz, der völlig abwesend eine Machete schliff, und blieb dort sitzen, bis Lucas Castano die Taue durchschnitt und sich die aus allen Himmelsrichtungen herbeigeeilten blindwütigen Haie den kärglichen Rest der beiden Brüder streitig machen konnten.

Im schweren Jahr nach der grausamen Hinrichtung wurde Sebastián schneller erwachsen als in der gesamten Zeit, die er bis dahin an Bord der Jacare verbracht hatte, nicht nur, weil er an Körpergröße und Kraft gewann oder in der Kriegs- und Liebeskunst dazulernte, sondern weil ihm allmählich dämmerte, daß er sich eine andere Zukunft schaffen mußte, weit weg von jener üblen Gesellschaft.

Jeden Abend legte er sich mit der Überzeugung schlafen, seine Lebensweise, die ihm so absurd vor-

kam, aufzugeben, doch jeden Morgen verschob er seine Entscheidung aufs neue. Kapitän Jack, der schon die Marseiller Brüder nicht hatte ziehen lassen, hätte, davon war Sebastián zutiefst überzeugt, einen »jungen Wirrkopf und einen alten Toren« ebensowenig frei mit dem Wissen herumlaufen lassen, wo sich sechs Monate im Jahr eines der meistgesuchten Schiffe der Karibik verbarg.

»Die Jacare ist immer >das Land ohne Wiederkehr< gewesen«, hatte ihm Lucas Castano bedeutet. An diesem Tag verbrauchte er mehr Spucke als gewöhnlich. »Du mußt wissen, daß unser Leben eine Hölle wäre, wenn wir nicht eine absolut sichere Zuflucht hätten.«

Wie konnte man einem mißtrauischen Schotten und die gesamte finstere Besatzung davon überzeugen, daß weder er noch sein Vater die genaue Lage der Insel preisgeben würden?

Wer konnte garantieren, daß er schweigen würde wie ein Grab, falls er in die Hände der Schergen der Casa de Contratación fallen würde?

Und wer konnte ausschließen, daß eine saftige Belohnung die beiden nicht dazu verleiten würde, die Kameraden, mit denen sie so viele schwere Jahre geteilt hatten, zu verraten?

Ehrbarkeit hatte nie zu den Kardinaltugenden der Bruderschaft der Piraten gehört. Wie konnte man

also von dieser üblen Meute »Seewölfe« erwarten, daß sie von sich aus an den Anstand eines ihrer Mitglieder glaubte?

Man hätte sich also wie die Marseiller bei Nacht und Nebel aus dem Staub machen müssen und wäre dabei Gefahr gelaufen, ebenfalls als Haifutter zu enden: ein Risiko, das der Junge um nichts in der Welt hätte eingehen wollen.

Und selbst wenn sie gefahrlos hätten fliehen können, wohin denn?

»Nach Hause«, hatte einige wenige Male der stets abwesende Miguel Heredia Ximénez zu diesem Thema gesagt. Die Schwester wiederzusehen war in der Tat auch der sehnlichste Wunsch seines Sohnes.

Was wohl aus ihr geworden war?

Inzwischen mußte sie fünfzehn Jahre alt sein, rechnete sich Sebastián aus, doch so sehr er sich auch Mühe gab, er konnte sich nicht vorstellen, wie aus dem Mädchen allmählich eine junge Frau wurde, und wenn sich die Schwester wie ein Schatten in seine Erinnerung schlich, dann stets als Kind.

Wenn das Boot seines Vaters am Kap vorbei in die weite Bucht von Juan Griego einfuhr, war das erste, was sie sahen, Sebastián mußte lächeln, wenn er daran dachte, das kleine Mädchen, das im Schatten der Festung La Galera saß, aufs Meer hinausschaute und sogleich fröhlich zu winken begann. Bis zum

Schlafengehen wich es dann dem älteren Bruder nicht mehr von der Seite und folgte ihm wie ein treues Hündchen.

Nur zu oft hatte Sebastián den Spott seiner Freunde ertragen müssen, die nicht verstehen konnten, daß dieses kleine Mädchen, das eigentlich eher aussah wie ein kleiner Junge, stets wie eine Klette an ihm hing. Doch hatte die kecke Kleine ein so einnehmendes Wesen, daß die ungehobelte Jungenschar schließlich zähneknirschend ihre Anwesenheit duldete.

Schon mit vier Jahren zeigte Celeste Heredia Matamoros beeindruckend ihre Willenskraft, die sie allerdings hinter einem unschuldigen Lächeln und manchen schlagfertigen Antworten zu verbergen wußte.

Was mochte wohl aus ihr geworden sein, jetzt wo sie in einem Palast unter ganz anderen Menschen lebte?

Gelegentlich erinnerte sich Sebastián an die Wut, die in ihren rebellischen Augen funkelte, als man sie gewaltsam in die Kutsche des Abgesandten der Casa de Contratación von Sevilla zerrte, und er konnte nicht umhin, sich zu fragen, ob der plötzliche Wandel in ihrer Lebensweise nicht Einfluß auf ihr mutiges und spontanes Wesen genommen hatte.

In Nächten wie dieser legte er sich mit dem Vorsatz

schlafen, das Schiff zu verlassen und sich auf die Suche nach dem Mädchen zu machen.

Bald aber holte ihn das unendliche Meer in die bittere Wirklichkeit zurück: Er mochte zwar ein wahrhaft »freier Mann« sein, ein wilder Pirat ohne jegliche Bindungen, und doch war er ein Gefangener seines eigenen Berufs geworden, und die Taue, an die er sich beim Betrachten des weiten Horizonts klammerte, waren in Wirklichkeit nichts anderes als die schwachen Gitterstäbe eines Gefängnisses, aus dem die Flucht fast unmöglich erschien.

Eintönig flössen so die Tage dahin.

Und die Wochen.

Und die Monate.

Eine harte Strafe.

Zu hart in den Augen eines Menschen, der vom Leben wesentlich mehr erwartete.

An einem diesigen Nachmittag schließlich, bei dem man nicht wußte, ob ein Sturm oder eine der gefürchteten totalen Flauten drohte, die selbst stählerne Nerven auf die Probe stellten, entdeckten sie ein Schiff am Horizont.

Alle Augen folgten ihm.

Es war eine mittelgroße Galeone, deren Reling im Verhältnis zur Länge des Schiffs unverhältnismäßig hoch schien. Zunächst hielt das Schiff direkt auf die Piraten zu, dann schien es jedoch Vorsichtsmaß-

nahmen zu treffen, indem es den Kurs änderte, offenkundig mit der Absicht, gut zwei Meilen luvseits zu kreuzen.

»Die Masten hoch!« befahl der Schotte angesichts dieses Manövers. »Und haltet die hohen Segel bereit.«

»Greifen wir an?« fragte verblüfft Lucas Castano.

Ein leichtes Kopfschütteln war die Antwort.

»Nein! Aber mit den Segeln, die er gesetzt hat, sollte er nicht nach Luv abfallen, sondern leeseits fahren. Ich traue ihm nicht.«

»Vielleicht eine Falle?«

»Unter einer so hohen Reling könnte er durchaus drei Kanonenreihen verbergen. Leute, paßt auf...!« rief er seiner Mannschaft auf Deck zu, die auf seine Befehle wartete. »Wenn das Schiff nur eine Idee auf uns zuhält, alle Segel setzen, Steuer hart Backbord und ab wie der Teufel!«

»Können wir ihn nicht stellen?« wollte Sebastián wissen.

Der Glatzkopf schaute ihn an wie einen Idioten.

»Hier und jetzt? Ich müßte verrückt sein! Wenn er uns ködern will, hat er wenigstens fünfzig Dreißigpfünder an Bord, mit denen er uns in Stücke reißen kann. Bei der Schlacht hätten wir keine Chance.«

Also warteten sie weiter ab, schweigend und angespannt, die Augen starr auf den Bug eines Geister-

schiffs gerichtet, auf dessen Brücke kein menschliches Wesen auszumachen war.

»Gefällt mir nicht!« gab Lucas Castano schließlich zu. »Gefällt mir überhaupt nicht.«

»Macht die Rauchflöße fertig«, flüsterte der Schotte, und sein Befehl wurde von Mann zu Mann auf Deck weitergegeben.

Besagte »Flöße« waren in Wirklichkeit nur riesige, mit Öl und Schießpulver getränkte Strohballen. Angezündet verbreiteten sie einen dichten Rauch, der die Sicht der Kanoniere behinderte und die Flucht des in Bedrängnis geratenen Schiffs begünstigte.

Die Galeone, auf deren Bug man den provokanten Namen Vendaval (»Sturmwind«) entziffern konnte, setzte ihre schnelle Fahrt fort, wobei sie allmählich nach Steuerbord abfiel, als wollte sie so weit wie möglich an der Jacare vorbeisegeln. Doch als die Entfernung nur noch eine knappe Meile betrug, grollte Kapitän Jack vor sich hin und zog geräuschvoll den Rotz hoch:

»Entweder ändern die jetzt gleich den Kurs, oder sie können bei diesen Segeln ihr Manöver nicht fortsetzen, ohne längsseits zu gehen.«

Ohne Zweifel war er ein großartiger Seemann.

Der beste seines Metiers, von dem alle an Bord stets eine Menge lernen konnten. Denn kaum hatte er seinen Satz ausgesprochen, drehte der Bug der

Vendaval langsam nach Backbord.

Unverzüglich brüllte der Schotte los:

»Alle Segel setzen, Steuer hart Backbord, Flöße ins Wasser!«

Drei Minuten später bot die Jacare der Vendaval nur noch ihr Achterschiff, machte geradezu einen Sprung nach vorn und glitt wie das schärfste Messer von Miguel Heredia durch die Wogen, während acht in ihrem Fahrwasser brennende Strohballen dichte, schwarze und stinkende Rauchsäulen aufsteigen ließen.

Die Kanonen der Galeone feuerten nur ein einziges Mal, ohne damit den Küstensegler zu gefährden, der in der Ferne verschwand. Die Besatzung amüsierte sich in der Zwischenzeit damit, dem Feind mit eindeutigen Handzeichen deutlich zu machen, wie wenig Respekt das schnellste Schiff der Karibik vor der Feuerkraft der Vendaval hatte.

Am Nachmittag war vom Angreifer keine Spur mehr zu sehen. Nun ließ der Kapitän die Glocke läuten, bis sich die gesamte Besatzung unterhalb des Achterkastells versammelt hatte.

»Jetzt sind wir an der Reihe!« sagte er.

»Greifen wir an?« riefen einige Stimmen im Chor, wobei sie eine Spur echter Begeisterung nicht verbergen konnten.

»Natürlich!« gab der Schotte zurück und wandte

sich Lucas Castano zu. »Die schwarze Flagge hoch!«

Zustimmendes Raunen erfüllte das Deck, und bald grinnten die meisten Besatzungsmitglieder übers ganze Gesicht, als der riesige Totenschädel mit Krokodil am höchsten Mast flatterte.

»Alle Kanonen nach Backbord«, befahl der Glatzkopf, während er mit absoluter Gelassenheit den Rotz hochzog. »Hundert Mal haben wir das schon geübt, doch vergeßt mir keinen Augenblick lang, daß wir ihnen nur eine einzige Breitseite verpassen können. Wenn wir sie nicht voll erwischen, können wir wieder Fersengeld geben!«

»Schwarze Segel?« wollte sofort der Hauptgast wissen.

»Später«, entgegnete der Kapitän. »Jetzt müssen wir erst mal schnelle Fahrt machen, und mit den weißen Segeln geht das besser.«

Vier Stunden später holte man Groß- und Besansegel ein, um Teersegel zu setzen, ohne daß die Jacare entscheidend an Fahrt einbüßte. Sie steuerte einen Kurs parallel zu dem, den die Vendaval ursprünglich verfolgt hatte, mit dem Ziel, den Gegner zu überholen. Schließlich war das Piratenschiff vom Kiel bis zum Mastkorb auf Schnelligkeit getrimmt.

Im Schutz der Dunkelheit, die über die Karibische See hereingebrochen war, war der blaue Rumpf der

Jacare, auf der kein Licht brannte, nur ein Schatten in der Finsternis. Selbst aus einer Entfernung von weniger als 200 Metern hätte sie nicht einmal ein Ausguck mit Adleraugen entdeckt.

Gleichzeitig hatte man fast alle Steuerbordkanonen um 180 Grad gedreht und ihre Lafetten so weit erhöht, daß man einen guten Meter über Deck, zwischen Tauen und Masten hindurch, über die Backbordreling feuern konnte. Auf diese Weise verdoppelte man die Feuerkraft auf einer Seite, ließ allerdings die andere inzwischen ungeschützt.

Doch der erfahrene Kapitän Jack wußte genau, was er tat.

Nach Mitternacht hatte man den Berechnungen des Kapitäns zufolge genügend Vorsprung vor der Galeone erreicht. Nun änderte er den Kurs um 90 Grad. Sein Ziel war es, dem Gegner den Weg abzuschneiden und dessen Ankunft abzuwarten.

Um drei Uhr morgens betrachtete er den Himmel, schien die Luft zu prüfen und befahl dann, Wind aus den Segeln zu nehmen. Das Schiff verlor an Fahrt, bis es fast bewegungslos verharrte. Schließlich ließ er alle restlichen Segel einholen. Lediglich das Teersegel blieb gesetzt, mit dem sich die gefügige Jacare problemlos manövrieren ließ.

»Wie ein lauerndes Krokodil.«

Mit wachen Augen und gespitzten Ohren, die auf

jedes kleinste Geräusch achteten, das nicht von Meer und Wind verursacht wurde, legten sich alle bis zum philippinischen Koch und seinen jungen Küchengehilfen auf die Lauer. Ihr erfahrener Kapitän, darauf vertraute die gesamte Mannschaft, hatte den Kurs der Galeone genau berechnet, die so töricht gewesen war, sich auf offener See mit der legendären Jacare anzulegen.

Verblüfft stellte Sebastián fest, daß seine Gefährten kaum Nervosität zeigten, sondern fröhlich und voller Zuversicht waren, als wäre die Tatsache, daß sie es in wenigen Augenblicken mit einem Schiff aufnehmen würden, das sie in eine Falle hatte locken wollen und ihnen an Feuerkraft weit überlegen war, nur eine nette Anekdote, die sie eines Tages ihren Enkeln erzählen würden.

Die schwarze Nacht, in der nur eine schmale Mondsichel den Sternen Gesellschaft leisten wollte, jagte ihnen ebenfalls keine Angst ein. Trotz des ausdrücklichen Befehls, sich absolut ruhig zu verhalten, war der eine oder andere geflüsterte Witz zu hören, und ein Pirat leistete sich sogar den Luxus, laut zu schnarchen.

Dann verbreitete es sich auf Deck wie ein Lauffeuer.

Der Feind kam,

»Besan- und Focksegel anziehen! Steuer zwei Grad

Steuerbord!«

Lediglich die schweren Teersegel blähten sich im Wind, und trotzdem wurde die Jacare immer schneller. Sie hielt genau auf die weißen Segel zu, die sich kaum von der verschwommenen Linie am Horizont abzeichneten. Jeder Mann nahm seine Gefechtsposten ein. Aus den Ladeluken holte man zwei Dutzend Laternen, deren dicke Hauben dafür sorgten, daß man von weitem keinen Schein sehen konnte.

»Kurze Luntent!« hatte der Kapitän ausdrücklich angeordnet. Wenn die Kanonen feuerten, würde das leichte Schiff bis zum Mastkorb erzittern. Die Marsgäste mußten sich daher mit aller Kraft an die Taue klammern, um nicht ins Meer geschleudert zu werden.

Arrogant und schweigsam setzte die völlig ahnungslose Vendaval ihren Kurs fort. Der Küstensegler steuerte auf sie zu, um sie im Windschatten zu überholen.

Eine Frage von Minuten.

Nicht einmal eine Viertelmeile trennte die beiden Schiffe noch. Hätte die Galeone ihren Kurs nur um ein Grad Backbord geändert, wäre es fast unweigerlich zum Zusammenstoß gekommen, bei dem das leichte Piratenschiff sicherlich im Nachteil gewesen wäre.

Doch an Bord der Galeone hatte niemand auch nur

den Hauch einer Chance, die Gefahr zu erkennen, die da auf sie zukam.

Kein Schiff.

Nur ein Schatten in der Dunkelheit.

Schote lockern, gab man im Flüsterton weiter. Darauf drosselte der Segler seine Fahrt etwas und fiel in die horizontale Lage zurück. In diesem Augenblick drückte Lucas Castano Sebastián etwas Werg in die Hand und flüsterte:

»Stopf dir die Ohren zu.«

Der Junge gehorchte sofort, denn die Galeone war schon fast auf gleicher Höhe, und wenige Augenblicke später donnerte die Stimme von Kapitän Jack:

»Feuer!!!«

Man nahm die Hauben von den Laternen, zündete die Luntten, und während sie vor der Backbordseite der Vendaval kreuzten, spuckten die Kanonen eine nach der anderen ihre tödliche Ladung aus und ließen alle Spanten und Planken erzittern.

Der beißende Rauch vernebelte einige Augenblicke lang den Blick auf das feindliche Schiff, doch als er sich allmählich verzog, konnte man im Schein der an Bord entfesselten Brände erkennen, daß die schwere Galeone abgefallen war und ihr Besanmast krachend ins Meer stürzte. »Schote anziehen, alle Segel setzen und Steuer hart Backbord!«

In aller Eile entfernte sich die Jacare vom Schlach-

tort, doch die Besatzung stieß sofort Jubelschreie aus, als sie sah, wie die Flammen die umfangreiche Takelage der Vendaval ergriffen, die sofort beigestreht hatte, während die verstörte Besatzung allorts versuchte, Schäden zu reparieren und Brände zu löschen.

»Wenn ihre Pulverkammer nicht in zehn Minuten hochgeht, gehören sie uns«, stellte Lucas Castano klar.

Im sicheren Abstand von zwei Meilen kreiste die Jacare um Ihre Beute, die jeden Augenblick in die Luft fliegen konnte, doch trotz der gewaltigen Pakung, die ihr der Feind verpaßt hatte, konnte die Besatzung der Galeone das Feuer löschen. Eine halbe Stunde später lag die Karibik wieder in tiefer Dunkelheit.

»Was nun?« wollte Sebastián wissen.

»Abwarten.«

Bis zum Morgengrauen war noch eine Stunde Zeit, daher begab sich Sebastian unter Deck, wo sein Vater fast die ganze Nacht über verbracht hatte. Abwesend wie üblich hatte er die Schlacht nicht zur Kenntnis genommen, die sich über seinem Kopf abgespielt hatte.

»Wir haben gewonnen«, war das erste, was Sebastián sagte.

»Jemand hat verloren«, lautete die lakonische Ant-

wort seines Vaters.

»Sie haben uns angegriffen.«

»Die Piraten sind wir.«

»Und wenn sie uns versenkt hätten?«

»Wäre schade um dich gewesen.«

Mit der Jacare unterzugehen hätte für Miguel Heredia Ximénez ganz offensichtlich nur das Ende seiner Leiden bedeutet. In Wahrheit war es ihm völlig gleichgültig, ob eine Schlacht, von der er ohnehin wußte, daß sie ihm seine Familie nicht zurückbrachte, gewonnen oder verloren wurde.

Schweigend blieb Sebastián neben seinem Vater sitzen, bis dieser den Kopf wieder auf das Kissen legte, die Augen schloß und bald gleichmäßige Atemzüge vernehmen ließ. Als der Junge an Deck zurückkehrte, war Backbord das erste Tageslicht zu erkennen.

Grau und ruhig war das Meer, sanfter Nieselregen fiel von einem bedeckten Himmel, und in der Ferne trieb eine schmutzige Galeone wie ein rauchgeschwärzter Korken manövrierunfähig auf dem Wasser.

Die Masten schienen verbrannt, kein Mastbaum war mehr an Ort und Stelle, und die einst schmucken Segel waren nur noch düstere Fetzen.

Noch einmal umkreiste die Jacare wie ein Raubvogel ihre todgeweihte Beute, dann ließ Kapitän Jack

einen Warnschuß abfeuern.

Unmittelbar darauf wurde eine riesige weiße Fahne geschwenkt.

Die Jacare ließ ihre beste Schaluppe zu Wasser, mit der Lucas Castano und acht bis an die Zähne bewaffnete Männer zur Vendaval übersetzten.

Ohne Widerstand ließ man sie an Bord kommen. Erst als der Panamese ein Zeichen gab, daß alle Kanonen entladen waren, machte man sich daran, den Feind zu entern.

Als Sebastian schließlich das verwüstete Deck betrat, mußte er zu seiner Verblüffung feststellen, daß ihn ein halbes Dutzend schreckensbleicher Frauen und eine Kinderschar vom Achterkastell aus betrachteten.

»Gütiger Gott!« rief er aus. »Die haben mit Frauen und Kindern an Bord eine Schlacht angefangen. Nicht möglich!«

Die übrige Besatzung der Jacare schien ähnlich fassungslos zu sein. Schließlich wollte der Schotte mit ärgerlicher Stimme wissen:

»Wer ist der Kapitän?«

Drei Männer deuteten auf eine der Leichen, die unter dem Achterkastell aufgereiht waren.

»Der Längste.«

Lucas Castano trat heran, musterte den Toten genau, drehte ihn um, bis dessen aufgerissene Augen

in den Himmel starrten, dann schloß er sie mit verblüffender Gelassenheit. Ein ums andere Mal schüttelte er den Kopf, bis er sich schließlich aufrichtete und reichlich sarkastisch kommentierte:

»Merkwürdige Leiche, bei Gott! Hat die Brust voller Blei, doch sein wertvolles Hemd hat überhaupt nichts abbekommen.« Streng musterte er die Anwesenden und beharrte schließlich drohend auf seiner Frage: »Wer ist der Kapitän?«

Ein beliebter Mann mit zerfetztem schmutzigen Hemd und schwarzer Klappe über dem linken Auge trat vor.

»Das bin ich... Kapitän Rui Santos Pastrana, Marques de Antigua, im Dienste Ihrer Gnädigen Majestät.«

»Deine Gnädige Majestät kann mich mal kreuzweise«, entgegnete der Schotte mit beträchtlicher Schärfe in der Stimme.

»Und noch weniger kann ich ausstehen, daß mich jemand angreift, ohne vorher die Kriegsflagge zu hissen.« Er näherte sich seinem Gegenüber und hob dessen Augenklappe an, um sicherzugehen, daß er wirklich einen Einäugigen vor sich hatte. »Weißt du, welche Strafe die Seegesetze für eine solche Niedertracht vorsehen?«

»Im Kampf gegen Gesetzlose gibt es keine Vorschriften«, gab der Spanier mit augenfälliger Ver-

achtung zurück. »Meine Befehle lauten, jedes Piraten- oder Korsarschiff zu versenken, das meinen Weg kreuzt.«

»Tja, Pech gehabt, du Tölpel. Daß du ein schmutziger hinterhältiger Latino bist, reicht allein, um dich aufzuknüpfen, aber weil du dabei auch noch das Leben Unschuldiger in Gefahr bringst, hast du es wirklich verdient.« Der Schotte gab drei seiner Männer einen Wink und knurrte: »Hängt ihn auf!«

»Nein...!« Eine der Frauen, die die Szene verfolgt hatten, stürzte die kleine Treppe hinunter, warf sich Kapitän Jack zu Füßen und heulte wie von Sinnen: »Nein, Señor, um Gottes willen, tötet ihn nicht!« Sie drehte sich um und deutete auf die Kinderschar. »Was soll aus meinen Söhnen werden?«

»Eure Söhne?« gab der Angesprochene höchst verblüfft zurück. »Soll ich vielleicht glauben, Senora, daß es dieser Idiot gewagt hat, sich mit seiner Frau und seinen Kindern an Bord auf ein Piratenschiff zu stürzen?«

»So ist es, Señor. Die zwei kleinsten sind unsere Söhne. Ich flehe euch an!« Alle blickten auf die zwei kleinen Knaben, die noch keinen Meter groß waren und das Schauspiel mit schreckensweiten Augen verfolgten.

Zum ersten Mal, seit er ihn kannte, erlebte Sebastián Heredia einen wirklich fassungslosen Kapitän

Jack. Einen Augenblick zögerte der Schotte, schließlich aber ging er auf die Knaben zu, hockte sich zu dem Kleinsten und musterte ihn streng.

»Ist er wirklich euer Vater?« wollte er wissen.

Der Junge nickte.

»Und wie heißt er?«

»Papa.«

Der Glatzkopf verharrte einige Zeit, bis er schließlich einen tiefen Seufzer ausstieß.

»Ein guter Name, bei Gott! Der beste, den es gibt.« Er nahm den Kleinen beim Kinn und zwang ihn, den Kopf zu heben. »Weißt du was, du Knirps? Wenn du geantwortet hättest, Rui Santos Pastrana, Marques de Antigua, wärest du in fünf Minuten eine Waise gewesen. Aber einen >Papa< kann man nicht einfach aufhängen.« Er richtete sich mühsam auf, musterte alle Anwesenden der Reihe nach und wandte sich schließlich Lucas Castano zu. »Schlag ihm die rechte Hand ab, damit man ihm nicht noch einmal das Kommando über ein Schiff gibt. Anschließend bekommt jeder Mann an Bord zwanzig Peitschenhiebe. Mit den Frauen könnt ihr machen, was ihr wollt, aber mißhandelt sie nicht. Alles von Wert schafft ihr auf die Jacare, denn wenn es dunkel wird, brechen wir auf.«

»Keiner rührt das Mädchen an!«

Alle drehten sich perplex um und schauten Miguel

Heredia Ximénez an, der mit einer großen und scharfen Machete an der Reling stand. An seiner Entschlossenheit konnte kein Zweifel bestehen, und seine Augen funkelten, während er auf ein etwa 13jähriges Mädchen in der Frauenschar zeigte.

»Potztausend«, rief Kapitän Jack belustigt aus. »Du kannst ja sprechen! Was bist du doch für ein schweigsamer Kerl gewesen! Doch das sage ich dir, ein Kind ist die nicht mehr. Eigentlich ist sie die einzige Frau, die etwas taugt.«

»Sie muß so alt sein wie meine Tochter«, lautete die unbeirrte Antwort. »Und wer es wagt, sie anzu-rühren, den kastriere ich! Ihr seid gewarnt!«

Der Schotte musterte ihn, blinzelte spöttisch mit den Augen, dachte einige Sekunden nach und zuckte mit der Schulter.

»Also gut! Da es das erste ist, worum du mich bit-test, und weil mir die Idee nicht gefällt, eine Bande von Kastrierten zu befehligen, gewähre ich dir diesen Wunsch unter der Bedingung, daß du in den nächsten fünf Jahren den Mund nicht mehr auf-machst.« Damit schien die Diskussion für ihn been-det zu sein. Er nahm die schluchzende Marquesa de Antigua am Handgelenk und schleifte sie in seine Kajüte auf der Jacare, während er kundgab: »Ach, ist das manchmal schwer, Senora, ein Pirat zu sein! So schwer!«

Die Frau folgte ihm, während sie sich die Tränen abwischte. Kein Opfer, mit dem sie das Leben des törichten Vaters ihrer Kinder retten konnte, schien ihr zu schwer. Miguel Heredia stieg zum Achterkastell hinauf und baute sich mit gut sichtbarer Mache te neben dem Mädchen auf.

Lucas Castano drückte Sebastian seine zwei schweren blitzenden Pistolen in die Hand und deutete nach oben.

»Geh mit ihm! Hier gibt es manchen Hurensohn, der es riskiert, sich kastrieren zu lassen, wenn es um eine gute Jungfrau geht. Ich hab zu tun!«

Er hatte wirklich eine so schwere Arbeit vor sich, daß er um Hilfe bitten mußte. Es war weder leicht noch angenehm, einem Mann kaltblütig die Hand abzuschlagen und anschließend einer ganzen Besatzung ein »kariertes Hemd« auf den Rücken zu malen.

Mit gezückten Waffen stellte sich Sebastián Heredia Matamoros neben seinen Vater und betrachtete das stumme Schauspiel. So brutal ihre Strafe auch war, keines der Opfer ließ auch nur ein Jammern hören. Auch die Frauen ließen sich wie Lämmer in die Offizierskajüten führen. Dort wartete praktisch die gesamte lüsterne Besatzung der Jacare darauf, an die Reihe zu kommen.

Als sich Lucas Castano am Nachmittag seine Pisto-

len zurückholte, beschränkte sich Sebastián auf ein Murmeln:

»Es ist nicht gerecht.«

Der Panamese musterte ihn erstaunt.

»Doch, Junge, das ist gerecht! Wenn diese Fettsäcke uns besiegt hätten, wären wir jetzt nur noch Fischfutter. Wenn wir die schwarze Flagge hissen und der Feind sich ergibt, dann respektiert der Kapitän die Gesetze, und keiner wird bestraft, geschändet oder getötet.« Er spuckte aus, um seiner ganzen Verachtung Nachdruck zu verleihen. »Aber wenn sie ein schmutziges Spiel mit ihm treiben, dann zahlt er ihnen mit gleicher Münze heim, und das kann er stets besser.«

Er ließ sich an einem dicken Tau zum Deck der Jacare hinab, und der Junge beließ es dabei, seinen Vater anzusehen.

»Was meinst du dazu?« wollte er wissen.

»Daß er recht hat.«

Nun wandte sich Sebastian dem bleichen Mädchen zu, das keinen Mucks gemacht hatte, als hoffte es dadurch unsichtbar zu werden. Die gelbe Pfütze zu ihren Füßen verriet jedoch nur zu deutlich, wie wenig sie ihr Entsetzen hatte beherrschen können.

»Wie alt bist du?« wollte der Margariteno wissen.

Erst nach einer Ewigkeit schien die einfache Frage das Hirn des schreckensstarrten Geschöpfes erreicht

zu haben, das schließlich stotterte:

»Vierzehn.«

»Woher kommst du?«

»Aus Cuenca.«

»Und wohin fährst du?«

»Nach Puerto Rico.«

»Mein Vater hat ein Gasthaus in San Juan. Ich fahre zu ihm, weil meine Mutter gestorben ist.«

Der Junge betrachtete das magere Mädchen, das so blaß geworden war, als wolle es gleich in Ohnmacht fallen, und plötzlich ging ihm der Gedanke durch den Kopf, ob seine Schwester wohl ähnlich aussehen mochte. Bald jedoch war ihm klar, daß bei aller Zeit, die vergangen war, die rebellische Celeste sich nicht in ein so verletzliches und zerbrechliches Wesen verwandelt haben konnte.

Mit einem Stein in der Hand nahm es Celeste mit jedem Jungen auf, und eines war dem Margariteno klar: Unter keinen Umständen hätte sie sich in die Hose gemacht.

Celeste hatte Mumm.

Verdammt viel Mumm.

Das schreckensbleiche Mädchen hier war nicht gerade schön und wohl noch nicht einmal eine Frau, doch gab es da etwas in ihrer Hilflosigkeit – vielleicht ihre riesigen und angsterfüllten grauen Augen –, das einen brutalen Seewolf dazu verleiten konnte,

sie an der schmalen Taille zu packen und in die entlegenste Kajüte zu zerren. Wie Lucas Castano zu versichern pflegte: Jungfräulichkeit war ein seltenes Gut und daher um so begehrt.

Als die Sonne langsam am Horizont verschwand, ließ Jacare Jack die in ein schmutziges Bettuch gehüllte Marquesa auf das Schiff ihres Ehemanns springen und brüllte mit einer Stimme, die er für besondere Gelegenheiten aufsparte:

»Wer nicht in fünf Minuten an Bord ist, landet in San Juan de Puerto Rico!« Er machte eine kleine Pause: »Oder am Galgen!«

Auf der Galeone gab es nichts mehr, was nur einen Heller wert gewesen wäre. Als sich die beiden Schiffe endlich trennten, war sie nur noch ein trauriger Schatten ihrer selbst.

Die Männer der Vendaval fluchten leise, während sie sich gegenseitig ihre blutigen Striemen auf den Schultern behandelten. In der Zwischenzeit versuchten sich die Frauen gegenseitig zu trösten, daß sie klaglos hatten ertragen müssen, von einer ganzen Bande wilder Bestien bis zur Erschöpfung für deren lüsterne Spiele benutzt worden zu sein.

Kurze Zeit später wurde der Kapitän »madig«: im wahrsten Sinne des Wortes.

Niemand wußte genau, warum, doch brach bei ihm eine eiternde Wunde nach der anderen auf, und ob-

wohl man ihn mit unzähligen Tinkturen und Salben einrieb, konnte niemand verhindern, daß nach einer gewissen Zeit weiße Maden im geschwollenen und übelriechenden Fleisch wimmelten. Man hätte an einen merkwürdigen Kadaver denken können, der sich schon für die Fäulnis entschieden hatte, während er noch reden und fluchen konnte.

»Das muß diese verdammte Marquesa gewesen sein!« knirschte er ein ums andere Mal mit den Zähnen, während der geschickte Portugiese Manoel Cintra, der bisweilen an Bord den Arzt spielte, seine schmerzhaften und nutzlosen Salben auftrug. »Die verdammte Hure muß verfault gewesen sein!«

Ob es nun eine Geschlechtskrankheit oder ein unbekannter tropischer Parasit war, der in seinen Wunden Eier abgelegt hatte: Der bislang so spöttische und mutige Pirat verwandelte sich vor aller Augen in ein empfindliches und furchtsames Geschöpf, das sich offen gegen die Vorstellung wehrte, bei lebendigem Leib von derart widerwärtigen Kreaturen verschlungen zu werden.

»Daß sie mich mal beim Entern umbringen, damit habe ich stets gerechnet«, sagte er. »Selbst daß sie mich aufhängen, wenn sie es schaffen, mich zu fangen. Das ist schließlich ein glorreiches Ende für einen Seeräuber wie mich. Aber lebendig zu verfaulen... Bei Gott, das hätte ich mir nicht träumen las-

sen!«

Als Sebastian wissen wollte, was an einem Tod am Galgen »glorreich« sein könnte, gab der übelgelaunte Kapitän bissig zurück:

»Ohne die Gefahr, am Galgen zu enden, würde sich jeder Hungerleider zum Piraten aufschwingen, und in der Karibik würde es vor Feiglingen wimmeln. Wer bereit ist zu töten, sollte vor allem auch bereit sein zu sterben...« Er deutete auf seine Wunden: »Aber so nun auch wieder nicht.«

Ein gequälter Mann, der keine Nacht mehr schlafen konnte, und tagsüber vor Schmerzen auf seine Pfeife biß, war nicht mehr in der Lage, eine Mannschaft unerwünschter Glücksritter zu befehligen. Nach einer weiteren grauenvollen Nacht war der Kapitän offensichtlich zur Überzeugung gelangt, daß ihm die Situation aus den Händen glitt. Er befahl den Jungen aus Margarita in die Achterkajüte, bedeutete ihm, die Türe hinter sich zu schließen, und kam ohne Umschweife zur Sache:

»Ich werde dir eine schwierige Mission anvertrauen.«

»Wie Ihr befiehlt, Kapitän.«

»Manoel Cintra sagt, daß mich nur ein Mensch auf der Welt heilen kann: ein Arzt aus Cartagena de Indias. Fahr dorthin und schaff ihn mir her.«

»Und wie überrede ich ihn dazu?«

»Wie man alle Welt überredet: mit Geld.« Er nahm die Hand des Jungen und drückte sie fest. »Biete ihm, was er verlangt, aber bring ihn her zu mir, denn diese verdammten Mistviecher bringen mich um!«

Der Junge musterte sein abgemagertes, welches Gegenüber, in dem sein alter Kapitän nicht wiederzuerkennen war, und fragte schließlich:

»Warum habt Ihr mich ausgewählt? Warum schickt Ihr nicht Lucas Castano? Nach allem, was man mir erzählt hat, kennt er Cartagena de Indias sehr gut.«

»Weil ich ihn hier brauche, um die Disziplin an Bord aufrechtzuerhalten.« Er schnitt eine bittere Grimasse. »Und weil du der Schlaueste bist.«

»Danke!«

»Keine Ursache!« Wie ein Haken zeigte sein Finger auf ihn. »Denk dran, ich habe aber auch noch einen dritten Grund, dich auszuwählen.«

»Und der wäre?«

»Dein Vater«, entgegnete der Schotte mit größter Selbstverständlichkeit. »Er bleibt an Bord, und wenn du mich verrätst, wird er die Hölle auf Erden erleben. Du weißt, wozu ich fähig bin.«

»Solche Drohungen sind unnötig«, lautete die traurige Antwort. »Ich bin Euch zu größtem Dank verpflichtet.«

»Die Friedhöfe sind voller Leute, die auf fremden Dank vertrauten. Manche halten einen guten Faust-

schlag für den besten Dank.«

»Ich nicht.«

»Das will ich hoffen, doch nur für den Fall, daß du deine Meinung änderst, bleibt dein Vater, wo er ist.« Er tätschelte ihm freundlich den Unterarm. »Und jetzt sag Lucas, daß er Kurs auf Cartagena nehmen und dir erklären soll, so gut er kann, was du dort zu tun hast.«

Sechs Tage später gingen sie zwischen den Islas del Rosario vor Anker, einem wunderschönen Archipel mit kristallklarem Wasser, traumhaften Stränden und winzigen paradiesischen Inseln. Nachdem er eine Schaluppe zu Wasser gelassen und diese bis zum Bordrand mit verschiedenen Fischen gefüllt hatte, wies der Panamese nach Westen.

»Wenn du vier Stunden die Küste entlangegelst, wirst du eine riesige Bucht mit zwei Festungen entdecken. Fahr ohne Furcht hinein und nimm Kurs auf den Fischerhafen. Du findest ihn zur Linken eines Klosters, das auf einem Berg liegt, den sie Popa nennen. Den siehst du schon von weitem. Verkauf alle Fische, doch denk dran, in den Eingeweiden des Zackenbarschs sind die Perlen. Geh mit ihm an Land, als ob du ihn abliefern müßtest, und lauf geradewegs auf einen Turm zu. Dort fragst du nach dem Haus des Juden Isaias Toledo. Alle Welt kennt ihn dort.«

Sebastian Heredia Matamoros befolgte alle Ratschläge der Nummer Zwei an Bord aufs Genaueste, wenn ihm auch das Herz bis zum Halse schlug, als er an den drohenden Kanonen und den aufmerksamen Wachposten der Festungen San Jose und San Fernando vorbei in die weite Bucht einfuhr, in der die Geschwader der ganzen Welt Platz gefunden hätten.

Als er anschließend Kurs auf die Stadt nahm, die sich im Westen erhob, und sich dem weißen Häusermeer näherte, konnte er angesichts der majestätischen Festung von San Felipe sein Staunen nicht unterdrücken. Das Fort beherrschte die Stadt völlig und war zweifellos das großartigste militärische Bauwerk, das je ein Architekt entworfen hatte.

Das so gefürchtete kleine Fort La Galera, in dessen Schatten er auf die Welt gekommen und aufgewachsen war, erschien ihm angesichts dieser hohen und dicken Mauern wie eine Hundehütte. Hätte man die unzähligen Kanonen, mit denen die gestaffelten Mauern gespickt waren, gleichzeitig abgefeuert, wäre wahrscheinlich auf jeden Quadratmeter der Bucht eine Kugel gestürzt.

Cartagena de Indias war die wunderschöne Stadt, in der jedes Jahr die unendlichen Schätze aus allen Winkeln des Kontinents lagerten, bis sie mit der Großen Flotte nach Sevilla gebracht wurden. Die

Baumeister von vier Generationen spanischer Könige hatten die Stadt zum damals gewaltigsten »Tresor« der Menschheit ausgebaut, so stolz und uneinnehmbar, daß die Tatsache, im ruhigen Wasser der Bucht zu segeln, für sich allein ein unvergeßliches Erlebnis war.

Die Meerseite der Zitadelle war von bis zu zwanzig Meter dicken, mit Geschützen gespickten Mauern unterstützt, und als ob das nicht ausgereicht hätte, machten die schweren Kanonen von San Felipe mit ihrer langen Reichweite jedem Träumer deutlich, daß er anstelle von Cartagena de Indias ebensogut die Holle hätte angreifen können.

Tausende von Gefangenen hatten über ein Jahrhundert lang Tag und Nacht geschuftet, damit sich die Steinblöcke mit mathematischer Präzision ineinanderfügten. Niemand wußte genau, wie viele Geheimkammern sich im Labyrinth der Gänge verbargen, die in die Eingeweide der Erde führten, bis in die fernen Gewölbe des Dominikanerklosters.

Die Festung San Felipe war in Wahrheit eine zweite Stadt in der Stadt, eine unüberwindliche Zuflucht, falls die übrigen Verteidigungsanlagen nicht ausgereicht hätten. In den tiefsten Verliesen lagerte man über Monate hinweg die Schätze, bis sie nach Spanien eingeschifft wurden.

Der Hafen pulsierte vor Leben und Hektik, so daß

niemand Notiz von der Ankunft eines kleinen Fischerboots zu nehmen schien. Nachdem er seine Ware unter Wert verkauft und nur soviel gefeilscht hatte, daß er keinen Argwohn erregte, packte Sebastián Heredia den schwarzen Zackenbarsch in einen alten Sack und machte sich ohne Hast auf den Weg zum Turm, der die Hafeneinfahrt beherrschte.

Eine halbe Stunde später betätigte er den Klopfer einer schweren Tür am Ende einer engen Gasse, einen Steinwurf vom Gouverneurspalast entfernt, und sofort öffnete ihm ein indianischer Diener. Nachdem er den Besucher von Kopf bis Fuß gemustert hatte, ließ er ihn in einen schattigen Innenhof eintreten, in dem ein Dutzend bunter Papageien plapperte.

»Meister Isaias ist nicht da«, war alles, was er sagte. »Aber seine Schwester wird Euch empfangen.«

Kurz darauf erschien eine Frau mit dem blassesten Teint und den blondesten Haaren, die der Margariteno je gesehen hatte. Zwar war sie nicht unbedingt schön, doch mit ihrer Art zu sprechen und sich zu benehmen zog sie unweigerlich die Aufmerksamkeit auf sich. Kein Zweifel: Sie war ein einzigartiges Geschöpf, das mit den Frauen der Karibik wenig oder gar nichts gemein hatte.

Sie musterte den Neuankömmling mit einer merkwürdigen Mischung aus Interesse und Mißfallen

angesichts seines unordentlichen Aussehens. Meister Isaias sei auf Reisen, wiederholte sie, doch auch ihre medizinischen Kenntnisse reichten aus, um jeder Bitte zu entsprechen.

»Seit Jahren arbeite ich mit meinem Bruder zusammen. Wie kann ich Euch helfen?«

Mit dieser Situation hatte der Junge nun überhaupt nicht gerechnet. Dabei verwirrte ihn weniger die Tatsache, daß die Person, die er sprechen wollte, nicht anwesend war, sondern daß er nicht die geringste Ahnung hatte, wie er sein Problem einer Frau erklären sollte.

»Ich kann ja wiederkommen«, murmelte er schließlich.

»Mein Bruder bleibt vielleicht noch länger fort«, lautete die unwirsche Antwort. »Wenn Ihr krank seid, solltet Ihr mir lieber so schnell wie möglich sagen, was Euch fehlt.«

»Nein! Ich bin nicht krank«, beeilte sich der Junge mit der Antwort. »Es geht nicht um mich.«

»Um wen dann?«

Sebastian zögerte.

»Um einen Verwandten«, sagte er schließlich. »Jemand, der schnelle Hilfe nötig hat.«

»Welche Symptome hat er?«

»Würmer.«

»Würmer?« entgegnete die seltsame Frau, ein we-

nig überrascht. »Was für Würmer? Doch nicht etwas sututus, oder?«

Jetzt war die Verblüffung auf Sebastiáns Seite. Wieder einmal schaute er in die beunruhigenden und fast durchsichtigen Augen, bis er schließlich mit den Schultern zuckte.

»Keine Ahnung, was ein sututu ist.«

»Winzige Larven, die einige Urwaldfliegen auf der Rückenhaut ablegen. Lebt Euer Verwandter im Urwald?«

Der Margariteno schüttelte den Kopf.

»Auf dem Meer. Und es sind keine winzigen Larven, sondern große dicke Würmer, die am ganzen Körper aus stinkenden Wunden kriechen... Einfach widerlich!«

»Aha...!«

Die Frau setzte sich auf eine Steinbank, streckte den Arm aus, auf dem ein riesiger roter Papagei Platz nahm. Mit einer Geste verwies sie ihren Besucher auf eine benachbarte Bank, blieb einen Augenblick stumm und dachte angestrengt darüber nach, während sie den Kopf des Vogels streichelte, ob ihr solche Symptome schon einmal untergekommen waren.

»Seltsam«, murmelte sie schließlich, als spräche sie mit sich selbst. »Sehr merkwürdig für einen Seemann.« Ratlos schüttelte sie den Kopf. »Wie alt ist

er?«

»45 Jahre, vielleicht fünfzig. Genau weiß ich es nicht.«

»Muß ja ein ziemlich entfernter Verwandter sein, wenn Ihr nicht mal sein Alter wißt, doch das ist nicht mein Problem.« Sie blickte ihm so tief in die Augen, als wollte sie seine Gedanken lesen. »Ist er in Europa oder Westindien geboren?«

»In Europa.«

»Und wo dort?«

»Irgendwo im Norden...« lautete die zögerliche Antwort Sebastiáns, der nicht zuviel verraten wollte.

»Wo genau, weiß ich nicht.«

Die Frau ließ den Papagei auf einen Ast flattern, musterte ihr Gegenüber erneut mit ihrem durchdringenden Blick und murmelte schließlich mit absoluter Ruhe, wobei sie ihn duzte:

»Ich hab allmählich den Verdacht, daß du zu einem jener Piratenschiffe gehörst, die oft die Küste heimsuchen. Oder schlimmer noch, zu einem Korsarschiff. Doch das spielt keine Rolle. Was mich interessiert, sind die Patienten, nicht ihr Beruf...« Sie lächelte ein wenig, und ihr Lächeln war wirklich sehr anziehend. »Pirat oder Korsar?«

»Pirat.«

»Besser so. Wenn ich ehrlich sein soll, die Scheinheiligkeit der Korsaren ist mir zuwider. Nun gut! Ich

werde mich eingehend mit der Krankheit deines >Verwandten< beschäftigen. Wann kann ich ihn sehen?«

Der Junge schüttelte heftig den Kopf.

»Unter keinen Umständen setzt der Kapitän einen Fuß an Land. Wenn er die Wahl zwischen Galgen und Würmern hat, zieht er die Würmer vor.«

»Abwarten«, lautete die ironische Antwort. »Wenn die Dinge so sind, wie sie sind, wird ihm die Schlinge bald lieber sein.« Langsam stand sie auf, als wollte sie das Gespräch damit beenden. »Ich brauche zwei Tage, um die Bücher zu konsultieren und zu sehen, was sich machen läßt.«

»Und wer garantiert mir, daß bei meiner Rückkehr nicht die Soldaten auf mich warten?«

Sein Gegenüber sah ihn abschätzig an, als könnte sie es nicht fassen, daß jemand sie des Verrats für fähig hielt.

»Raquel Toledo«, antwortete sie schließlich ziemlich bitter. »Was du mir gesagt hast, ist so, als hättest du es einem Priester anvertraut. Zwar kann ich die nicht unbedingt leiden, doch ein Geheimnis können sie hüten. Genieß die Stadt, aber bitte unauffällig, und komm in zwei Tagen wieder.«

Sebastian Heredia zog ein scharfes Messer aus dem Gürtel, schnitt den Barsch auf, zeigte eine Handvoll schöner kichererbsengroßer Perlen vor und legte

fünf auf die Steinbank.

»Das ist Euer Vorschuß. Den Rest bekommt Ihr, wenn der Kapitän geheilt ist.«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich ihn heilen werde«, lautete die trockene Antwort. »Nur, daß ich es versuchen werde. Und jetzt ab mit dir.« Als der Junge schon fast am großen Portal angelangt war, rief sie ihn zurück und fügte hinzu: »Und das nächste Mal kommst du bitte am Abend. Man muß ja nicht unbedingt sehen, wie ein Pirat am hellichten Tage bei mir aus – und eingeht.« Sie zeigte ein schelmisches Lächeln. »Obwohl du, ehrlich gesagt, eher wie ein Klosterschüler als wie ein Pirat ausschaust.«

Verwirrt bis gekränkt verließ der Margariteno das große Haus. Noch immer wußte er nicht so recht, was in dem schattigen Innenhof voller krächzender Papageien geschehen war.

Er hatte erwartet, einem alten Juden mit langem Bart und Hakennase zu begegnen, vielleicht so einem wie dem Ladino Samuel, dem Geldverleiher von La Asuncion, den sein Vater mehr als einmal hatte aufsuchen müssen, wenn die Perlenfischerei nicht den erhofften Gewinn abwarf. Doch hier hatte er es mit einer beunruhigenden und überraschenden Frau zu tun, die ihr Leben lang auf eigenen Beinen gestanden hatte.

Abgesehen von den einfachen Dorfbewohnern von

Juan Griego hatte Sebastián Heredia nur mit den fröhlichen und schamlosen Huren der »Winterquartiere« zu tun gehabt. Und wenn er ehrlich war, mußte er zugeben, daß er sich nie hätte träumen lassen, daß eine Frau Bücher lesen, etwas von Medizin verstehen und so selbstbewußt sprechen könnte wie Raquel Toledo.

Nicht die Tatsache, daß er eine Ärztin vor sich hatte, die ihn gleichzeitig anzog und abstieß, auch nicht ihr charmanter exotischer Akzent, sondern ihre nicht vorgeschützte, sondern tatsächliche Überlegenheit ließ den armen Perlenfischer aus Margarita, der zum Piraten geworden war, darüber nachdenken, welche unergründliche Kluft zwischen seiner eigenen Welt und der eines so einzigartigen Geschöpfes bestand.

Er nahm auf einer Mauerböschung des weiten Palmenstrands Platz und fragte sich, ob jene Raquel Toledo, Schwester eines konvertierten Juden und selbst Jüdin, die zum Christentum übergetreten war, nicht in Wahrheit eine jener gefürchteten Hexen war, von denen man sich an Bord der Jacare in den langen Mußestunden so viel erzählte.

Sie konnte lesen, glaubte nicht an Jesus, konnte geheimnisvolle Tränke gegen eklige Würmer zubereiten und hatte darüber hinaus zwei beunruhigende Augen und hellblondes, fast weißes Haar. Ohne Zweifel konnte man sie viel eher als echte Hexe an-

sehen als all die anderen Geschöpfe, von denen der arme Junge in seinem kurzen Leben gehört hatte.

»Gefällt mir nicht«, murmelte er schließlich in sich hinein. »Gefällt mir überhaupt nicht.«

Längere Zeit hing er seinen Gedanken nach, bis ihn der Hunger packte und er sich ohne Hast auf die breite Esplanade am Hafen begab. Dutzende Frauen priesen dort mit lauter Stimme alle möglichen zubereiteten scharfen Speisen an, als hätte man in der unglaublichen Hitze der Stadt, in der sich kein Lüftchen regte, nicht schon genug geschwitzt.

Mit einem Beutel voller Geld und unendlicher Neugier stürzte sich der Junge aus Margarita bald in den Schlund der heißesten, lebendigsten und pulsierendsten Stadt der Karibik. Sie war das Herz einer Neuen Welt und seit dem Niedergang von Santo Domingo die inoffizielle Hauptstadt des Kontinents.

In Cartagena de Indias strömten nicht nur die Reichtümer, sondern auch die überaus unterschiedlichen Menschen aus allen Winkeln des spanischen Weltreichs zusammen. Auf den weiten Plätzen und in den beschaulichen Gassen liefen halbnackte Indianer mit Federschmuck herum, während elegante Fräulein ihre zarte Haut mit riesigen, reich bestickten Sonnenschirmen schützten, die sie in einem gleichmäßigen Rhythmus drehten.

Kapitäne in spanischem Sold, Seeleute, Schreiber,

Pfarrer, Mönche, Händler, schwarze Sklaven, aufgeputzte Freudenmädchen, Mischlinge und Tagelöhner: Vom Sonnenaufgang bis kurz nach Mittag war es ein einziges Kommen und Gehen. Dann leerten sich die Straßen wie durch Zauberhand, denn in der drückenden Hitze des frühen Nachmittags wagte sich nicht einmal der mutigste Straßenköter in die pralle Sonne, die einem das Hirn wegschmolz.

Drei Stunden lang war die lebendigste Stadt der Karibik wie ausgestorben. Zumindest schlief sie, und unter den schattigen Kapokbäumen der Parkanlagen und Plätze schnarchten alle, die keinen geeigneteren Platz für ihre wohlverdiente Siesta hatten finden können.

Wenn die Sonne schließlich die Palmen der Insel Baru, welche die Bucht im Osten abschloß, zu streicheln begann, erwachte Cartagena in der ersten Brise des späten Nachmittags zu neuem Treiben, das noch frenetischer war als in den ersten Morgenstunden.

Doch nun ging es viel vergnügter zu: Man lachte und sang, flanierte am Strand, tändelte im Rhythmus der Trommeln, Gitarren und Rasseln, denn Cartagena de Indias war nicht nur eine hektische, sondern vor allem auch eine sinnliche Stadt, die wie keine andere zur Fleischeslust verführte.

Jede Gasse war eine eigene Welt, jeder kleine Platz

ein Universum und jede Haustür eine Aufforderung zum Abenteuer.

Frohgemut und voller Begeisterung stürzte sich Sebastian in diese verrückte Welt der koketten Abenteuer, eine fröhliche, rumselige Welt der Lieder. Ein wenig erstaunt war er schon, daß es da eine Stadt gab, die Piraten, Korsaren, Freibeuter und feindliche Truppen zu ignorieren schien, die vor ihrer Haustüre lauerten. Jeden Augenblick konnte Gewalt und Tod, Blut und Feuer, Verbrechen und Plünderung über die fröhliche Nacht hereinbrechen, denn zu Lande und zu Wasser gab es wohl keinen Räuber, der nicht davon träumte, sich die riesigen Schätze zu holen, die in den tiefsten Gewölben der Festung San Felipe schlummerten.

Jeden Abend riegelte man mit einer dicken und schweren Kette die Einfahrt der Bucht ab. Kein Schiff kam dann mehr durch, und ein halbes Dutzend schneller Schaluppen patrouillierte auf offener See, um beim Anblick eines feindlichen Schiffs sofort Alarm zu schlagen. Doch wußte man auch, daß besagte Feinde gelegentlich die Stadt lieber umgingen, um die Einwohner Cartagenas mit einem Angriff von der Landseite zu überraschen.

Trotzdem vertrauten die Cartagener felsenfest auf die überaus erprobte Uneinnehmbarkeit von Fort San Felipe, dessen mächtige Tore sich schlossen,

wenn die Sonne den Horizont berührte, und dessen hohen Mauern sich ab diesem Zeitpunkt unter Androhung der Todesstrafe niemand mehr nähern durfte.

»In San Felipe schießt man zuerst und ruft dann >Halt<«, hieß es, und obwohl manch unschuldiger Trunkenbold im Kugelhagel der aufmerksamen Wachposten sein Leben ausgehaucht hatte, waren sich doch alle einig, einen so vernünftigen Brauch niemals abzuschaffen.

San Felipe schützte sie, und jeder Einwohner der Stadt hatte die Verpflichtung, San Felipe zu schützen und zu respektieren.

Doch unten, an den Stränden, in den Gassen und auf den Plätzen genügte eine gute Stimme, Rhythmus im Blut oder eine Flasche Rum, um an einem der unzähligen Feste teilzunehmen, mit denen man an jeder Ecke die heiße Nacht durchfeierte.

Achtundvierzig wunderbare Stunden lang vergaß Sebastián Heredia Matamoros vollständig, daß er nur ein Pirat war, auf dessen Kopf ein Preis stand, und ein Junge, der darüber unglücklich war, daß ihn seine Mutter auf die schändlichste Art verraten hatte. Achtundvierzig Stunden lang genoß er das neue Gefühl, ein »normaler« Mann zu sein, ohne bittere Vergangenheit, schwierige Gegenwart und unsichere Zukunft.

Achtundvierzig Stunden lang war er ein Fischer, der seinen Gewinn großzügig teilte, die Sänger mit Rum bewirtete und den freizügigen Frauen bunte Tücher verehrte.

Trotzdem ging ihm in diesen achtundvierzig Stunden die aufregende Frau mit den Augen aus Eis und dem strohblonden Haar so gut wie nicht aus dem Kopf.

Matte Schäfchenwolken trieben am roten Abendhimmel dahin, als Sebastian erneut den Weg zur Pforte einschlug, die in den Innenhof führte, wo die Papageien bereits im schattigen Garten vor sich hindösten. Dort empfing ihn Raquel Toledo in einem langen schwarzen Kleid mit tiefem Ausschnitt, das auf den ersten Blick nicht so recht zu ihrer Persönlichkeit und ihrer sozialen Stellung passen wollte.

»Ich habe deinen Fall studiert«, war das erste, was ihm die Hausherrin eröffnete. »Und ich bin zu dem Schluß gelangt, daß ich keine endgültige Diagnose stellen kann, ohne den Kranken selbst untersucht zu haben.«

»Und wie soll das gehen?«

»Das ist dein Problem, nicht meines«, entgegnete sie streng. »Du wirst einsehen, daß ich keine Lust habe, an Bord eines Piratenschiffs zu gehen, doch bin ich bereit, mich mit deinem >Kapitän< an einem Ort zu treffen, der für uns beide keine Gefahren

birgt.«

»Und Euer Bruder?«

»Der kann noch wochenlang ausbleiben. Und er wird dir das gleiche sagen.« Sie läutete ein Glöckchen, worauf eine schwarze Dienerin an der Tür erschien. »Jetzt kannst du das Abendessen auftragen«, befahl sie trocken.

Sebastian stand ohne Zweifel das unvergeßlichste Abendessen seines Lebens bevor. Ein Dutzend schläfriger Papageien, die gelegentlich ein tiefes Krächzen hören ließen, schaute dabei zu. Man speiste im Schein der Kerzen, unter schattigen Bäumen. Papayas und Mangos verströmten einen intensiven Duft, und Sebastian sog das aufregende Parfüm der Frau ein, die plötzlich aus allen Poren ihres Körpers Sinnlichkeit ausstrahlte.

Die scheinbar so kalte, stolze und zurückhaltende Raquel Toledo erwies sich als die unersättlichste und leidenschaftlichste Geliebte. Sebastian, der an die schamlosen Prostituierten der Insel gewöhnt war, die schnell zur Sache kamen, war mehr als überrascht, was man in einer langen Nacht mit einer Frau anstellen konnte, die so ungemein erfahren war wie diese konvertierte Jüdin.

Sie lehrte ihn in Stunden, was ihm die abgebrühtesten Dirnen nicht in Jahren hatten beibringen können, denn was Raquel Toledo mit absoluter Selbst-

verständlichkeit unter raffinierter Fleischeslust verstand, ging weit über das hinaus, was man von irgendeiner anderen Frau ihrer Zeit erwarten konnte.

Eine Überraschung jagte die andere, und der zeitweilig eingeschüchterte Junge wechselte, beinahe ohne es zu merken, von der aktiven in die passive Rolle, denn seine geschickte Lehrerin nahm bald die Zügel in die Hand und führte ihn auf bis dahin unbekannte und dabei so angenehme Wege, daß er schließlich bei Anbruch des Tages erschöpft zusammensank. Er konnte es kaum fassen, daß man in einer einzigen Nacht so viele und so wundersame Heldentaten in der Liebeskunst vollbringen konnte.

Am folgenden Nachmittag ging er wieder an Bord der kleinen Schaluppe und setzte Kurs auf die fernen Islas del Rosario. Noch immer hatte er den Eindruck, bis zum Überdruß von einer Frau benutzt worden zu sein, für die Männer lediglich Objekte für den täglichen Gebrauch zu sein schienen.

»Ich weiß nicht, warum zum Teufel die nur Angst hat, an Bord eines Piratenschiffs zu gehen«, sagte er sich. »Die einzigen, die sich dabei wirklich einer Gefahr aussetzen, sind die Piraten. Ich glaube, die könnte es mit der ganzen Besatzung aufnehmen, ohne daß dabei auch nur ihre Haare unordentlich würden.«

Vier Meilen vom Archipel entfernt kreuzte die Ja-

care seinen Weg, und kaum hatte Sebastian das Deck betreten, lief er in die Kajüte des Kapitäns, um ihm zu erzählen, was vorgefallen war. Die verwirrenden Ereignisse der letzten Nacht erwähnte er dabei natürlich nicht.

»Kann man ihr vertrauen?« wollte der Schotte als erstes wissen. »Soweit ich weiß, sind momentan fünftausend Dublonen auf meinen Kopf ausgesetzt.«

»Ich habe den Eindruck, daß sie ihren eigenen höher schätzt. Und sie ist wohl intelligent genug, um zu begreifen, daß wir sie beim geringsten Anzeichen von Verrat in Stücke schießen.«

»Wie ist sie?«

»Außergewöhnlich.«

»Was soll das heißen?«

»Daß sie anders ist als alle anderen Frauen, die ich je kennengelernt habe...« Sebastián machte eine kleine Pause. »Und alle Männer.«

»Sie ist Jüdin.«

»Zum Christentum übergetreten. Und das tut eigentlich nicht viel zur Sache.« Der Junge stieß einen tiefen Seufzer aus, um es endlich zuzugeben: »Ehrlich gesagt, weiß ich noch immer nicht, was ich von ihr halten soll. An ihrer Seite fühle ich mich winzig.«

»Winzig?« wiederholte der Schotte ungläubig. »Da denke ich, einen Mann aus dir gemacht zu haben,

und du kommst mir mit so was. Wovon redest du, zum Teufel?«

»Von Raquel Toledo, Kapitän...« Sebastián senkte die Stimme, als fürchtete er, jemand anderer könnte ihn hören, und fügte fast wispernd hinzu: »Sie hat mich besessen.«

Der Glatzkopf musterte ihn entgeistert.

»Sie hat dich besessen?« entgegnete er im gleichen, fast unhörbaren Ton, während er mit geballter Faust eine unzweideutige Handbewegung machte. »Willst du sagen, daß sie dich vergewaltigt hat? Richtig vergewaltigt?«

»Nein, Kapitän! Seid doch nicht so roh! Doch nicht so was«, protestierte der andere. »Wie sollte mich eine Frau vergewaltigen?«

»Was weiß ich denn? Vielleicht war sie ja ein verkleideter Sodomit.« Er zuckte mit den Schultern. »Soll ja schon vorgekommen sein!«

»Kein Sodomit!« ereiferte sich der Junge. »Eine Frau. Die weiblichste Frau der Welt.«

»Also weiter? Sprich dich aus!«

Zähneknirschend erzählte der Junge, der nicht wußte, ob er sich verlegen, schuldig oder stolz fühlen sollte, alle Einzelheiten seiner fast unglaublichen erotischen Abenteuer der vergangenen Nacht. Der grobschlächtige und blutrünstige Pirat hörte mit offenem Mund zu und vergaß wenigstens für einen

längeren Augenblick seine Qualen, die ihm die Wunden und die Würmer bereiteten.

»Ich kann's nicht glauben!« wiederholte er ein ums andere Mal. »Das hat sie wirklich gemacht? Meine Güte! Also noch mal, sie hat dich gebadet, ans Bett gefesselt und dann mit der Zunge... Verdammt, und mich fressen die Würmer auf. Wenn sie so was schon mit einem Schiffsjungen treibt, was zum Teufel macht sie dann erst mit einem Kapitän?« Er stieß einen tiefen Seufzer aus. »Die muß ich kennenlernen«, schloß er. »Ich kann nicht sterben, bevor ich nicht jemanden getroffen habe, der solche Dinge tut.«

»Und wie stellen wir das an?«

»Laß mich nachdenken.«

Am folgenden Tag ließ Kapitän Jack Sebastian schon im Morgengrauen rufen, gab ihm einige sehr präzise Befehle und schärfte ihm ein, diese wortwörtlich auszuführen. Kurze Zeit später verabschiedete sich der Junge erneut von seinem Vater und ging mit seiner Schaluppe zum zweiten Mal auf Kurs Cartagena.

Schon in Sichtweite der Hafenfestungen mußte er eine gute Stunde lang beidrehen, weil eine sanfte Brise von Land her wehte und in diesem Augenblick drei riesige Galeonen, die von einem schnellen Kriegsschiff mit über 70 Geschützen begleitet wur-

den, in den Hafen einführen.

Mit so schwerfälligen Schiffen, die quadratische Segel gesetzt hatten, war es wahrlich keine leichte Aufgabe, bei Gegenwind die tiefste Stelle in der Bucht anzusteuern. Der Margariteno mußte zugeben, daß Kapitäne und Besatzungen ihr Handwerk verstanden, denn eine nach der anderen defilierten die Galeonen an den Festungen San Fernando und San Jose vorbei, die zu ihrer Ankunft Salut schossen.

Sebastian folgte ihnen in die Bucht und fragte sich, ob die Galeonen wohl Gold aus Mexiko oder Silber aus Peru geladen hatten, oder ob sie Quecksilber aus Almaden an Bord hatten, das für die Bergwerke von Potosi bestimmt war.

Dann steuerte er auf den Fischerhafen zu, und als es dunkel wurde, ergriff er mit zitternder Hand den schweren Türklopfer in Form eines Wasserspeiers und hämmerte damit an die dicke Pforte des Hauses mit den Papageien.

Raquel Toledo empfing ihn in einem feinen blütenweißen Kleid, und nach einem üppigen und köstlichen Abendessen, das wieder im Garten serviert wurde, fiel sie wiederum wie eine Spinne über ihr schutzloses und hypnotisiertes Opfer her und praktizierte an ihm alle möglichen Zaubereien, als wären die Kenntnisse dieser himmlischen Frau in den kompliziertesten Formen der Liebeskunst ohne

Grenzen.

»Wo hast du das alles gelernt?« wollte Sebastián in einer jener kurzen Pausen wissen, die sie ihm zugestand.

»Aus Büchern.«

»Aus Büchern?« versetzte der arme Junge ungläubig. »Ich hätte nie gedacht, daß es Bücher gibt, in denen so etwas steht.«

»Doch, die gibt es sehr wohl. In allen Ländern und in allen Sprachen«, entgegnete sie belustigt. »Doch die galante Literatur des Orients über die Kunst der Liebe ist die beste und lehrreichste«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Und die einzige, die niemals aus der Mode kommt. Zeiten, Kulturen und Könige wechseln sich ab, aber die Methode, wie ich es schaffe, daß >er< auf mein Streicheln reagiert und mich stundenlang glücklich macht, die ändert sich nie.«

»Und hast du viele solche Bücher?«

»Ganze Regale voll.«

Auf diese Weise verbrachten sie die ganze Nacht, den folgenden Tag und die folgende Nacht. Als erneut der Morgen graute, gingen Sebastian und Raquel, die jetzt das einfache Kleid einer Bäuerin trug, zum Hafen hinunter und bestiegen die Schaluppe. Als sie die Hafenausfahrt erreichten, wurde gerade die Kette eingezogen, damit die ersten Schiffe die Bucht verlassen konnten.

Unmittelbar darauf nahmen sie Kurs nach Süden und fuhren ohne Eile in Richtung der Islas del Rosario, getrieben von der gleichen Landbrise, die auch zwei Tage zuvor geweht hatte.

Drei Stunden später versicherte sich der Margariteno, daß kein Segel am Horizont zu sehen war, ging Backbord und steuerte direkt auf die große Insel Barú zu. Zwanzig Meter vor einem winzigen Strand mit Palmen und Mangroven ging er schließlich vor Anker.

Kurz darauf tauchte Kapitän Jack aus dem Dickicht auf und winkte fröhlich mit der Hand.

»Keine Gefahr!« rief er.

Als der Bug der Schaluppe auf Sand stieß, zog Raquel Toledo aus einer schweren Tasche, die sie bei sich hatte, eine riesige Pistole, und während sie auf den Kapitän zielte, bedeutete sie Sebastian mit überraschender Kälte:

»Sobald ich einen Fuß an Land setze, stichst du wieder in See, und denk dran, wenn sich irgend jemand nähert, schieß ich den Kopf deines geliebten Kapitäns in Stücke. Alles klar?«

Da Sebastian bereits nichts mehr überraschen konnte, was diese verwirrende Frau tat oder sagte, beließ er es bei einem leichten Nicken. Die Frau sprang aus dem Boot und näherte sich mit Pistole in der einen und Tasche in der anderen Hand dem wartenden

Schotten.

Als die Jüdin ihn erreicht hatte, befahl sie ihm lakonisch:

»Entkleidet Euch!«

»Ich soll mich ausziehen?« gab sich ihr Gegenüber schockiert. »Hier?«

»Die Affen werden sich nicht erschrecken. Und ich auch nicht«, lautete die barsche Antwort. »So verlieren wir keine Zeit.«

Mit einer Frau, die offenbar das Befehlen noch mehr gewohnt war als der Kapitän der Jacare selbst, war das Diskutieren völlig zwecklos, daher zögerte er nur einige Sekunden, bevor er gehorchte, und kurze Zeit darauf stand er am Strand, wie Gott ihn erschaffen hatte.

Ohne die Waffe einzustecken, ging Raquel um ihn herum und studierte aufs Genaueste jede einzelne Wunde.

Schließlich holte sie aus ihrer riesigen Tasche ein scharfes Stilett, öffnete eine der Wunden und füllte Eiter und Würmer in ein kleines Metallkästchen.

»Ihr könnt Euch wieder ankleiden«, bedeutete sie ihm, während sie im Schatten einer Palme Platz nahm und die wimmelnden ekligen Tierchen aus der Nähe betrachtete.

Wenig später hockte sich ein übellauniger Kapitän Jack mit gesenktem Kopf neben die Jüdin.

»Was haltet Ihr davon?« wollte er wissen.

»Daß Ihr Glück habt, überhaupt noch am Leben zu sein. Aber wenn Ihr weiter in diesen Breiten verweilt, wird Euch dieses Glück bald verlassen.« Sie blickte auf und sah ihm ins Gesicht.

»Meiner Meinung nach gibt es nur ein Heilmittel: ein kaltes Klima. In dieser feuchten Hitze, bei diesen Insekten, ist nichts zu machen.«

»Seid Ihr sicher?«

»Absolut! Die Infektion ist bereits zu weit fortgeschritten, um ganz sicherzugehen, doch ist das zweifellos der beste Rat, den ich Euch geben kann. Ich habe Euch eine Salbe mitgebracht, die Eure Schmerzen lindern wird, doch gegen die Würmer müßte ich Euch ein Gift verabreichen, das Euch schließlich umbringen würde.«

»Verlangt Ihr von mir, daß ich alles aufgebe?«

»Ich verlange überhaupt nichts von Euch«, gab Raquel Toledo mit jenem Nachdruck und Gleichmut zurück, die sie so unnahbar erscheinen ließen. »Ich gebe Euch lediglich einen Rat, der auf vielen Jahren Erfahrung beruht. Wenn Ihr in Westindien bleibt, werdet Ihr keine zwei Monate mehr leben, das dürft Ihr mir glauben. Alles andere ist Eure Sache.«

Lange Zeit betrachtete der Kapitän geradezu mit besessener Aufmerksamkeit die riesige Wunde, die sich fast über seinen gesamten linken Unterarm aus-

breitete, und schließlich erhob er sich und lehnte sich gegen den Stamm einer Palme.

»Ihr habt Euch als sehr mutige Frau erwiesen«, murmelte er schließlich. »Nicht nur, daß Ihr es gewagt habt, hierherzukommen, sondern auch, daß Ihr die Dinge so unverblümt beim Namen nennt, obwohl Ihr wißt, daß Ihr es mit einem Piratenkapitän zu tun habt.«

»Könige, Piraten oder Bettler, wenn sie krank werden, sind sie nur noch Patienten, und als solche behandle ich sie alle gleich.« Sie lächelte, und es war ein warmes, mitfühlendes und in gewisser Weise beruhigendes Lächeln. »Ich möchte Euch keine falschen Hoffnungen machen. Doch ich bin davon überzeugt, wenn Ihr nach Europa zurückkehrt, habt Ihr gute Aussichten, alt zu werden.«

»Was haltet Ihr von Schottland?«

»Ich bin nie dort gewesen, doch scheint mir das ein sehr geeigneter Ort zu sein.«

Kapitän Jack löste einen schweren Beutel aus seinem Gürtel und setzte ihn vor ihr ab.

»Das ist der Lohn für Euren Mut. Die Perlen sind für die Konsultation.« Er ging zum Wasser hinunter, gab Sebastián einen Wink, näher zu kommen, und als dieser ihn ohne weiteres verstehen konnte, bedeutete er ihm: »Bring die Senora nach Hause, und genieße die nächsten zwei Nächte, so gut du kannst.

Nur zwei Nächte!«

Der Junge grinste von einem Ohr zum anderen.

»Länger halt ich es auch nicht aus.«

Wenige Tage, nachdem Sebastian an Bord zurückgekehrt war, ließ Kapitän Jack ihn erneut in seine Kajüte rufen, und kaum waren sie allein, kam er ohne Umschweife zur Sache:

»Wie viele Perlen hast du?«

»Ich habe keine Ahnung«, gab der verblüffte Junge in aller Ehrlichkeit zu.

»Aber ich. Mit deinem Anteil an der Beute und dem, was du mir abgeluchst hast, müßten dir wenigstens fünfhundert geblieben sein. Stimmt's?«

Der Margariteno überlegte eine Weile, zögerte kurz und nickte leicht.

»Kann sein.«

Kapitän Jack musterte ihn lange, als wolle er noch einmal über etwas nachdenken, worüber er sich schon lange den Kopf zerbrochen hatte. Die folgenden Worte schienen ihm unendlich schwerzufallen.

»Für diesen Preis verkaufe ich dir das Schiff.«

»Die Jacare...?« fragte Sebastian Heredia verdattert.

»Die Jacare, mit Besatzung und Fahne«, lautete die entschlossene Antwort. »Ich kenne dich gut und bin überzeugt, daß du sie in meinem Sinne führen und nicht entehren wirst.« Er machte eine Pause, um

zähneknirschend einen Schmerzenslaut zu unterdrücken, und lächelte schließlich gequält. »In diesen Zeiten ist es nicht leicht, sich einen Namen zu machen, auch als Pirat nicht, daher rate ich dir, wenn du das Schiff haben willst, auch meinen Namen und meine Flagge zu übernehmen. Das wird dir Probleme ersparen.«

»Ich habe mir niemals vorgestellt, mein ganzes Leben lang Pirat zu bleiben. Eigentlich wollte ich Lehrer werden.«

»Was du lehren könntest, paßt in das Loch dieses Zahns«, gab der Schotte mit grausamer Ironie zurück. »Außerdem heißt es in diesem Metier: >Einmal Pirat, immer Pirat<. Das kann man nicht wie ein altes Paar Stiefel hinter sich lassen.«

»Warum wollt Ihr dann Schluß machen?«

»Weil mir keine Wahl bleibt. Gut, ich habe zwar schon gesagt, daß du dich besser zur Ruhe setzt, bevor sie dir den Hals langziehen, doch ein Jahr unter eigener Flagge ist besser als zehn unter der des Königs...« Der Glatzkopf stieß einen tiefen Seufzer der Resignation aus. »Es wird mir abgehen, dieses Leben. Doch seit einiger Zeit ist es kein Leben mehr, und die Jüdin hat sicher recht, daß nur ein kühles Klima diese widerlichen Biester umbringt.« Er spuckte aus und fuhr beinahe aggressiv fort: »Was hältst du von meinem Vorschlag?«

»Ich muß darüber nachdenken.«

»Du hast zwei Tage.«

Sebastian war froh, nach dem Gestank eines lebendigen Toten in der Kabine wieder frische Morgenluft atmen zu können. Er ließ sich auf dem Achterkastell nieder, unweit der Stelle, an der sein Kapitän Platz zu nehmen pflegte, als wollte er sich ein Bild davon machen, was es bedeutete, Kapitän eines Schiffs zu sein und Befehle zu geben, denen keiner widersprach.

Ein großartiges Angebot, ohne Zweifel. Was waren schon die Perlen, die lediglich einen Frauenhals schmücken konnten, gegen die Jacare, gegen das kühnste und stolzeste Schiff der Weltmeere?

Er frage sich, ob er es befehligen konnte.

Das Schiff, bestimmt.

Die Besatzung, wahrscheinlich nicht.

Immerhin waren es Piraten.

Alte blutrünstige Piraten, die einen Befehlshaber nötig hatten, der sie, falls sie nicht spurten, auch zu den Haien schicken konnte. Der Junge zweifelte, ob er jemals zu so einem Befehl fähig sein würde.

Er ließ die Augen über Deck wandern und musterte die vertrauten Gesichter unter einem ganz neuen Blickwinkel, als wollte er herausfinden, wem er einen Verrat zutrauen mußte, und schließlich kam er zu einem beunruhigenden Schluß: Fast die Hälfte

dieser zerlumpten Halunkenschar würde nicht mit der Wimper zucken, ihn zu gegebener Stunde an einen riesigen Anker zu binden.

»Woran denkst du?«

Er drehte sich zu Lucas Castano um, der ihn offensichtlich schon längere Zeit an die Reling gelehnt beobachtet hatte. Sebastian kannte den Panamesen gut genug, um sich klar zu sein, daß Lucas genau wußte, worum sich der Junge Sorgen machte. Daher deutete er lediglich auf die Kapitänskajüte und fragte:

»Hat er es dir gesagt?«

»Ich hab's ihm vorgeschlagen.«

»Eigentlich solltest du seinen Posten übernehmen, wenn er aufhört.«

»Das meiste Geld habe ich in Huren und Rum investiert«, versetzte der andere und schnalzte mit der Zunge, als wolle er sich über sich selbst lustig machen. »Den Rest habe ich verschleudert.«

»Ich sehe mich nicht als Piratenkapitän.«

»Wenn du schon ein Seeräuber bist, dann lieber Kapitän als Schiffsjunge«, lautete die nicht unlogische Antwort. »Und zweifellos bist du der Schlaueste an Bord.«

»Wirst du mein Adjutant sein?«

Jetzt deutete Lucas Castano auf die Kajüte von Jacare Jack und entgegnete:

»Zwölf Jahre lang bin ich der seine gewesen, und ihn umzubringen wäre mir nicht viel schwerer gefallen als dich.«

»Verstehe.«

»Also überleg's dir gut.«

Er entfernte sich, ohne dem Gespräch viel Bedeutung beimessen zu wollen und überließ Sebastian seinen unendlichen Zweifeln.

Natürlich war die Chance verlockend, Kapitän eines großartigen Schiffs zu werden, doch wußte er auch, daß sein Leben damit eine neue Wendung nahm. Stets hatte er seinen Aufenthalt auf der Jacare als unvermeidliche Episode seiner Jugendzeit betrachtet, an der ihn keinerlei Schuld traf. Äußere Umstände, für die er nichts konnte, hatten ihn dazu gezwungen, sich dieser Bande Seewölfe anzuschließen, doch von heute auf morgen Schiff, Fahne und Ruhm des gefürchteten Kapitäns Jacare Jack zu »erben«, würde ihm ein unauslöschliches Mal aufdrücken. Von nun an würde es keinen Ort mehr geben, ob zu Lande oder zu Wasser, wo man ihn nicht als sicheren Kandidaten für den Galgen ansehen würde.

Er betrachtete seinen abwesenden Vater, dessen Geist in fernen Meeren segeln mochte, und es tat ihm weh, ihn bei der wichtigsten Entscheidung seines Lebens nicht um Rat fragen zu können.

Wenn er das Angebot des Schotten annahm, das

war ihm völlig klar, war er dazu verurteilt, den Rest seines Lebens an Bord eines Schiffs zu verbringen. Die Jacare wäre zwar sein Königreich, doch nur ein winziges in der Unendlichkeit der Ozeane.

Seine Grenzen würden für immer von der Reling des Schiffs bestimmt und das Land – alle Länder! – würde ihm ein feindlicher Ort sein, wo er sich niemals mehr sicher fühlen würde.

Für die meisten Seeleute, so sehr sie ihre Lebensweise auch lieben mochten, bedeutete das Land einen Ort der Rückkehr, oft auch einen ersehnten Hafen, in dem man im Notfall Zuflucht fand. Doch ein Pirat mußte stets mit der Angst leben, daß ihn an keinem Ort ein freundlicher Empfang erwartete und kein Hafen ihm während eines tobenden Sturms Schutz gewährte.

Ohne zu wissen warum, mußte er plötzlich an das unbeschreibliche Vergnügen denken, das ihn jedesmal erfüllte, wenn das Schiff seines Vaters Cabo Negro passierte und er in der Ferne die kleine Celeste und das alte Haus am Fuß der Festung La Galera erblickte. Im Haus erwarteten ihn Mutter und Schwester, und am Strand seine Freunde.

Jeder Tag, an dem er die Landzunge umrundet hatte, war für ihn ein wunderbares Schauspiel, doch heute konnte er noch so viele Landzungen umsegeln, da gab es nichts, was sich auch nur im entferntesten

mit seinem verlorenen Heim und seinem geliebten Strand vergleichen ließ, an dem er so oft gespielt hatte.

Kapitän eines Schiffs zu werden, über dem die schwarze Flagge flatterte, bedeutete gleichzeitig, auf die Möglichkeit zu verzichten, eines Tages ein Haus oder einen Strand wie aus seiner Kindheit zu finden und endgültig sein vergangenes Leben abzuschreiben. Kein Entschluß also, der einem Jungen im Alter Sebastians leichtfallen konnte, auch wenn er in den schwierigen Jahren an Bord viele Erfahrungen hatte sammeln können.

Doch die Versuchung war schon riesengroß.

Vor allem dann, wenn er zusah, wie der Bug der Jacare geschmeidig durch das Wasser glitt und das Schiff über dem Wasser dahinschwebte wie ein riesiger Albatros, der genau wußte, daß ihm in diesem Meer von einem Horizont zum anderen nichts Böses drohte.

Wer träumte nicht davon, ein Schiff zu besitzen, mit dem man die äußersten Regionen der Welt erreichen konnte, ohne Grenzen außer denen der eigenen Person, ohne Gesetze außer denen, die man selbst diktierte? So wog Sebastian die folgenden vierzig Stunden wie besessen das Für und Wider seiner Tage ab, die so anders verlaufen würden als bisher.

Zu guter Letzt kam er zu dem Schluß, daß er zu

keiner

Entscheidung gelangen konnte, ohne nicht vorher seinen Vater um Rat gefragt zu haben, obwohl er wußte, daß dieser wie schon seit Jahren wahrscheinlich jegliche Verantwortung von sich weisen würde.

»Ein schönes Schiff«, murmelte Miguel Heredia Ximénez, nachdem er mit ungewohntem Interesse den Ausführungen seines Sohnes zugehört hatte.

»Und jeder, der etwas wirklich Schönes besitzt, lebt mit der Angst, daß man es ihm entreißt. Wenn du deine Perlen an verschiedenen Orten aufbewahrst, kann sie dir niemand alle rauben, doch ein Schiff kann man nicht teilen.« Er schüttelte den Kopf. »Ein Schiff ist wie eine Frau: Man kann es dir nehmen.«

»Ich werde es zu verteidigen wissen.«

»Bist du bereit, dafür zu töten?«

»Ich weiß nicht.«

»Dann finde es heraus, bevor du eine Entscheidung triffst, denn du kannst sicher sein, daß eine Menge Leute sehr wohl bereit sein werden zu töten, um es dir zu rauben.« Er sah ihm in die Augen. »Glaubst du, es lohnt sich?«

»Hängt vom Toten ab.«

»Einen ehrenwerten Mann reut der Tod eines Mistkerls mehr als einen Mistkerl der Tod eines Unschuldigen.«

Diese Lehre seines Vaters blieb Sebastian am tief-

sten und für alle Zeiten im Gedächtnis haften. In diesem schlichten Satz lag die Quintessenz seiner Werte und seiner Weltanschauung.

Wie die überwältigende Mehrheit der Menschen mit reinem Gewissen wog Miguel Heredia Gut und Böse ganz anders ab, als es sein Sohn jetzt tun mußte. Was ihn in erster Linie beunruhigte, war die Tatsache, daß die Kriterien, die sein Sohn für seine Entscheidung anwenden mußte, nichts mit den Moralvorstellungen zu tun hatten, die er ihm von Kindheit an einzuimpfen versucht hatte.

Es war ihm aber klar, daß er auf das Schicksal des Jungen ebenso jeglichen Einfluß verloren hatte wie auf sein eigenes. Daher beließ er es dabei, den abgenutzten Wetzstein wieder in die Hand zu nehmen, um seine passive Beschäftigung wieder aufzunehmen, und murmelte gleichzeitig:

»Einen armen Irren um Rat zu fragen kommt auf gleiche hinaus, wie einen armen Teufel um Almosen zu bitten: Das einzige, was du erreichst, ist seine Demütigung.«

Daß ein Mensch sich selbst als armen Irren bezeichnete, war eigentlich sehr seltsam, doch hatten die vergangenen Jahre, die er mit stumpfsinnigem Messerschleifen zugebracht hatte, Miguel Heredia – der im Grunde niemals verrückt gewesen war zur bitteren Schlußfolgerung veranlaßt, daß er tatsäch-

lich geisteskrank war, und offensichtlich hatte er keine Scheu, das offen zuzugeben.

Kurz bevor in dieser Nacht ein roter Halbmond am Horizont erschien, nahm Lucas Castano neben dem Jungen aus Margarita am Vordersteven des Schiffs Platz und wollte wissen:

»Und nun?«

Sebastián musterte ihn eisern, um seinerseits zu fragen:

»Wem kann ich vertrauen?«

»Dir selbst.«

»Niemandem sonst?« entsetzte sich der Junge.

»Das scheint dir wenig?« lautete die ironische Antwort. »Was hilft es dir, auf hundert Männer zu vertrauen, wenn du selbst scheiterst?« Der Panamese deutete vielsagend auf das Achterkastell. »Dort schläft der Kapitän, so vom Fieber geschüttelt und von den Würmern zerfressen, daß er kaum noch eine Waffe halten kann, doch nicht einer dieser Mistkerle hat auch nur den Mumm, die Stimme zu heben.« Er grinste übers ganze Gesicht: »Du mußt lernen, zu befehlen.«

»Und wer bringt mir das bei?«

»Das lehren sie nicht einmal in Salamanca, mein Sohn. Nicht einmal dort.«

Im Morgengrauen rief der Schotte Sebastián zu sich in die Kajüte.

»Wie hast du dich entschieden?«

»Ich werde das Schiff nehmen.«

»Und die Flagge?«

»Die auch.«

»Wenn das so ist, solltest du auch meinen Namen übernehmen. Du tust mir damit einen Gefallen, und dir übrigens auch.«

»Warum das denn?« erstaunte sich der Margariteno.

»Wenn Kapitän Jacare Jack weiter in der Karibik Schiffe überfällt, wird keiner ihn mit einem reichen Mann aus Westindien in Verbindung bringen, der nach Aberdeen zurückgekehrt ist. Und wenn sie dich eines schlechten Tages erwischen, wird keiner auf die Idee kommen, daß ein bartloses Jüngelchen Jacare Jack sein könnte, der seit über zwanzig Jahren die Meere unsicher macht.«

»Ganz schön raffiniert!«

»Dieses Schiff ist für Seitenwinde wie geschaffen.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Wind von achtern hilft allen in gleicher Weise, doch alle Winde auszunutzen gelingt nur den Schlaunen.« Er sah ihn von der Seite an. »Wo bewahrst du deine Perlen auf?«

»Auf der Insel.«

»Wir können dort haltmachen, um sie zu holen, und dann läßt du mich in England von Bord. Ab dann

gehört das Schiff dir.«

»In England?« entgegnete Sebastian schockiert.
»Aber das liegt doch...!«

»Südlich von Schottland«, unterbrach ihn Kapitän Jack belustigt. »Nichts ist perfekt. Nicht einmal meine Heimat...« Er streckte ihm die Hand entgegen, in die Sebastian kräftig einschlug, und schloß: »Also abgemacht, aber das bleibt für den Augenblick lieber unter uns. Einigen wirst du gar nicht gefallen.«

»Und wer sind die?«

»Das mußt du selber rausfinden, und zwar lieber früher als später...« Jacare Jack nickte ihm zum Abschied zu. »Und jetzt sag Lucas, daß er Kurs auf die Insel nehmen soll, und laß mich ausruhen. Jetzt wo ich weiß, daß ich bald zu Hause sein werde, kann ich ja vielleicht etwas schlafen.«

»Habt Ihr noch ein Haus in Aberdeen?«

Traurig schüttelte der Schotte den Kopf.

»Ich bin auf der Straße aufgewachsen und mit zwölf auf mein erstes Schiff gegangen. Jedes Haus, das ich mir dort kaufe, wird mein Haus sein, doch gibt es da eines, unter dessen Portal ich manche Nacht geschlafen habe, von dem habe ich immer geträumt.« Er lächelte bitter. »Dafür brauche ich deine Perlen.«

Wieder zurück an Deck, suchte Sebastián Lucas

Castafio, um ihm den Befehl des Schotten zu überbringen. Der Panamese verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln.

»Gehen wir deine Perlen holen?«

»Möglich.«

»Das heißt, daß wir bald einen neuen Kapitän kriegen.«

Der Angesprochene zuckte fast unmerklich mit den Schultern.

»Auch möglich.«

»Gratuliere, Junge!« lautete die ehrliche Antwort des Adjutanten, während er Sebastian herzlich auf die Schultern klopfte. »Und alles Glück der Welt. Du wirst es brauchen...«

Als hielte er damit einen bedeutenden Abschnitt im Leben des Schiffs für beendet, fuhr er den wachhabenden Steuermann an:

»He, du verdammter Maure! Kurs Nordost!« Und zu den zwei Männern gewandt, die auf Deck in einer Ecke Karten spielten: »Und ihr zwei, kümmert euch um das Manöver!«

»Was soll denn jetzt diese Kursänderung?« wollte einer von ihnen wissen, der sich nur unwillig aus einem Spiel reißen ließ.

»Hier befiehlt der Kapitän und kein Hurensohn... Noch Fragen?«

Es gab keine Fragen mehr, denn schließlich war es

ziemlich egal, welchen Kurs sie steuerten, solange das Meer ruhig, die Winde günstig waren und sich kein Segel am Horizont zeigte.

Die meisten Schiffe brachen von einem Hafen auf und fuhren irgendwo hin, daher war dort das Leben an Bord von der Notwendigkeit bestimmt, früher oder später das Ziel zu erreichen. Die flüchtige Jacare dagegen vagabundierte von einem Ort zum anderen, stets bereit, sich auf ein ahnungsloses Opfer zu stürzen oder eine schnelle Flucht zu unternehmen, wenn der Feind zu mächtig war. Das bloße Segeln war daher eine monotone Lebensweise ohne große Überraschungen.

Ein Überfall war eine Angelegenheit von Stunden, doch eine Beute konnte Wochen, ja Monate auf sich warten lassen. Daher hatte sich die Besatzung der Jacare daran gewöhnt, das schnittige Schiff als ihren heimatlichen Herd anzusehen, und die Geduld als ihre Verbündete.

Man aß, schlief, schrubbte die Decks, schwatzte oder spielte Karten, wohl wissend, daß das harte Geschäft der Piraten in erster Linie langweilige Routine bedeutete. Aufgrund der langen Mußbestunden erinnerte die verwahrloste Besatzung eher an eine Bande von Vagabunden als an eine schlagkräftige Truppe von Halunken, die in der Lage war, eine ganze Flotte zu versenken.

Sebastián Heredia fing an, jeden einzelnen unter die Lupe zu nehmen, um herauszufinden, wer von ihnen auf die verlockende Idee kommen könnte, ihm ein Messer in den Rücken zu jagen, um das Kommando an sich zu reißen. Und er kam zur schmerzlichen Überzeugung, daß er nahezu die Hälfte der Mannschaft loswerden mußte, wenn er in Zukunft noch ruhig schlafen wollte.

Als die sichere Zuflucht der Grenadinen schon in Sichtweite war, weihte er den Kapitän in seine Gedanken ein. Der beschränkte sich darauf, mit beiden Händen anzudeuten, wie gleichgültig ihm das war.

»Sobald dir das Schiff gehört, kannst du machen, was du willst. Eines aber solltest du wissen: Wenn du einige von ihnen zum Teufel schickst, werden die anderen glauben, daß du vor ihnen Angst hattest, und von da an kannst du von ihnen nur noch Verrat erwarten.« Er gab ihm einen herzlichen Handschlag, als wollte er seinem Sohn die letzten Ratschläge mit auf den Weg geben, und fuhr im gleichen Ton fort: »Wer Kapitän eines Schiffs wie dieses sein will, muß gleich vom ersten Tag an klar machen, was es geschlagen hat. Wenn du das nicht schaffst, verzichst du lieber gleich, bevor es zu spät ist.«

»Und wenn einer gegen mich rebelliert?«

»Dann hängst du ihn am Großmast auf. Dafür ist er da. Erst dann kommen die Segel.«

Das war eine seltsame Lebensanschauung, aber Sebastián Heredia mußte zugeben, daß es anders tatsächlich nicht ging, wenn er fünfzig zähnefletschende Seewölfe befehligen wollte. Wenn seine eigene Aufgabe darin bestand, sich mit Gewalt fremdes Eigentum anzueignen, dann mußte er akzeptieren, daß ein anderer versuchen würde, ihm das seine abzunehmen. In diesem Fall konnte er nur mit gleicher Münze heimzahlen: mit Gewalt.

Wenn er den schweren Weg einschlug, Anführer der Piraten zu werden, gab es nur eine Möglichkeit, Erfolg zu haben: Sie mußten ihn als ihren Besten ansehen. Als sie im Morgengrauen vor der kargen Insel Mayero Anker warfen, hatte er sich schon eine Lebensanschauung zu eigen gemacht, der er den Rest seiner Tage treu bleiben sollte: Was immer er tat, er würde es mit seinem Gewissen vereinbaren können, auch wenn es ihm nicht behagen sollte.

Er holte seine Perlen aus mehreren sicheren Verstecken und betrachtete sie noch einmal, ohne daß ihm der Abschied leid getan hätte. Sie waren sehr schön, doch war er seit seiner frühesten Jugend daran gewöhnt, sie zu bewundern. Sie konnten noch so groß sein und die Menschen sie noch so schätzen, sie waren doch nur runde Perlmutterkugeln, von denen es in den Untiefen rund um Margarita viele Tausende gab.

Nichts im Vergleich zu einem Schiff von vierzig Metern Länge und über dreißig Kanonen.

Am gleichen Nachmittag befahl Kapitän Jack seinen Männern, auf der weiten Fläche zwischen seiner Hütte und dem Meer Platz zu nehmen, er lehnte sich mühevoll gegen die Balustrade und musterte sie alle ausgiebig, bevor er begann:

»Viele Jahre lang habe ich euch befehligt, so gut ich es verstand, und ich muß zugeben, daß ihr mir gehorcht habt, so gut ihr konntet. Es waren gute Jahre, die uns reiche Schätze gebracht haben, doch für mich sind sie jetzt vorbei, ohne daß mich feindliche Kanonen in Stücke geschossen hätten.« Er lächelte etwas bitter: »Man könnte sagen, es ist der Moder unterhalb der Wasserlinie des Rumpfs, der mich durchlöchert.«

Allgemeines Murmeln war zu hören. Die Männer blickten sich bestürzt an, mußten sie doch fürchten, ihren »Arbeitsplatz« zu verlieren, doch der Schotte bedingte sich mit erhobenen Armen Ruhe aus und fuhr etwas schelmisch blinzelnd fort.

»Ruhe! Ich werde zwar gehen, aber ihr habt bereits einen neuen Kapitän.« Er deutete auf den erwartungsvollen Sebastián Heredia und bekräftigte: »Hier ist er!«

Jetzt schlug die Bestürzung der Männer in Entsetzen, ja Ungläubigkeit um, und nach langem Tu-

scheln und manchen feindseligen Ausrufen trat der erste Steuermann, Zafiro Burman, einige Schritte vor, um dem Mann, der bisher sein unbestrittener Befehlshaber gewesen war, offen die Stirn zu bieten.

»Er...? Und warum gerade er?«

»Weil er der einzige ist, der mir das Schiff abkaufen kann.« Er sah ihm direkt in die Augen. »Kannst du das etwa?«

»Nein!« gab der andere zu und griff sich an den riesigen Saphir, der an einer Halskette hing. »Das weißt du doch! Aber der ist doch nur ein Milchbart...«

»Na schön...« versetzte der Schotte, als ginge ihn diese Sache überhaupt nichts an. »Ich denke, das wird sich zeigen. Auf jeden Fall hat er Perlen und du nur Läuse.« Er bedeutete Sebastián, auf die Balustrade zu kommen. »Du bist dran! Ich habe das Meilige getan.«

Der Angesprochene gehorchte und stellte sich an die Seite des Kapitäns. Wie dieser musterte er ausgiebig einige Männer, die mit der Alternative nicht gerade glücklich schienen.

Schließlich schenkte er seinem Vater, der scheinbar völlig abwesend im Schatten eines Baums saß, einen langen Blick, und nachdem er sich einige Male geräuspert hatte, fing er an:

»Tatsache ist, daß ich mit meinen Perlen das Schiff

kaufen kann und ihr nicht. Doch klar ist auch, daß diese Perlen mir nicht das Recht geben, daß ihr mich als Kapitän anerkennt.« Er machte eine kurze Pause, ohne sie aus den Augen zu lassen, und fuhr mit überraschender Gelassenheit fort. »Ein Befehlshaber braucht viele Dinge: Wissen, Intelligenz, Autorität und vor allem Mumm in den Knochen, um mit demjenigen fertig zu werden, der glaubt, mehr Ansprüche auf die Kapitänskajüte zu haben.« Wieder unterbrach er seine Rede, als ob die Leute danach aufmerksamer zuhören würden, und nachdem er sich vergewissert hatte, daß dies tatsächlich der Fall war, klopfte er mehrere Male mit dem Finger gegen die Brüstung: »Wenn einer von euch glaubt, daß er mehr Rechte als ich hat, die Jacare zu kommandieren, dann soll er es jetzt sagen, damit wir es austragen können. Noch sind wir alle gleich.« Sein Finger wanderte von einem zum anderen. »Wenn aber niemand vortritt, heißt das, daß ihr mich akzeptiert, und von diesem Augenblick an ist es mit der Gleichheit vorbei, und wer meine Befehle verweigert, den lasse ich aufknüpfen... Alles klar?«

Es war Lucas Castano, der ihm klugerweise zur Seite sprang und gelassen erwiderte:

»Völlig klar!«

Der Margariteno schenkte ihm ein dankbares Lächeln und beharrte im gleichen Tonfall.

»Ist jemand unter euch, der diesen Schritt machen möchte?«

Die Männer blickten sich an, darauf vertrauend, daß ein anderer vortreten würde, und als sich keiner dazu entschließen wollte, richteten sich alle Augen auf Zafiro Burman, als sollte dieser seinen Protest von vorher fortsetzen.

Doch nachdem er lange seine schwarzen Zehen angestarrt hatte, die zum Erde schaufeln getaugt hätten, schützte der erste Steuermann schließlich schulterzuckend eine Gleichgültigkeit vor, die ihm mehr als fern lag.

»Die Zeit wird es weisen...«

»Nein, Zafiro, nein!« fuhr ihm der Junge in die Parade. »Die Zeit hat da nichts zu weisen. Du selbst mußt es tun.« Er neigte sich nach vorn, als könne er ihn dadurch besser mustern. »Und zwar gleich jetzt!« sagte er mit deutlich drohendem Ton. »Akzeptierst du mich als Kapitän, oder nicht?«

Der andere schien einige Augenblicke zu überlegen, doch dann stimmte er mit einem lustlosen Kopfnicken zu.

»Einverstanden«, murmelte er. »Ich akzeptiere dich.«

»Bist du sicher?«

»Sicher.«

»Ganz sicher?«

Der Tonfall forderte eine negative Antwort geradezu heraus, als wollte man dem Gegner eine letzte Gelegenheit zum Widerruf geben, doch der Angesprochene drehte sich um und ging zu den Bäumen, während er mit rauher Stimme entgegnete:

»Ganz sicher!«

Sebastian ließ ihn gehen, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, und wandte sich dem Rest der Versammlung zu. Mit wesentlich freundlicherem Ton fuhr er fort:

»Von diesem Augenblick an bin ich Kapitän Jacare Jack, und seine Fahne gehört mir ebenso wie sein Schiff. An Bord wird sich nichts ändern, auch nicht bei der Arbeit. Und jetzt könnt ihr euch amüsieren. Morgen stechen wir in See.«

Doch am folgenden Morgen erwartete ihn eine bittere Überraschung.

Sein Vater war verschwunden, und auf seinem Strohsack fand sich nur eine ungelenk gekritzelte Nachricht: »Du brauchst mich jetzt nicht mehr. Ich kehre nach Hause zurück.«

Sebastian fand, daß diese Botschaft typisch war für seinen Vater: unverblümt und ohne Sinn, denn all die Jahre hatte der Vater den Sohn gebraucht und umgekehrt. Außerdem gab es kein Haus mehr, zu dem er zurückkehren konnte.

Er lief zur Anlegestelle, und es überraschte ihn

nicht, daß eine der Schaluppen verschwunden war. Sein erster Gedanke war, die Anker zu lichten und seinem Vater in Richtung Süden zu folgen, doch bald war ihm klar, daß ihm das Schiff eigentlich erst gehörte, wenn er den Schotten wohlbehalten an der Küste des fernen Englands abgesetzt hatte.

Am gleichen Nachmittag verließen sie die Insel, um Kurs Nordost zu setzen. Für Sebastian war es der traurigste Tag seines Lebens, denn obwohl er sich damit tröstete, daß er gar nicht anders konnte, fühlte er sich in gewisser Weise schuldig, daß er es zuließ, einen kranken und erledigten Mann in sein unausweichliches Verderben ziehen zu lassen.

Was konnte der arme, früh gealterte Mann auf Margarita tun, wenn er die Insel überhaupt in seiner Nußschale erreichte?

Und wie würde er reagieren, wenn er feststellen mußte, daß er in dem Haus, in das er zurückzukehren glaubte, nichts mehr von dem vorfinden würde, was er vor Jahren zurückgelassen hatte?

Die schmerzvolle Vergangenheit, die zu vergessen er sich so oft bemüht hatte, kam Sebastián wieder ins Gedächtnis zurück, und wieder einmal mußte er sich fragen, was in all den Jahren aus seiner Mutter und seiner Schwester geworden war.

Ob sie wohl noch auf der Insel lebten?

Wahrscheinlich wohnten sie noch immer im Palast

des Gesandten der verabscheuten Casa de Contratación, die schon vor geraumer Zeit einen hohen Preis auf die gesamte Besatzung des tollkühnen Schiffs ausgesetzt hatte, denn nur zu oft hatte die Jacare die Casa um ihre wertvollen Waren erleichtert. Sebastián schauderte schon bei dem Gedanken, was eines Tages geschehen würde, wenn sein Vater auf den Mann traf, der ihm auf so grausame Weise seine Familie geraubt hatte, doch was würde erst passieren, wenn er auf seine Mutter traf?

Sebastián war nie ganz klar gewesen, wer der wahre Schuldige an dem Geschehenen war: der Mann, der mit seinem Geld und seiner Macht die Frau des anderen verführt hatte, oder die Frau, die sich von dieser Macht und diesem Geld hatte verführen lassen und darüber hinaus noch ein unschuldig Wesen mit sich gerissen hatte, das noch nicht alt genug war, um selbst über sein Schicksal zu entscheiden.

Ein ums andere Mal rief er sich das Bild seines Vaters ins Gedächtnis, der wie ein Besessener Messer, Schwerter und Macheten schärfte, und er konnte nicht vergessen, wie er ins Leere blickte. Es jagte ihm Angst ein, wenn er sich vorstellte, was passieren würde, wenn dieses gequälte Wesen auf die Menschen traf, die auf so grausame und schändliche Weise seine friedliche Existenz vernichtet hatten.

Die Jacare war das schnellste Schiff, das in diesen

Augenblicken auf den Meeren kreuzte, aber dennoch hatte der Junge den seltsamen Eindruck, als würde sie kaum von der Stelle kommen.

Er war an die karibische See gewohnt, auf der sich früher oder später eine ferne Küste abzeichnete oder Seevögel die Nähe des Landes ankündigten, doch die Unendlichkeit jenes dunklen und toten Ozeans mit seinen hohen Wellen und heulenden Winden setzte ihm zu. Nicht weil er Angst vor dem Meer hatte, sondern weil er sich Sorgen machte, vielleicht den Rückweg nicht mehr zu finden und für immer in einem Europa bleiben zu müssen, von dem er nur Schlimmes gehört hatte.

Hunger und Ungerechtigkeit hatten seine Großeltern dazu bewogen, in der Neuen Welt die Möglichkeiten zu suchen, die ihnen die alte Welt verweigerte. Und seit er denken konnte, hatte der Margariteno die fixe Idee, daß am anderen Ende des Ozeans nur ausgedörrte Länder lagen, deren Bewohner, gerissene Schelme, nur darauf aus waren, auf Kosten anderer zu leben.

Warum Kapitän Jack so sehr daran lag, in ein unbarmherziges Land zurückzukehren, aus dem er schon als Kind hatte fliehen müssen, um nicht Hungers zu sterben, konnte Sebastian niemals verstehen. Doch verspürte er auch nicht die geringste Neugier, den Grund dafür herauszufinden, und als an einem

nebligen Morgen der Ausguck die Küste Englands ankündigte, kam er nicht einmal auf den Gedanken, einige Meilen näher heranzusegeln, um einen Blick darauf zu werfen.

»Die Segel reffen und beidrehen!« befahl er unwirsch. »Diese Nacht bringen wir den Kapitän an Land.«

Er aß mit ihm allein in der Achterkajüte. Der Schotte schien einen schweren inneren Kampf auszufechten. Natürlich hatte er den logischen Wunsch, als reicher Mann, der sich um seine Zukunft keine Sorgen zu machen brauchte, in seine Heimatstadt Aberdeen zurückzukehren, andererseits erfüllte es ihn mit tiefer Trauer, sein Schiff und seine Lebensweise aufgeben zu müssen, die ihm so viele glückliche Jahre beschert hatten.

»Das Schlimmste daran ist, daß ich mich trotz meines vielen Geldes nie wieder so frei fühlen werde wie in der Zeit, als ich ein einfacher Pirat war. Nun werde ich mich wieder zum Sklaven dieses Geldes machen, während ich mir früher den Luxus leisten konnte, es über Bord zu werfen.«

»Aber Ihr werdet ohne die dauernde Furcht leben, daß eine feindliche Flotte am Horizont auftaucht.«

»Wenn du lange Zeit auf der Jacare gesegelt bist, wirst du dich freuen, eine feindliche Flotte am Horizont zu erblicken«, lautete die gelassene Antwort. Er

lächelte ein wenig, als lächelte er über seine intimsten Erinnerungen. »Du wirst Furcht verspüren, doch du wirst es auch genießen, wenn du merkst, daß du ihnen trotz ihrer Kanonen auf der Nase herumtanzen kannst, denn dieses verdammte Schiff ist wie eine Wespe, die tausend Mal ein störrisches Maultier sticht, während dieses nur blind auskeilen kann.« Er ließ sich in seinen Sitz zurückfallen, und sein Gesichtsausdruck war voller Stolz. »Einmal habe ich drei Galeonen vor San Juan versenkt, ohne daß man mir nur ein Segel zerrissen hätte.«

Der Junge nickte.

»Lucas Castano hat mir davon erzählt.«

»Er hat mutig gekämpft, und an diesem Tag habe ich ihn zu meinem Adjutanten gemacht.« Wohlwollend klopfte er ihm auf die Hand. »Vertrau ihm! Er ist der einzige an Bord, vor dem du immer sicher sein wirst.«

»Ich weiß.«

»Als ich zum ersten Mal meine Flagge hißte, war ich nicht so gut dran. Damals konnte ich noch keinem vertrauen. Und was die Fahne betrifft«, fügte er hinzu und deutete mit dem Kopf auf das Tuch, das säuberlich gefaltet auf einer breiten Kommode aus Mahagoni lag. »Hier hast du sie! Paß gut darauf auf!«

»Das werde ich. Jetzt ist sie meine.«

»Dann achte darauf, daß du sie niemals neben einem Korsaren flattern läßt«, murmelte der Schotte fast unhörbar. »Das wollen Patrioten sein, doch in Wirklichkeit sind es nur dreckige Mörder, denen es mehr Spaß macht, ein Schiff brennen und die Besatzung absaufen zu sehen, als es zu plündern, und wer so was tut, ist verrückt.« Er schnalzte mit der Zunge, als wollte er deutlich machen, wie sehr ihm das mißfiel. »Danach werden sie ausgewählt: Verrückte und Mörder, und um dem Ganzen noch die Krone aufzusetzen, verleiht man ihnen noch Adelstitel, während man uns, die wir uns bemühen, die Leute zu schonen, aufhängen läßt.« Ein ums andere Mal schüttelte er den Kopf, als könnte er es einfach nicht fassen: »Traurige Zeiten sind das, in denen die Dinge, die du raubst, mehr zählen als die Menschen, die du umbringst. Ich versteh's einfach nicht!«

Am Abend war die Küste nur noch einen Steinwurf entfernt, und als es schon fast stockfinster war, ließ man eine kleine Schaluppe zu Wasser.

Der Schotte verabschiedete sich nach und nach von allen Männern, und als er vor Lucas Castano angekommen war, kam es zu einer rührenden Umarmung. Schließlich baute er sich vor Sebastian auf und grüßte ihn fast militärisch:

»Viel Glück, Kapitän! Das Kommando gehört Euch!«

»Viel Glück!«

Dann kletterte er die kurze Leiter hinunter, ergriff die Ruder und löste sich vom Schiff, bis die Dunkelheit der Nacht ihn einhüllte und man nur noch das rhythmische Klatschen des Wassers hörte.

Dann aber schallte aus der Ferne ein Ruf aus zitternder Kehle herüber, so laut, als käme er aus dem Totenreich.

»Adios...!! Und gute Jagd...!!!«

»Adios, Kapitän...« schallte es im Chor zurück.

Als nur noch Stille und Dunkelheit herrschten, gab Sebastián Heredia Matamoros, der frischgebackene Kapitän Jacare Jack, seinen ersten Befehl, der keinen Widerspruch duldete.

»Die Segel hoch! Kurs Südsüdwest...!«

Vor dem Golf von Biscaya und Kap Finisterre wühlten heulende Stürme das Meer auf. Für die Mannschaft, die an ein anderes Klima gewöhnt war, waren diese tobenden Unwetter eine schauerliche Erfahrung, noch mehr aber für das Schiff, das für ganz andere Breiten konstruiert worden war.

Um Mitternacht brachen die Eisenklammern, die den »falschen« Besanmast am Topp mit dem echten verbanden. Ein Marsgast fiel über Bord und verschwand. Er hatte die Taue des ins Wasser gefallen Segels kappen wollen. Dieses hatte einen riesigen Sack gebildet, der das Schiff in Schiefelage

brachte. Bei jedem schweren Brecher von der anderen Seite drohte das Schiff zu kentern.

In diesen bangen Augenblicken mußte Sebastián seinen ganzen Mut zusammennehmen, um nicht die Nerven zu verlieren. Lucas Castano erwies sich wieder einmal als ein mit allen Wassern gewaschener Seemann, der mit allen Situationen fertigwurde, ohne die Ruhe zu verlieren.

Zwei Kanonen, die sich aus ihrer Verankerung gerissen hatten und drohten, ein Leck in den Rumpf zu schlagen, mußten sie ins Wasser werfen. Als sie schließlich die portugiesische Küste erreichten und das Unwetter sich legte, hatten ihnen Sturm und Wellen so übel mitgespielt, daß sie das Ruderboot eines Fischers hätten entern können.

»Jetzt ist mir klar, warum das hier die Küste des Todes heißt«, murmelte Zafiro Burman und blickte auf die hohen Wellen, die sie hinter sich gelassen hatten, als wären sie ein Gespenst, das sie immer noch einholen könnte. »Das hier ist kein Meer. Das ist eine verdammte Sauerei!«

»Als Kind habe ich mal einen Wirbelsturm erlebt«, bemerkte der neue Kapitän Jacare Jack, »und ich weiß noch, wie schrecklich der war, obwohl wir uns in die Gewölbe der Festung La Galera geflüchtet hatten. Aber ich hätte mir nicht ausmalen können, gegen so etwas auf offener See anzukämpfen.«

Drei Tage später, als sie bereits ruhig an der afrikanischen Küste entlang segelten, wurde ihnen klar, daß das Schiff angeschlagen war und unterhalb der Wasserlinie kleine Lecks aufwies, die der Zimmermann weitgehend vergeblich während der Fahrt zu reparieren versuchte.

»Wir müssen das Schiff an Land kalfatern«, befand Meister Bertrán schließlich, der jede Planke der Jacare zu kennen schien, als hätte er sie selbst geschnitzt. »In diesem Zustand schafft es die Überfahrt nicht.«

»Wieviel Zeit wirst du brauchen?« wollte der Margariteno wissen.

»Mindestens eine Woche.«

Sein neuer Kapitän wies auf die sandige Küste, die Backbord in der Ferne zu sehen war.

»Hier scheint es keinen geeigneten Ort zu geben. Und wenn wir nicht aufpassen wie die Luchse, schneiden uns die Mauren hier die Kehle durch.«

»In vier oder fünf Tagen sind wir in Sichtweite der Kanarischen Inseln«, mischte sich Lucas Castano ins Gespräch. »Auf einigen Inseln finden wir sicher einen einsamen Strand, an dem wir arbeiten können.«

»Die Kanaren gefallen mir auch nicht gerade«, urteilte Sebastián Heredia. »Wahrscheinlich wissen sie dort, daß die Casa einen Preis auf unsere Köpfe aus-

gesetzt hat, und die Jacare ist ein unverwechselbares Schiff.«

»Dieses Risiko müssen wir eingehen«, beharrte Meister Bertrán selbstbewußt. »Ansonsten haben wir bald sechs Strich Wasser im Kielraum.«

Damit hatte er nicht unrecht, denn obwohl die Männer im Turnus Stunde um Stunde schöpften, ging der Wasserstand nicht zurück. Das malträtierete Schiff ächzte und stöhnte während der Fahrt derart, daß man in der Stille der Nacht hätte glauben können, sein letztes Stündlein habe geschlagen.

Schließlich tauchte in der Ferne ein düsteres Kap auf, dann ein weiteres, und schließlich kamen die hohen Klippen der Nordküste von Lanzarote in Sicht, die eine Wasserstraße von nur einer Meile Breite von den seichten Stränden der kleinen Insel Graciosa trennte. Hier konnte man sehr gut ein Schiff an Land ziehen, da sich keine Menschenseele sehen ließ. Waren auf der Insel aber Soldaten stationiert, das war dem Margaritefio bewußt, stand er vor unlösbaren Problemen, wenn es galt, einen Angriff zurückzuschlagen.

Auf offener See waren seine Männer erfahrene Kämpfer und wurden mit jeder Schwierigkeit fertig, solange sie die Planken eines Schiffs unter ihren Füßen spürten. Doch hatte Sebastian keine Ahnung, wie seine Männer reagieren würden, wenn sie nicht

mehr auf die Schnelligkeit und Manövrierfähigkeit der Jacare vertrauen konnten, die sie notfalls aus der Schußlinie brachte.

»Eine Woche ist viel Zeit...« dachte er sich ein ums andere Mal, während er sorgenvoll auf die Steilküste blickte. »Verdammt viel Zeit.«

Schließlich entschloß er sich, mit den fünf besten Schützen der Mannschaft an Land zu gehen, und übergab Lucas Castano das Kommando an Bord mit der strikten Anweisung, bei Anzeichen der geringsten Gefahr die Anker zu lichten.

Als es dunkel wurde, ließen sie die Schaluppe zu Wasser, steuerten die letzte Landspitze auf der Luvseite der Insel an und gingen in tiefster Finsternis an einem breiten Strand mit hohen Dünen an Land, zwischen denen sie das Boot mühelos verstecken konnten.

Im Morgenrauen sahen sie sich verblüfft an, in was für karge, von Felsen übersäte Gefilde sie geraten waren. Zahlreiche hohe Vulkankegel verliehen der Landschaft ein unwirkliches Aussehen, als wären sie auf einem anderen Planeten gelandet. Die nackte Erde hatte nichts mit den Antillen gemein, auf denen sie geboren oder zumindest aufgewachsen waren.

Kein Baum, kein Bach, ja nicht einmal eine winzige Wiese, auf der ein einfaches Maultier hätten wei-

den können, und die Luft war so trocken, daß man sich andauernd räuspern mußte.

»Was für ein seltsamer Ort«, murmelte hinter dem Rücken Sebastians einer, der sich offenbar ein Land ohne Wälder kaum vorstellen konnte. »Zum Fürchten!«

Dann hörten sie das vom Winde verwehte Läuten einer fernen Glocke: ein Klang, der ihnen völlig unpassend erschien auf diesem Boden, auf dem wohl nur Eidechsen leben konnten.

Unendlich vorsichtig tasteten sie sich weiter vorwärts, und bald konnten sie die drohende Silhouette eines düsteren Forts ausmachen, das an einem der schlafenden Vulkane förmlich zu kleben schien. Unterhalb der Festung breitete sich ein kleines weißes Dorf aus, dessen stolze Kirche ein Kuppeldach zeigte.

»Hier leben ja doch Menschen«, murmelte der gleiche von vorhin, als wolle er seinen eigenen Worten nicht trauen. »Wovon leben die nur, zum Teufel?«

»Wirklich ein Wunder«, erwiderte Sebastian.

Den restlichen Tag lagen sie auf der Lauer, ohne auch nur eine Menschenseele zu entdecken. Erst als die Sonne nicht mehr auf die Felsen brannte, konnten sie einen Mann ausmachen, der sehr langsam auf sie zukam und das seltsamste Tier am Zügel führte, das sie je gesehen hatten.

»Was für ein häßliches Pferd!« rief der ewige Schwätzer aus. »Und wie komisch das läuft!«

»Das ist doch kein Pferd, du Idiot!« fuhr ihn der Margariteno an. »Das muß ein Kamel sein.«

Bei Anbruch der Dunkelheit näherten sie sich den ersten Häusern und achteten über zwei Stunden lang auf alle Geräusche und Stimmen, bis sie davon überzeugt waren, daß es dort lediglich ein halbes Dutzend Männer im waffenfähigen Alter gab.

»Kehren wir zurück!« befahl Jacare Jack schließlich. »Ich glaube, bei so wenigen Menschen gehen wir kein Risiko ein.«

Sie kehrten zum Schiff zurück und setzten das Schiff an einer stillen Reede auf Sand. Nachdem sie die Kanonen an Land gebracht hatten, um jeden Angriff von der Steilküste aus zurückschlagen zu können, machten sie sich daran, das Schiff so schnell wie möglich zu reparieren und zu kalfatern.

Am dritten Tag entdeckten sie einige Ziegenhirten, die sie von den Klippen aus beobachteten. Über ihren Anblick zerbrachen sich die Piraten aber kaum den Kopf, denn die Hirten schienen die Anwesenheit des mächtigen Schiffs mit seinen gut sichtbaren zwanzig Kanonen weit mehr zu beunruhigen.

Um so erstaunter waren die Piraten, als am nächsten Morgen langsam eine winzige Gestalt die glatte, wie mit dem Messer geschnittene Felswand hinab-

kletterte.

Sie hielten den Atem an, denn jeden Augenblick konnte dieses törichte Wesen in den Abgrund stürzen. Ihre Überraschung wurde jedoch noch größer, als sie schließlich feststellen mußten, daß da ein sehr junges und attraktives Mädchen auf diese Weise sein Leben aufs Spiel setzte.

Sebastian ging ihr entgegen, um sie wegen ihres törichten Verhaltens zur Rede zu stellen, doch das Mädchen ließ ihm gar nicht die Zeit, den Mund zu öffnen, sondern fragte in aller Unschuld:

»Fahrt ihr nach Westindien?«

»Ja«, sagte der Margariteno, dessen Verblüffung immer größer wurde. »Warum?«

Das Mädchen, denn es war kaum mehr als ein Mädchen, auch wenn es bereits weibliche Rundungen aufwies, zog aus der Tasche seines schlichten Kleids einen fleckigen Umschlag und reichte ihn Sebastian.

»Könnt Ihr mir den Gefallen tun und diesen Brief meinem Verlobten überbringen?« bat sie inständig. »Sie haben ihn vor einem Jahr eingezogen, und seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört. Die Schiffe kommen bei ihrer Rückkehr aus Westindien hier nicht vorbei.«

Sebastian nahm das grobe Papier, auf dem mit fast kindlicher Schrift zu lesen stand: »Pompeyo Medina.

Westindien.«

»Aber in welchem Teil Westindiens ist er denn?« wollte er wissen.

»Das weiß ich nicht«, entgegnete das Mädchen mit rührender Offenheit. »Doch Westindien kann ja nicht sehr groß sein, und ich bin sicher, daß Ihr ihn findet. Er ist groß, hat braune Haare, riesige dunkle Augen und am Kinn ein tiefes Grübchen.« Sie zeigte ein faszinierendes Lächeln, als sie fragte: »Werdet Ihr ihm meinen Brief geben?«

»Ich werde tun, was ich kann«, versprach der Margariteno.

»Danke!«

Schon auf dem Rückweg drehte sie sich nach hundert Metern noch einmal um und rief ihnen fröhlich zu:

»Und sagt ihm, daß ich immer auf ihn warten werde. Immer!«

Dann verschwand sie endgültig, ohne sich noch einmal umzudrehen. Sebastian blickte ihr nach, als hätte er gerade eine Fata Morgana erlebt.

Als er schließlich zurückkam, scharten sich seine Männer erwartungsvoll um ihn.

»Was wollte diese Verrückte?« fragte Lucas Castano geradezu neugierig.

Sebastian zeigte ihm den Brief:

»Wahrscheinlich ein Jahr weiterträumen.«

Als sie drei Tage später die Jacare endlich wieder zu Wasser ließen und Kurs nach Süden einschlugen, stieß der neue Kapitän einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus, daß die Gefahr vorüber war, doch fragte er sich noch oft, wie es so seltsame Orte wie diese Insel geben konnte und so unschuldige Mädchen wie das mit dem Brief.

Ein steifer Nordostwind trieb sie, ohne daß sie sich groß anstrengen mußten, nach Westen. Über dem ruhigen, dunklen Meer wölbte sich ein klarer, wolkenloser Himmel. Und so gingen die Tage friedlich dahin, bis der Ausguck einen treibenden Leichnam direkt voraus meldete.

Sie betrachteten ihn, während er langsam steuerbord vorbeitrieb.

Es handelte sich um die von Fischen schon sehr angenagte Leiche eines mageren Jungen, der schon einige Tage im Wasser gelegen haben mußte. Der Zwischenfall wäre nicht unbedingt der Rede wert gewesen, wäre nicht drei Stunden später ein neuer Toter aufgetaucht. Und auf diesen folgte ein weiterer, und wieder einer, bis man von einer wahren Prozession von Leichen hätte sprechen können, die mit dem Gesicht nach unten in einem immer ruhigeren Meer dahintrieben.

Und alle waren schwarz.

Männer, Frauen und Kinder. Alle schwarz.

Einigen hatten die in der Umgebung kreisenden Haie einen Arm oder ein Bein abgerissen, und bei einem kleinen Mann schwammen die blutigen Eingeweide wie eine Familie von Quallen herum.

Selbst die rauhen Seewölfe, die an Gewalt und Tod gewöhnt waren, glaubten einem dantesken Schauspiel beizuwohnen, denn eines war klar: Die Menschen waren keines gewaltsamen Todes gestorben, sondern zweifellos unschuldige Opfer eines tragischen Schiffbruchs, der keinen verschont hatte.

Bald mußten sie jedoch feststellen, daß keine Spur eines Schiffbruchs zu entdecken war. Keine Planke, nicht einmal ein leeres Faß oder ein Segelfetzen... Nichts!

Nur Tote.

»Ein Sklavenschiff«, rief plötzlich Nick Cararota aus.

Sebastian Heredia wandte sich dem häßlichen Malteser zu, der als bester Fechter an Bord galt und von dessen bewegter Vergangenheit man nur so viel wußte, daß er alles getan hatte, was auf dieser Welt nur verboten oder illegal sein konnte.

»Was soll das heißen, ein Sklavenschiff?« wollte er wissen.

»Daß vor uns wahrscheinlich ein Schiff fährt, das Sklaven aus Senegal geladen hat.« Der narbengesichtige Kerl spuckte in Richtung einer der Leichen

aus. »Wenn die Ware krank wird, wirft man sie über Bord, noch bevor sie den Löffel abgegeben hat.«

»Warum das denn?«

»Wenn sie halbtot im Hafen ankommt, kauft sie keiner, und wenn sie an Bord stirbt, zahlt die Versicherung nicht.« Er fletschte seine schlechten Zähne wie ein hungriger Wolf. »Wenn der Kapitän die Kranken aber ins Wasser wirft, damit sie die übrige Fracht nicht anstecken, wird das als legal angesehen, und die Versicherung ersetzt die Auslagen.«

»Bist du sicher?« fragte Lucas Castano verblüfft. »Sollen wir vielleicht glauben, daß es eine Versicherung für solche Risiken gibt?«

»Natürlich! In London.«

»Und woher weißt du das?«

Der Malteser begnügte sich mit einem Schulterzucken und grinste fast belustigt, während er ironisch fortfuhr:

»Ich verstehe schließlich mein Metier «

»Bist du mal auf einem Sklavenschiff gefahren?«

»Nur ein einziges Mal«, gab Cararrota ohne jegliche Scham zu, »und ich kann dir sagen, man verdient dabei zwar Geld wie Heu, aber es ist der elendste Beruf, den ich kenne. Und ich kenne verdammt viele! Nicht um alles Geld in der Welt würde ich noch einmal auf einem dieser verfluchten Schiffe anheuern.«

Der Wind schlief ein.

Und es wurde Nacht.

Das Meer verwandelte sich in einen riesigen Spiegel, in dem bald der Mond glänzte, und es schien, als hätten sich alle Elemente verschworen, den Männern der Jacare ein immer höllischeres Spiel zu bieten.

Über die Reling gebeugt betrachtete Sebastian die halbe Nacht lang ein versteinertes Meer. Jeden Augenblick fürchtete er eine neue phosphoreszierende Masse zu sehen, denn um die Leichen wimmelten so viele winzige Fische im Wasser herum, daß es gespenstisch im Mondlicht leuchtete.

Er konnte es einfach nicht fassen, daß ein Mensch so tief sinken konnte, einen kranken Jungen lebendig ins Wasser zu werfen, um für dessen Leben ein paar Pfund von einer Versicherung einzustreichen.

»Die haben es nicht verdient zu leben«, sagte er zu sich selbst. »Die haben es wirklich nicht verdient.«

Kurz vor Sonnenaufgang war in der Ferne ein Stöhnen zu hören. Der Ausguck riß Lucas Castano aus dem Schlaf, und dieser weckte wiederum den Margariteno auf. Sebastian befahl sofort, Fackeln zu entzünden, Schaluppen ins Wasser zu lassen und nach etwaigen Schiffbrüchigen zu suchen.

Sehr schnell hatten sie ihn gefunden. Es war ein riesiger Schwarzer, der aber so erschöpft und starr war, daß er, kaum an Bord gezogen, in eine Ohn-

macht fiel, aus der er erst am Vormittag erwachte.

Sein Bericht, den er in einer seltsamen Mischung aus englischen, spanischen und portugiesischen Wortfetzen stammelte, gespickt mit zahlreichen Wörtern aus irgendeinem gottverlassenen afrikanischen Land, bestätigte die Aussage des Maltesers. Das einzige, was man wirklich verstehen konnte, war, daß der Kapitän ihn wegen unaufhörlichen Durchfalls über Bord hatte werfen lassen.

Als sie wissen wollten, wie viele Leute an Bord waren, konnte er noch nicht einmal eine ungefähre Zahl nennen.

»Muita!« war alles, was er sagte. »Muita people!«

Sebastian Heredia ging zu seiner Kajüte zurück und dachte über das Gehörte nach. Schließlich steckte er seinen Kopf wieder heraus und gab einen barschen Befehl:

»Die Masten hoch und alle Segel setzen! Wir machen Jagd auf diese Hurensöhne.«

Das Sklavenschiff konnte nicht viel Vorsprung haben, doch wehte nicht die leiseste Brise, was das Segeln auch für ein so behendes Schiff wie die Jacare zum aussichtslosen Unterfangen machte. Allein von dem Augenblick, in dem man in der Ferne voraus einen Leichnam ausmachen konnte, bis zu dem Moment, da dieser sich achtern aus den Augen verlor, verging eine Ewigkeit.

Plötzlich fiel dem Margariteno eine Geschichte ein, die seine Mutter ihm erzählt hatte: das Märchen vom kleinen Jungen, der sich im Wald verirrt und Steinen streuend den Rückweg findet.

Das Sklavenschiff hinterließ eine ähnliche Spur und verriet damit seine genaue Route, und tatsächlich entdeckte der Ausguck schließlich erfreut im Westen einen Punkt am Horizont.

Bei Anbruch der Nacht hatten sie das Schiff allerdings noch immer nicht erreicht, und als es dunkel wurde, drehte der Verfolgte unvermittelt nach Süden ab, um ihnen auszuweichen. Doch jetzt half ihnen ein rächender Vollmond, in dessen Licht sie das Sklavenschiff sehen konnten, bevor es sich backbord davonstehlen konnte.

Im Morgengrauen waren sie nur eine knappe Meile von seiner Steuerbordseite entfernt. Bald wehte ein dermaßen grauenvoller Gestank herüber, daß selbst einige der erfahrensten Seeleute, die mit Gleichmut die schlimmsten Stürme ertrugen, kurz davor waren, sich zu übergeben.

»Aber was ist denn das?« wollte Zafiro Burman wissen. »Was ist das nur für ein Gestank?«

»Der Duft der Sklavenschiffe«, entgegnete in aller Seelenruhe der Malteser. »Er hat mich monatelang verfolgt, obwohl ich mir die Kleider vom Leib gerissen, das Haar abrasiert und mich hundertmal gebadet

habe. Wie ich schon sagte: die elendste Arbeit auf Erden.«

Kurz vor Sonnenaufgang ließ Kapitän Jacare Jack die Krokodilsflagge mit dem Totenkopf hissen und einen Warnschuß vor den Bug des schwarzen Schiffs setzen, das alle an Bord für den riesigsten, häßlichsten und schwerfälligsten Seelenverkäufer hielten, der je auf den Weltmeeren gesegelt war.

Kein Schoner, keine Brigantine, keine Fregatte, keine Korvette, sondern eine Art Kreuzung zwischen alter Karavelle und Rumpelkasten, allerdings zu breit und zu kurz. Die drei asymmetrisch angeordneten Masten waren unterschiedlich hoch, und das ganze Schiff war ein einziges unförmiges Chaos, als hätte man es ohne jeglichen Plan und mit den unfähigsten und unordentlichsten Zimmerleuten der Küste gebaut.

Warum jemand diesen Schrotthaufen zu Wasser gelassen hatte, war ebenso unerklärlich, doch hier war er, schaukelte hin und her wie in einem Sturm, obwohl der Ozean an diesem Tag so ruhig war wie ein Ölsee.

Die Besatzung machte nicht die geringsten Anstalten, zu fliehen oder zu kämpfen. So ging die Jacare längsseits, und ein halbes Dutzend Männer sprangen an Bord, als müßten sie sich kopfüber in eine Kloake stürzen. Der Geruch von heißem Schweiß, Kot und

Urin schlug ihnen wie eine gewaltige Ohrfeige entgegen.

Dieses Schiff war die Hölle.

An Bord angelangt verstand man allerdings, warum die Ausrüster es auf so absurde Weise hatten bauen lassen. Das war kein Schiff, mit dem man von einem Ort zum anderen fuhr, sondern eine Art riesiger schwimmender Sarg, in dessen vier übereinanderliegenden Lagerräumen man so viele Sklaven wie möglich unter den schlimmsten Bedingungen einpferchte.

Männer, Frauen und Kinder lagen ausgestreckt auf schweren Tischen, die etwas geneigt waren, damit Urin und Exkreme zum Boden abfließen konnten. Hand- und Fußgelenke waren mit dicken Eisenketten gefesselt, so daß sie nicht die geringste Bewegung machen konnten.

Schulter an Schulter lagen sie aneinandergereiht. Kaum ein Meter Höhe trennte sie von der nächsten Menschenschicht, und das alles in einer Hitze, die über fünfzig Grad betragen mußte, und mit so wenig Luft, daß es ein Wunder war, überhaupt noch einen Menschen am Leben anzutreffen.

Die nicht minder übelriechende Besatzung bestand aus einem walisischen Kapitän und zwölf rohen Männern. Als man sie gereizt zur Rede stellte, warum sie diese armen menschlichen Wesen so grausam

behandelten, schien sich der Kapitän zu erstaunen.

»Menschliche Wesen? Was für menschliche Wesen? Sind doch nur Neger!«

»Sind Neger vielleicht keine Menschen?«

»Natürlich nicht!« gab der andere mit verblüffender Sicherheit zurück.

»Was dann?«

»Sklaven.«

»Sklaven? Nichts weiter?«

»Es waren Sklaven, wir haben sie als Sklaven gekauft, und wir bringen sie nach Jamaika, um sie dort als Sklaven zu verkaufen.« Der Waliser zuckte die Schultern, als hätte er damit alles erklärt. »Was sollten sie sonst sein außer Sklaven?«

»Verstehe... Wie viele habt ihr?«

»In Dakar sind wir mit 780 aufgebrochen, doch etwa hundert sind unterwegs gestorben.«

»Gestorben, oder habt ihr sie lebendig ins Wasser geworfen?«

»Was tut das zur Sache? Sie waren krank! Wir haben ihnen Leiden erspart, als wir sie ins Meer warfen, denn sie haben sich fast zu Tode geschissen.« Der widerliche Kerl schnalzte verächtlich mit der Zunge. »Ein Sklave mit Durchfall bringt keinen müden Heller ein und macht nur Probleme.«

Der frischgebackene Kapitän Jacare Jack dachte eine lange Zeit nach, wobei er sich in einem vergeb-

lichen Versuch, dem Gestank zu entgehen, die Nase zuhielt. Schließlich deutete er auf die übrige Besatzung, deren schwimmende, stinkende Schande man ironischerweise auf den absurden Namen Four Roses getauft hatte.

»Keiner von Euren Männern leidet an Durchfall?«

»Nicht daß ich wüßte...« beeilte sich sein Gegenüber mit der Antwort, sichtlich pikiert.

»Schade, denn sonst hätte ich einen wunderbaren Grund gehabt, euch alle über Bord werfen zu lassen.« Er machte eine kurze Pause, während der er sich genüßlich am Kopf kratzte, und fuhr schließlich im gleichen Ton fort. »Aber wenn ich's mir recht überlege, brauche ich gar keinen Vorwand. Ich lasse euch ins Meer werfen, weil ihr alle Hurensöhne seid.«

»Das könnt Ihr nicht machen!« protestierte der Kapitän. »Wir haben uns ergeben, und die Gesetze der Piraten sehen vor...«

»Von Sklavenschiffen steht nichts in den Vorschriften der Bruderschaft der Küste, deshalb tu ich, was mir gefällt. Wem gehören die Sklaven?«

Der Waliser zögerte einige Augenblicke, doch dann schien er zu begreifen, daß ihm Lügen hier nicht weiterhalf, und antwortete mißmutig:

»Der Casa de Contratación in Sevilla.«

Jetzt schien der Margariteno überrascht zu sein. Er

und Lucas Castano, der neben ihm stand, schauten sich erstaunt an, und er entgegnete schließlich mit Härte: »Das ist gelogen. Die Gesetze verbieten es der Casa, mit Sklaven zu handeln.«

»Das mag schon sein, aber ich arbeite seit fünf Jahren für sie. Nicht offiziell, aber wenigstens drei ihrer Gesandten zählen zu den Ausrüstern des Schiffs.«

»Wer alles?«

»Das kann ich Euch nicht sagen.«

»Natürlich könnt Ihr das!« erregte sich der Margariteno. »Ich lasse Euch so oder so ins Meer werfen, doch gibt es zwei Arten: mit oder ohne hundert Peitschenhiebe.« Er drohte mit dem Finger. »Also sagt mir diese Namen!«

Der Waliser zögerte aufs neue, blickte seine Männer an und kam zu dem Schluß, daß er ausgespielt hatte. Er murmelte mit einer fast unmerklichen Geste des Gleichmuts:

»Gines Alvarado, Hernando Pedrarias und Borja Centeno.«

»Pedrarias Gotarredona, der Gesandte auf Margarita?« Da der Kapitän heftig nickte, drang Jacare Jack weiter. »Seid Ihr sicher?«

»Ihm lege ich einmal im Jahr Rechenschaft ab.«

»Wie sieht er aus?«

»Mittelgroß, kräftig, blond und mit sehr hellen Augen.«

»Kennt Ihr seine Frau?«

»Verheiratet ist er nicht, aber er lebt mit einem Weib zusammen, das sehr schön sein muß.«

»Hat er Kinder?«

»Eine Tochter.« Der Waliser legte eine kurze Pause ein und fuhr fort: »Eigentlich ist sie fast schon eine Frau.« Abschätzig verzog er den Mund. »Offensichtlich aber nicht seine Tochter, sondern die der Hure.«

»Ich sehe, Ihr sagt die Wahrheit.« Der Margariteno wandte sich zu Lucas Castano und befahl ihm ohne leisestes Zögern: »Ab ins Meer mit ihm!«

Ohne Umschweife packte der Angesprochene den Waliser, der keinerlei Widerstand leistete, am Kragen, schleifte ihn an die Bordkante und warf ihn ins Wasser.

Sebastian Heredia sah zu, wie der Kapitän abtrieb und dabei schweigend mit den Armen ruderte. Dann wandte er sich der übrigen, zu Tode erschrockenen Mannschaft der Four Roses zu, und nachdem er die vier Fähigsten ausgewählt hatte, verkündete er mit ungerührtem Ton:

»Diese vier folgen mir mit dem Schiff. Der Rest der Mannschaft wird dem Kapitän Gesellschaft leisten. Anschließend befreit ihr die Sklaven und laßt sie an Deck.«

»Sie passen nicht alle drauf«, gab Nick Cararrotta zu bedenken. »Und wenn du sie freiläßt, werden sie

sich auf uns stürzen. Es sind verdammt viele.«

Jacare Jack dachte einige Augenblicke nach, dann ließ er den riesigen Schwarzen an Bord kommen, den sie in der Nacht zuvor gerettet hatten, und erklärte ihm, so gut er konnte, daß er sie auf dem Festland absetzen wollte.

»Wenn ihr tut, was ich euch sage, werdet ihr frei sein und könnt ein neues Leben anfangen. Aber wenn ihr Probleme macht, dann schicke ich euch mit Kanonenschüssen auf den Grund des Meeres. Ist das klar?«

Der andere nickte, stieg in die Laderäume hinab und blieb eine lange Weile unten. Als er zurückkehrte, lächelte er glücklich.

»Wenn du ihnen die Ketten abnimmst, werden sie der Reihe nach Luft schöpfen. Es wird keine Probleme geben.«

»Also einverstanden!« Der Margariteno wandte sich den vier Sklavenhändlern zu, die ihn mit einem Funken Hoffnung in den Augen betrachteten. »Folgt unserem Kielwasser! Wenn ihr eure Sache gut macht, könnt ihr vielleicht eure Haut retten. Ansonsten wißt ihr, was euch erwartet.«

Minuten später löste sich die Jacare von der Four Roses und setzte ihre langsame Fahrt nach Westen fort. Das stinkende Schiff folgte ihr mit einer guten Meile Abstand. Auf dem Deck wimmelte es nun-

mehr von schwarzen schwitzenden Körpern, die fröhlich mit den Händen winkten, während sie ein seltsames Danklied anstimmten.

Im Kielwasser des Sklavenschiffs blieben der walisische Kapitän und acht seiner Männer zurück, die verzweifelt mit den Armen ruderten, um sich über Wasser zu halten, während um sie herum bereits die Haie zu kreisen begannen.

Wieder allein in seiner Kajüte, betrachtete Sebastián durch die Achterluke das grausige Schiff, das mit einer guten Meile Abstand dem Kielwasser der Jacare folgte, und dachte lange Zeit über die Ereignisse des Tages nach. Besonders machte ihm zu schaffen, daß der Mensch, der sein Leben und das unzähliger Margaritenos zerstört hatte, sich nicht nur als Tyrann, sondern jetzt auch als Sklavenhändler erwiesen hatte, der sich mit dem Leiden Hunderter dieser Menschen bereicherte.

»Sind doch nur Neger!«

Diese verächtliche Bemerkung wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen. Zwar hatte er schon als Kind die Sklaverei in den Kolonien als etwas Normales erlebt, doch wie haltlos diese schreiende Ungerechtigkeit war, hatte er bisher noch nicht nachvollziehen können.

Die wenigen Sklaven, die er bislang kennengelernt hatte, standen auf der sozialen Leiter kaum tiefer als

die meisten Fischer von Juan Griego, die unter den harten Gesetzen der Casa de Contratación ihr Leben fristen mußten. Niemals war ihm in den Sinn gekommen, daß man diese Unglücklichen gewaltsam aus ihrem Heim und dem Kreis ihrer Familie gerissen hatte, um in den Besitz einer jeden Person überzugehen, die bereit war, den Preis dafür zu bezahlen.

»Neger« war auf Margarita stets gleichbedeutend mit »Sklave« gewesen, aber erst, seit er gesehen hatte, wie man sie wie wilde Tiere unter Deck der Four Roses einpferchte, war Jacare Jack klargeworden, was Sklaverei wirklich bedeutete.

Nicht einmal Schweine zerrte man so zum Schlachthof. Vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben wurde dem blutjungen Kapitän bewußt, daß die Gesellschaft sich nicht in Reiche und Arme, Priester und Piraten, Soldaten und Zivilisten teilte.

Unterdrücker und Unterdrückte, das kam der Sache schon viel näher, und das, was Sebastian an diesem Morgen beobachtet hatte, legte den Schluß nah, daß die Gier der Unterdrücker keine Grenzen kannte. Schließlich gab es Männer wie Hernando Pedrarias, denen eine fast absolute Macht nicht zu reichen schien, da sie zu den unvorstellbarsten Ungerechtigkeiten fähig waren, um dadurch noch ein wenig reicher zu werden.

Sebastián fragte sich, ob er, Anführer einer ruchlo-

sen Bande von Seewölfen, so tief sinken könnte, mit Menschen zu handeln, und kam zu dem Schluß, daß er zwar ohne Skrupel acht Menschen in den Tod schicken konnte wie vorhin, doch allein bei dem Gedanken, auch nur einen der wehrlosen Afrikaner zu verkaufen, wurde ihm übel, auch wenn viele von ihnen, wie Cararota versicherte, die Sklaverei als völlig selbstverständliche Lebensweise akzeptierten.

»Die meisten werden schon als Sklaven ihrer Stammeshäuptlinge geboren«, hatte er einmal erläutert. »Eigentlich ändert sich nur die Hautfarbe ihres Herrn, und oft werden sie von den Weißen schonungsvoller behandelt. Das Schlimmste ist stets die Überfahrt, da die Händler den größten Profit heraus schlagen wollen und aus den Schiffen wahre Tierkäfige machen.«

»Würde es dir vielleicht gefallen, Sklave zu sein?« fauchte ihn Lucas Castano mißmutig an.

»Was bin ich anderes gewesen, bevor ich mich dazu entschlossen habe, Wegelagerer, Sklavenhändler oder Pirat zu werden?« gab der andere bitter zurück. »Von früh bis spät habe ich mich für einen Hungerlohn abgerackert, und von der Hautfarbe abgesehen ging es mir kaum anders als diesen Unglücklichen.« Er warf seinen Zuhörern einen griesgrämigen Blick zu, um in einem fast vorwurfsvollen Ton zu schließen: »Wer von euch noch nie in ähnlicher Weise

ausgebeutet worden ist, der soll die Hand heben.«

Keiner meldete sich, und wenn Sebastian an die harten Zeiten dachte, in denen die verwünschte Casa de Contratación von seinem Vater verlangte, ein ums andere Mal zwischen den Haien nach Perlen zu tauchen, die sie ihm dann zum läppischen Preis von Perlmutter abkaufte, mußte er zugeben, daß der Malteser tatsächlich recht hatte und sich ihr damaliges Leben nur wenig von dem eines beliebigen afrikanischen Sklaven unterschied.

Als sie eine Woche später endlich die Küste des Festlands erblickten, ließ der Kapitän daher eine Abordnung der Schwarzen an Bord der Jacare kommen, die als Älteste unter ihren Gefährten das größte Ansehen genossen.

»Ich habe beschlossen, euch im Golf von Paria an Land zu bringen. Dort könnt ihr in den Wäldern der Orinoco-Mündung verschwinden. Ihr bekommt Waffen, damit ihr überleben könnt.« Er musterte sie der Reihe nach, während er fortfuhr: »Den Spaniern wird es gar nicht gefallen, eine Gruppe geflohener Sklaven frei herumlaufen zu sehen, denn wenn sich das herumspricht, werden sich euch viele Sklaven anschließen. Ihr müßt eure Freiheit mit Blut und Feuer verteidigen. Doch dafür müßt ihr euch erst einmal einen Anführer wählen, denn mehr kann ich nicht mehr für euch tun.«

»Du hast schon so viel getan«, warf der große Schwarze ein, den sie aus dem Meer gerettet und auf den passenden Namen Moises getauft hatten. »Du hast uns das Leben gerettet, dafür werden wir dir ewig dankbar sein.«

»Am besten dankt ihr mir, indem ihr euch nicht noch einmal versklaven laßt«, entgegnete der Margariteno lächelnd. »Ich sehe, daß ihr unterschiedlichen Stämmen angehört und viele verschiedene Sprachen spricht, doch werdet ihr nur frei sein, wenn ihr eure Unterschiede für immer vergeßt.«

»Wie viele Verfolger wird man schicken?«

»Keine Ahnung«, räumte Sebastian Heredia ein, »doch es werden einfache Soldaten sein, die Urwald und Hitze hassen. Daher werden die Sümpfe stets eure besten Verbündeten sein. Laßt euch auf keine offene Schlacht ein, sondern lockt die Verfolger immer tiefer ins Dickicht, bis sie der Suche müde sind. Dieser Kontinent ist sehr groß, und wenn ihr es schafft, daß sie euch vergessen, ist genügend Platz für alle da.«

»Wähle du unseren Anführer«, bat der älteste der Sklaven, wobei er bedeutungsvoll auf Moises blickte. »Keiner wird deine Entscheidung in Frage stellen.«

Der junge Kapitän wandte sich den Gefährten des Schwarzen zu.

»Seid ihr damit einverstanden?«

Schweigend nickten sie.

»Na schön! Wenn das so ist, wähle ich Moises. Er hat viel Mut bewiesen, als er sich über Wasser hielt, während die Haie um ihn kreisten, und ich bin sicher, daß er euch mit ebensoviel Mut zum Sieg führen wird. Gott mit euch!«

»Welcher Gott?«

Jacare Jack musterte verblüfft den kleinen Mann, der eine so merkwürdige Frage gestellt hatte, und zuckte schließlich die Schultern.

»Alle Götter. Je mehr, desto besser. Ihr werdet sie brauchen.«

Am Abend gingen sie in einer stillen und einsamen Bucht vor Anker, die von dichter Vegetation umgeben war. Dann brachte man die Sklaven der Reihe nach an Land. Viele aber zogen es vor, sich kopfüber ins Wasser zu stürzen und fröhlich zum Strand zu schwimmen. Nachdem man ihnen alles übergeben hatte, was man an Waffen, Munition und Proviant gefahrlos entbehren konnte, setzte die Jacare ihre Fahrt fort, nach wie vor mit der langsamen und stinkenden Four Roses im Kielwasser.

Ohne seine menschliche Fracht erinnerte das Sklavenschiff an eine auf dem Wasser schaukelnde Nußschale. Sie hatte so wenig Tiefgang, daß man so gut wie keine Segel setzen konnte aus Angst, das wie

eine Feder im Wind manövrierunfähig treibende Schiff würde kentern.

Nach vier mühsamen Tagen ließ man den unförmigen Pott mitten in der Bucht von Porlamar vor Anker gehen. Auf dem einzigen Segel, das er geißt hatte, stand mit riesigen ungelenten Buchstaben geschrieben zu lesen: »Pedrarias, Sklavenhändler. Das ist dein Schiff.«

Sofort strömten fast alle Einwohner am Strand zusammen.

Über Stunden hinweg verharrte die *Roses* an Ort und Stelle, damit auch die Bewohner der benachbarten Dörfer herbeieilen konnten, um sie zu sehen. Die Kanonen der *Jacare* – die in sicherer Entfernung beigedreht hatte – sorgten in der Zwischenzeit dafür, daß niemand das riesige Segel bergen konnte. Kurz vor Sonnenuntergang feuerten die gleichen Kanonen auf das Schiff, und wenige Augenblicke später brannte der düstere Sarg wie Zunder.

Seine vier Mann Besatzung stürzten sich rechtzeitig ins Wasser und schwammen langsam zur Küste, wo sie unverzüglich von einer Abteilung Soldaten abgeführt wurden. Als der stinkende Pott schließlich vollständig untergegangen war, lichtete die *Jacare* die Anker und ging auf Kurs Nordost.

In der folgenden Nacht näherte sich eine Schaluppe in aller Stille der Festung La Galera. Mit drei seiner

besten, bis an die Zähne bewaffneten Männer sprang Sebastián Heredia an Land, stieg still und leise die breite Steintreppe empor und klopfte diskret an die Pforte von Hauptmann Sancho Mendana.

Der Offizier schien nicht überrascht zu sein, ihn zu sehen.

»Hab dich schon erwartet«, murmelte er lächelnd. »Ich habe mir gedacht, daß du vorbeikommen wirst nach all dem Zirkus, den dein Schiff in Porlamar veranstaltet hat.«

»Hat sich ja schnell herumgesprochen.«

»Auf der ganzen Insel redet man von nichts anderem mehr.«

»Pedrarias, der Sklavenhändler.«

»Wenn das stimmt, ist er seinen Posten los.«

»Es stimmt...«, befand der Margariteno, um unvermittelt das Thema zu wechseln und gespannt zu fragen: »Habt Ihr meinen Vater gesehen?«

Hauptmann Mendana nickte.

»Eines schönen Tages stand er vor eurem alten Haus und wollte die jetzigen Bewohner hinauswerfen. Ich habe es geschafft, daß sie ihn nicht angezeigt haben, und ihn mit einem Freund nach Boca del Rio geschickt, doch seit zwei Wochen ist er verschwunden.«

»Glaubt Ihr, daß er meine Mutter sucht?«

»Gut möglich.«

»Weiß Pedrários, daß er wieder auf der Insel ist?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, aber dieser gottverdammte Hurensohn hat seine Augen und Ohren überall. Früher oder später erfährt er es doch.«

»Ich muß meinen Vater vor Pedrários finden.«

Der Offizier machte es sich in einem zerschlagenen Lehnstuhl bequem, zündete sich bemerkenswert bedächtig seine riesige Pfeife an, und als der Tabak richtig brannte, erwiderte er.

»Ich werde mein Bestes tun, um dir zu helfen, doch versprechen kann ich nichts. Pedrários haßt mich und wird jeden Vorwand nutzen, mich abzusetzen.« Er schmalzte mit der Zunge und verzog angewidert seinen Mund. »Und die Zeiten sind schlecht für Leute ohne Einkommen.«

»Das waren sie immer.«

»Heute ist es schlimmer. Die Casa setzt Sklaven ein, um nach Perlen zu tauchen, und obwohl die meisten dabei krepieren oder ersaufen, sind es so viele, daß die traditionellen Taucher keine Arbeit mehr haben. Ganze Familien mußten auswandern, um nicht zu verhungern.«

»Und keiner tut was?«

»Was sollten sie schon tun? Pedrários ist hier wie ein Vizekönig, und wenn man ihm nicht sicher nachweisen kann, daß er wirklich ein Sklavenhändler ist, wird keiner ihm die Macht entreißen.«

»Es war sein Schiff, das ich versenkt habe.«

Hauptmann Mendana musterte ihn, ohne seine Verblüffung zu verbergen.

»Du willst das gewesen sein? Nach allem, was erzählt wird, hat Kapitän Jacare Jack den Pott versenkt. Wenigstens war es sein Schiff.«

Die Antwort des Jungen klang ungewöhnlich ernst:

»Um Euch zu belügen verdanke ich Euch zu viel, und ich bin sicher, Ihr werdet es niemandem weiter erzählen, was ich Euch jetzt sage.« Sebastián machte eine kurze Pause, bevor er leise hinzufügte: »Inzwischen bin ich Kapitän Jacare Jack, und das Schiff gehört mir.«

Der Offizier brauchte eine Weile, bevor er einen leisen erstaunten Pfiff ausstieß, musterte sein Gegenüber von Kopf bis Fuß, als fiel es ihm unendlich schwer zu akzeptieren, daß jener kleine Junge, dem er manche schmerzhaft Kopfnuß verpaßt hatte, heute ein gefürchteter Piratenführer war. Beiläufig, als hätte das alles nicht die geringste Bedeutung, fuhr er fort:

»Das ändert die Lage, und wenn ich dich noch einmal auf der Insel erwische, laß ich dich aufhängen.«

»Das weiß ich.«

»Niemand hätte ich geglaubt, daß so was aus dir werden würde«, versetzte Sancho Mendana mit

sichtlichem Bedauern. »Es hat mir gefallen, dich als meinen eigenen Sohn anzusehen, und obwohl ich zugeben muß, daß sie dich dazu getrieben haben, kann ich einfach nicht akzeptieren, daß aus dir etwas geworden ist, was ich verabscheue.«

»Verabscheut Ihr die Piraten mehr als die Beamten der Casa oder die Sklavenhändler?«

»Nicht mehr, aber ebenso. Die ehrlichen Menschen in diesem Teil der Welt leben in ständiger Furcht, daß Leute von eurem Schlag sie mitten in der Nacht überfallen, ihre Frauen schänden, ihre Söhne umbringen und ihre Häuser anzünden. Kein Pirat, nicht einmal du, verdient etwas anderes als eine Schlinge um den Hals.«

»Tut mir leid, Euch so sprechen zu hören«, entgegnete der Junge betrübt. »Ich schätze Euch.«

»Ich dich auch. Doch du bist es, der sich außerhalb des Gesetzes gestellt hat.«

»Gesetz?« klagte der Margariteno. »Was für ein Gesetz? Das Gesetz, das mir alles genommen hat, was ich besaß?«

»Deine Mutter hat dich aus freien Stücken verlassen, und ich denke, es gibt kein Gesetz dagegen«, gab ihm der andere zu bedenken und legte die Pfeife zur Seite, als wollte sie ihm plötzlich nicht mehr schmecken. »Es war bestimmt nicht gerecht, deinen Vater einzusperren, darum habe ich euch auch bei

der Flucht geholfen, aber zu akzeptieren, daß du zum Piratenkapitän wirst, ist was ganz anderes. Geh in dich! Noch ist es Zeit.«

Sebastián Heredia schüttelte den Kopf.

»Zu spät! Vor drei Wochen habe ich eine Schar Sklavenhändler ins Meer werfen lassen.«

»Wen schert denn das?« warf der Offizier ein. »Meiner Meinung nach ist es kein Verbrechen, Sklavenhändler über Bord zu werfen. Eher im Gegenteil.« Er legte seine Hand auf den Unterarm des Jungen und fuhr fast flehentlich fort: »Vergiß sie, gib dieses verfluchte Schiff auf, und such dir das Leben, das sie dir als Kind beigebracht haben.«

»Als Kind habe ich gelernt, daß nur ein reicher Mann aufzutauchen braucht, und alles, woran du glaubst, ist nur noch ein Scherbenhaufen«, lautete die bittere Antwort. »Eine einzige Tat löscht eine Million Worte aus.«

»Wenn du dein Leben nach dem ausrichtest, was sie dir in einem bestimmten Augenblick angetan haben, dann machst du dich zum Sklaven deiner Vergangenheit«, urteilte der Offizier überzeugt. »Jetzt, wo du schon ein Mann bist, hast du kein Recht mehr, deine Taten mit den Irrtümern deiner Mutter zu entschuldigen.«

»Da gehen die Meinungen auseinander.«

»Meinungen helfen dir wenig, wenn du unter dem

Galgen stehst. Ob du willst oder nicht, wenn du eine Bande Verbrecher befehlighst, wirst du selbst einer werden. Du kannst nicht im Dreck wühlen, ohne dir die Hände schmutzig zu machen.« Er zündete seine Pfeife wieder an, als würde diese ihm dabei helfen, die richtigen Argumente zu finden. »Ich weiß nicht, was du bisher getrieben hast, aber etwas sagt mir, daß du noch nicht verdorben bist. Gib das Schiff jetzt auf!«

»Um was zu tun?« fragte der Margariteno, als wäre er überzeugt, keine vernünftige Antwort zu erhalten. »Welches Schicksal erwartet mich, wenn ich das Schiff aufgebe und mir eine ehrenwerte Arbeit suche? Du hast von schwierigen Zeiten gesprochen, aber das waren sie schon, als mein Vater seine Haut an den Felsen dort unten ließ.« Verächtlich zuckte er mit den Schultern. »Die Casa schnürt den Leuten über Jahre hinweg die Kehle zu, bis sie schließlich ersticken. Da ist es mir schon lieber, wenn sie mich irgendwann gleich richtig aufhängen.«

»Und das Übel, das du inzwischen anrichtest oder das deine Männer anrichten, wenn du sie nicht im Griff hast?« Der Offizier senkte die Stimme, damit die Begleiter, die Sebastian draußen hatte warten lassen, ihn nicht hören konnten: »Piraten sind sie. Verstehst du nicht? Räuber, Frauenschänder und Mörder. Der Abschaum der Welt!«

»Für mich sperrt sich der Abschaum der Welt in einen Palast ein und plündert mit ungerechten Gesetzen die Schwachen aus«, widersprach ihm der Margariteno. »Das sind die wahren Blutsauger. Die machen aus der Welt eine Kloake und riskieren noch nicht mal den Hals dabei! Wir leben monatelang auf dem Meer, müssen Flauten und Stürme ertragen, und jedesmal, wenn wir uns einem Schiff nähern, riskieren wir, daß man uns mit Kanonenschüssen empfängt. Aber die nicht! Die haben einen Kaperbrief für das Land in der Tasche, und wenn es noch etwas Schlimmeres gibt als Piraten, dann Korsaren.«

Hauptmann Sancho Mendana zögerte lange mit der Antwort. Er ging zum Fenster, betrachtete die stille Bucht, in der sich nur einige Sterne spiegelten, und plötzlich wirkte er um Jahre gealtert oder unendlich müde.

»Ich habe keine Lust, weiter zu diskutieren. Bald wird es hell, und dann hast du besser schon das Weite gesucht.« Er drehte sich um und musterte den kleinen Jungen von früher. »Ich gebe dir eine Woche, um deinen Vater zu finden. Nur eine Woche! Danach werde ich dein schlimmster Feind sein.«

»Niemals werde ich Euch als meinen schlimmsten Feind betrachten können«, hauchte der junge Mann. »Und niemals werde ich die Hand gegen Euch erheben, so sehr Ihr mich auch bedrängen werdet.«

»Das wird nicht mein Problem sein. Ich habe dir gesagt, was dich erwartet. Und jetzt ab mit dir! Geh, und komm nicht wieder.«

Als der noch fast bartlose Kapitän Jacare Jack den Raum verlassen und die Tür hinter sich geschlossen hatte, lehnte der bedrückte Offizier seine Stirn gegen das Fensterglas und stieß einen kurzen, bitteren Seufzer aus.

Stets war er ein einsamer Mann gewesen, und seine Ersatzfamilie bestand heute nur noch aus einem armen verrückten Teufel, der durch irgendeinen gottverlassenen Winkel der Insel irrte, und einem sanftmütigen Jungen, der dabei war, ein schmutziger Pirat zu werden. Was nützten ihm die Mühen und Opfer vieler Jahre, all die Schlachten und alten Wunden? Was half es, Prinzipien treu zu bleiben, die niemand mehr zu respektieren schien?

Aufgrund seiner untadeligen Dienste und seiner unerschütterlichen Loyalität hätte er längst zum Obersten befördert werden müssen, zum Festungskommandanten in Cartagena de Indias, San Juan de Puerto Rico oder Panama. Doch die Jahre gingen dahin, und noch immer war er hier, vergessen und dazu verdammt, unzählige Male die unvergeßlichen Sonnenuntergänge von Juan Griego zu betrachten. Dabei wußte er, daß ihm die Nacht nur Einsamkeit und Stille brachte und der neue Tag neue Einsamkeit

und wieder eine lange Abenddämmerung, die ihn bereits zu Tode langweilte.

Emiliana Matamoros, die einzige Frau, die er in seinem ganzen Leben geliebt und stets wie eine unerreichte Jungfrau verehrt hatte, war die Geliebte des abscheulichsten Wesens, das er jemals kennengelernt hatte, geworden, und in den Schenken konnte er hören, daß Emilianas Tochter Celeste schon bald die Mutter im Bett des gehaßten Don Hernando Pedrarias ablösen würde.

Auf der Insel ging das Gerücht um, daß die fett und welk gewordene Emiliana Matamoros schon vor einiger Zeit zum bitteren Schluß gekommen war, daß ihre früheren Reize die Leidenschaft des Gesandten der allmächtigen Casa de Contratación von Sevilla nicht mehr zu wecken vermochten, und sie fürchten mußte, von einer der zahlreichen attraktiven Mulattinnen, die auf der Insel ihren Körper zu Markte trugen, aus dem schönen Palast am Rand von La Asunción, den sie seit Jahren bewohnte, verdrängt zu werden. Deshalb war sie offensichtlich entschlossen, die Angelegenheit innerhalb der Familie zu regeln und ihre Rolle als herrische Geliebte mit der einer unterwürfigen Kupplerin zu vertauschen.

»Wer den Luxus kennengelernt hat, will nicht zurück in die Armut«, tuschelten die bösen Stimmen.
»Vor allem dann nicht, wenn die Armut nicht einmal

Würde hat.«

Hauptmann Sancho Mendana fragte sich, was eine noch so würdevolle Armut sollte, wenn sie nur, wie die seine, traurige Erinnerungen nährte, und ebenso fragte er sich, ob Sebastián Heredia nicht recht hatte, dem es lieber war, ein einziges Mal aufgehängt zu werden, statt das ganze Leben mit dem Strick um den Hals zu verbringen.

Wenn er nicht binnen zwei Jahren zum Kommandanten befördert wurde, mußte er, das sahen die Dienstvorschriften des Königs vor, seinen Abschied nehmen und Reservist werden, und Hauptmann Mendana wußte nur zu gut – er hatte es bei vielen Waffengefährten gesehen –, daß in diesen Fällen der kärgliche Sold die meisten Monate nicht ausgezahlt wurde.

Die Krone, die unzählige Male grausame Opfer verlangt hatte, vergaß die geleisteten Dienste nur zu schnell, und Hunderte von Veteranen mußten ihren Lebensabend als Bettler unter Bettlern verbringen.

Er ließ seine Vergangenheit Revue passieren, warf einen Blick auf seine Gegenwart und versuchte sich vorzustellen, wie seine Zukunft aussehen mochte. Über der schönen Bucht von Juan Griego wurde es langsam hell.

Vielleicht wäre es das Vernünftigste gewesen, alles aufzugeben und dem unbesonnenen Jungen als See-

räuber zu folgen, doch seine moralischen Überzeugungen hatte Hauptmann Sancho Mendana stets über seine eigenen Interessen gestellt. Daher verwarf er diese Idee sofort, denn sie ging gegen alle Prinzipien, die er stets verteidigt hatte.

Die Krone haßte die Piraten, daher war es seine Pflicht, sie zu bekämpfen, wo immer sie sich verbergen mochten, selbst wenn einer von ihnen der einzige Freund war, der ihm auf dieser Welt geblieben war.

Zurück auf der Jacare ließ Sebastián Heredia Lucas Castano holen und teilte ihm mit, daß er in Manzanillo an Land gehen wollte, um von dort bis nach La Asuncion die Suche nach seinem Vater fortzusetzen.

»Du bringst das Schiff zu den Frailes-Inseln. Dort gehst du bis Samstag nacht vor Anker und nimmst mich wieder an Bord.«

»Keine gute Idee«, entgegnete der Panamese sofort.

»Warum?«

»Weil die Männer unruhig sind«, lautete die ehrliche Antwort. »Seit der Fahrt nach England, dem Aufenthalt auf Lanzarote und der Geschichte mit der Four Roses haben wir keinen roten Heller mehr gesehen. Mit Seeräuberei hat das nichts mehr zu tun, finden sie.«

»Was kann ich denn dafür, daß wir auf unserem Weg nur ein Sklavenschiff getroffen haben?«

»Wir hätten die Schwarzen verkaufen können«, befand sein Stellvertreter überraschend unbefangen.

»Ich handle nicht mit Sklaven.«

»Die meisten Männer sehen das nur als Verkauf einer Ladung. Wir haben vorher auch nicht mit Piken und Schaufeln gehandelt, doch dann war's ein großartiges Geschäft, und nur das zählt.«

»Für dich auch?«

»Meine Meinung tut nichts zur Sache«, gab der andere ungeniert zurück. »Ich gehöre zu den Offizieren, schlafe in einer guten Kajüte und muß nur Befehle erteilen.« Er schüttelte den Kopf. »Doch die meisten Männer müssen mit einer Hängematte in einem heißen Verschlag unter Deck vorliebnehmen, stehen Wache oder klettern auf die Mäste und scheuern sich dabei die Hände wund, und der einzige Grund, warum sie dieses Leben ertragen, ist die Hoffnung auf eine gute Beute. Und wenn die ausbleibt, werden sie rebellisch.«

»Verstehe...«

»Verstehen allein genügt nicht. Du mußt es verinnerlichen. Jetzt bist du der Kapitän, und zunächst einmal mußt du die Besatzung bei Laune halten, wenn du nicht riskieren willst, daß man dich über Bord wirft.«

»Ich werde daran denken.«

Der Margariteno schloß sich in seiner Kajüte ein,

dachte über drei Stunden lang nach und ging schließlich an Deck. Dort nahm er auf der Brücke Platz und ließ die gesamte Besatzung zusammenläuten.

Als alle versammelt waren und ihn erwartungsvoll anblickten, musterte er der Reihe nach ihre Verbrechenvisagen und erklärte betont gelassen:

»In letzter Zeit ist es nicht sehr gut gelaufen, und ihr seid wahrscheinlich ungehalten, doch das wird sich ändern.« Er räusperte sich, um mit noch tieferer Stimme fortzufahren: »Ihr wißt, daß wir Ende Oktober haben. In einem guten Monat wird die Flotte aus Sevilla hier auftauchen...«

»Ich hoffe, du bist nicht auf den Gedanken gekommen, sie anzugreifen...« warf Zafiro Burman sarkastisch ein. »Sie würden uns in Stücke schießen.«

»Nein!« antwortete er trocken. »So verrückt bin ich nicht!«

»Also was dann...?«

»Ihr müßt wissen, daß die Casa de Contratación zu dieser Zeit in La Asunción die meisten Perlen aufbewahrt, die das Jahr über gesammelt worden sind. Wenn die Produktion nicht zu sehr nachgelassen hat, dürften das über sechstausend sein.«

»Sechstausend!« rief einer erstaunt aus. »Nicht möglich.«

Der junge Kapitän Jacare Jack nickte nachdrücklich.

»O doch, wenn auch nicht alle von guter Qualität sind. Ich weiß, daß ein Schiff der Flotte sie an Bord nimmt, um sie nach Cartagena de Indias zu bringen. Dort kommen sie zu den Smaragden aus Nueva Granada, dem Gold aus Mexiko und dem Silber aus Peru.« Er ließ seine Männer eine Weile daran kauen und fuhr schließlich fort. »Ich habe vor, mir diese Perlen zu holen, bevor man sie fortschafft.«

»Wie soll das gehen?« wollte der erste Steuermann wissen, dessen Aufmüpfigkeit sich wieder im Auftrieb befand. »Niemand hat es je geschafft, La Asuncion anzugreifen.«

»Vielleicht weil es keiner aus Margarita versucht hat«, beschwichtigte Sebastian. »Ich verlange nur eins von euch: Habt eine Woche Geduld. Der Rest ist meine Sache.«

»Bist du sicher, daß du nur eine Woche brauchst?« wollte Nick Cararota wissen.

»Ganz sicher.«

Er kehrte in seine Kajüte zurück, doch wenige Augenblicke später klopfte Lucas Castano an die Tür, trat ein und schloß sie hinter sich.

»Du riskierst verdammt viel«, war das erste, was er sagte. »Na schön, du hast ihnen die Beute schmackhaft gemacht und kannst jetzt deinen Vater suchen

gehen, aber was wirst du ihnen nach deiner Rückkehr sagen?«

»Wenn ich die Perlen mitbringe, wird sich keiner beschweren.«

»Und falls nicht?«

»Dann schicken sie mich wohl zu den Haien.«

»Das siehst du ganz richtig!« versicherte der Panamese. »Du hast doch sicher einen Plan?«

»Natürlich.«

Der Panamese nahm auf dem Fensterbrett des großen Achterfensters Platz und musterte seinen unberechenbaren Kapitän wie ein Wesen von einem anderen Stern.

»Noch habe ich nicht herausgefunden, ob du der listigste Fuchs bist, dem ich je begegnet bin, oder der naivste«, murmelte er schließlich und ließ einen tiefen Seufzer hören. »Jedenfalls sitzt du auf dem Kapitänsstuhl, und das Schiff gehört dir. Ich hätte es in tausend Jahren nicht bekommen.«

»Und was heißt das deiner Meinung nach?«

»Entweder bist du wirklich der Schlauste, oder die Einfalt kann ein einträgliches Geschäft sein.«

»Na schön! Dann befiehl also Kurs auf Manzanillo. Wir werden sehen, was herauskommt.«

Nach Mitternacht betrat Sebastián Heredia ein weiteres Mal seine Heimatinsel. Nur in Begleitung von Justo Figueroa, einem rachitischen Krummbein, das

mehr von einem schwindsüchtigen Straßenhändler als von einem Piraten an sich hatte, begab er sich auf einen Pfad, der sie zum übertriebenerweise sogenannten Königsweg führte, der den Norden der Insel mit La Asuncion verband.

Keiner achtete auf die beiden. In ihren abgerissenen Lumpen unterschieden sie sich kaum von den vielen hungernden Landstreichern, die in diesen Tagen von einem Ort Margaritas zum anderen zogen, um ihr Leben zu fristen. Die Zeiten wurden immer schwieriger, wie Hauptmann Mendana versichert hatte.

Der Verlust der Four Roses und ihrer kostbaren menschlichen Fracht hatte den ohnehin jähzornigen Don Hernando Pedrarias völlig aus der Haut fahren lassen. Um seine Verluste wettzumachen, verstärkte er nunmehr den Druck auf die darbende Inselbevölkerung auf geradezu absurde Weise.

Überall waren Klagen zu hören.

Leise zwar, aber Klagen.

Und Flüche.

Schmähungen und Flüche, die dem »Schwein Pedrarias« und der »Hure Matamoros« galten.

Unter ihresgleichen machten die am Boden zerstörten Margaritenos aus ihrem Herzen keine Mördergrube, wenn es darum ging, das »Schwein Pedrarias« für alles Ungemach, das sie ruiniert hatte, verantwortlich zu machen. Viele fragten sich, wie ein

einzigster Mann aus der ihrer Ansicht nach reichsten Insel der Erde ein Armenhaus hatte machen können.

Die unvorstellbar raffsüchtige Casa de Contratación schien nur ein Interesse zu haben: jedes Jahr noch größere Reichtümer nach Sevilla zu schicken. Millionen fielen dabei für die täglich zahlreicher werdenden unfähigen Schmarotzer ab. Der ehrgeizige Hernando Pedrarias schien alle Übel der Casa so sehr in sich zu vereinen, daß auf Margarita jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft erstorben war.

Viele Einwohner spielten mit dem Gedanken, aufs Festland auszuwandern, auch wenn die Nachrichten aus Cumaná nicht gerade vielversprechend waren.

»Die Casa ist wie Gott, der an allen Orten wohnt«, fanden die Skeptiker. »Und wenn sie dir keine Perlen rauben kann, dann saugt sie dir das Blut aus.«

Im Verlauf der Geschichte mochte es den Menschen gelegentlich gelungen sein, sich mit Gewalt von blutdürstigen Diktatoren oder grausamen Invasoren zu befreien, doch nie hatten sie es geschafft, die stille und unbarmherzige Tyrannei der Bürokratenheere abzuschütteln.

Kein Held konnte es mit dem Spinnennetz der Casa de Contratación von Sevilla aufnehmen. Denn falls wirklich einmal einer ihrer Gesandten plötzlich verschwand, wurde er sofort von einem obskuren Nachfolger ersetzt, der das dichte Netz noch undurch-

dringlicher webte. Die Casa war eine Hydra, der für jeden Kopf, den man ihr abschlug, zwei neue wuchsen.

Auf eine Hürde folgte die nächste, auf einen abweisenden Beamten ein noch unzugänglicherer, auf eine schnelle Ablehnung ein langes Schweigen und auf ein ewiges Schweigen wieder eine brüske Ablehnung.

Ein gordischer Knoten im tiefsten, von einer tausendköpfigen Hydra bewachten Labyrinth wäre leichter zu lösen gewesen als das komplizierte System, das eine unangreifbare Casa de Contratación entwickelt hatte, die sich nur von ihren eigenen Leuten berauben ließ. Es war nämlich kein Geheimnis, daß auf den Frachtbriefen der Schiffe, die man nach Sevilla schickte, nur ein Viertel der tatsächlichen Ladung an Gold und Edelsteinen auftauchte. Nur für dieses Viertel, das durch den Zoll ging, legte die Casa der Krone gegenüber Rechenschaft ab.

Die übrigen drei Viertel teilte die Casa unter sich auf.

Die logische Folge dieses Raubs lag klar auf der Hand: Margarita würde das gleiche Schicksal ereilen wie vor Jahren Hispaniola. Aus der ersten Kolonie der Neuen Welt war inzwischen eine weitgehend entvölkerte Insel geworden, deren Einwohner größtenteils vor dem unerträglichen Druck der Casa ge-

flohen waren.

Einst schickten die steinreichen Zuckermühlen tonnenweise »weißes Gold«, das nach der Erschöpfung der Goldminen das gelbe abgelöst hatte, nach Spanien, doch die unerträgliche Steuerlast, die ihnen die unersättlichen Blutsauger der habgierigen Casa de Contratación auferlegten, hatte sie schließlich in den Bankrott getrieben, fetzt rosteten die Mühlen vor sich hin, während die riesigen aufgegebenen Zuckerrohrfelder bald massenweise von Wildschweinherden verwüstet wurden.

Kurioserweise hatte der Ruin des Zuckerhandels die Entstehung einer neuen florierenden Industrie zur Folge. Französische Einwanderer, die sich im äußersten Westen der Insel niedergelassen hatten, entdeckten bald, daß man die Wildschweine jagen und ihr Fleisch wie in der Heimat in einem boucan räuchern konnte. Dieses schmackhafte Räucherfleisch hielt sich monatelang, ohne zu verderben, und war daher bei Seeleuten sehr beliebt.

So entstand das neue Geschlecht der »Bukaniere«: ungeschlachte, schmutzige und übelriechende Männer, die in der Wildnis Hispaniolas Tiere jagten und sie in die Häfen einer Küste brachten, die von allen Schiffen der Antillen angesteuert wurde.

Doch wieder einmal war die habgierige Casa de Contratación nicht bereit, aus ihren unendlichen

Fehlern zu lernen. Wenn die Schiffe Räucherfleisch brauchten, befand sie, sollten sie gefälligst den zähen, madigen und sündteuren Speck kaufen, den sie selbst aus Sevilla importierte, und um jegliche Konkurrenz loszuwerden, schickte sie Federico de Toledo mit einem Heer nach Hispaniola, um die mühsam ihr Leben fristenden Bukaniere zu vertreiben.

Die lange und unbarmherzige Hetzjagd führte dazu, daß die Bukaniere mit der Zeit Festungen auf der kleinen wilden Insel La Tortuga errichteten, die nur wenige Meilen nördlich von Hispaniola lag. Von dort führten sie blitzschnelle Überfälle auf die Zuckerrohrfelder Hispaniolas durch, um sich danach wieder auf Tortuga zurückzuziehen. Bald versorgten sich die Schiffe dort mit Proviant.

Im Lauf der Jahre stieg die befestigte Bucht von Tortuga zum reichsten, geschäftigsten und lebenslustigsten Hafen der Karibik auf, während zur gleichen Zeit das einst pulsierende Santo Domingo im Dämmer-schlaf versank. Die Leiter der Casa kümmerte das allerdings herzlich wenig. Schließlich war die Neue Welt so riesig und ihre Schätze so unerschöpflich, daß es wenig ausmachte, wenn danach ganze Landstriche und Städte wie verwüstet dalagen.

Nun schien die Reihe an Margarita gekommen. Dort war die Perlenproduktion dramatisch zurückgegangen. Schuld daran waren nicht etwa plötzlich

faul gewordene Austern, sondern die logische Tatsache, daß ein apathischer afrikanischer Sklave, der umsonst arbeitete, weder das gleiche Risiko einging noch den gleichen Ertrag einbrachte wie ein Taucher, der zwischen den Riffen geboren und aufgewachsen war und mit einem guten Tagelohn seine Familie ernähren wollte.

Die Casa de Contratación von Sevilla hatte nie begriffen, daß ein guter Tagelohn oft eine vorzügliche Investition sein konnte. Einem Tagelöhner konnte man nämlich nicht drei Viertel seines Gewinns rauben, ohne daß dieser protestiert hätte. So hatten sich in den Gassen von La Asuncion die gleiche Mutlosigkeit und Lethargie wie auf der übrigen Insel breitgemacht.

Wohl aus diesem Grund wurden Sebastian Heredia und Justo Figueroa, als sie an einem heißen Nachmittag La Asuncion erreichten, dort nur von fünf räubigen Hunden und einer Herde Schweine begrüßt.

Ansonsten herrschte Totenstille. Keine Seele wagte sich in diesen brütendheißen Stunden auch nur unter die schattigen Arkaden der alten Steinhäuser, und lange Zeit entdeckten sie lediglich einen Bettler, der im Schatten des mächtigen Franziskanerklosters schlief.

»Wie ein Friedhof...«, lispelte die traurige Gestalt

von Justo Figueroa, der nur noch zwei Zähne hatte.
»Ist's hier immer so tot gewesen?«

Jacare Jack schüttelte den Kopf. Nur ein einziges Mal hatte er mit seinen Eltern die Stadt besucht, und damals war sie ihm wie der lebendigste Ort des Universums vorgekommen.

Der Verfall schien das Verwaltungszentrum der Insel ebenso erfaßt zu haben wie die Küstendörfer, und der Margariteno konnte sich nur wundern, wie fatal sich die falsche Politik einer Handvoll Personen auf das Wohl der Mehrheit auswirken konnte.

»Die sind verrückt«, murmelte er, während ihn eine stille Wut erfaßte. »Völlig verrückt!«

Sie ließen sich im Schatten eines riesigen Kapokbaumes nieder, der den ganzen kleinen Platz beherrschte, und warteten darauf, daß die Stadt am Abend aus ihrer traurigen Lethargie erwachen würde, doch nur zwei Dutzend Personen wagten es, ihre Häuser zu verlassen, obwohl eine frische, nach Blumen duftende Brise aus den Bergen wehte.

Schließlich ging Sebastián Heredia auf eine Gruppe alter Frauen zu, die ihre Stühle nach draußen gestellt hatten und gemeinsam an einer riesigen Decke stickten.

»Mit Verlaub...« fragte er so höflich, wie er konnte. »Könnt Ihr mir sagen, wo sich der Palast von Don Hernando Pedrías befindet?«

Sie musterten ihn sehr unfreundlich, bis Sebastián geistesgegenwärtig hinzufügte:

»Ich habe ihm eine Beschwerde zu übergeben.«

Die feindselige Haltung war plötzlich wie weggeblasen.

»In diesem Fall mußt du dich in der Reihe anstellen, mein Sohn«, bedeutete ihm die älteste. »Sein Palast liegt zwei Straßen weiter unten, neben dem Rathaus. Doch er verläßt kaum das Haus seiner Hure Matamoros. Der Blitz soll sie treffen!«

»Und wo wohnt die Matamoros?«

»In einem Steinhaus am Ausgang des Tals, auf dem Weg nach Tacarigua. Du kannst es nicht verfehlen. Es liegt mitten im Wald und stinkt nach Schwefel.«

Er dankte ihnen freundlich und kehrte zu seinem krummbeinigen Begleiter zurück.

»Such dir ein Haus zum Schlafen, oder besser, spiel den Bettler, damit keiner auf dich aufmerksam wird. Und versuch herauszufinden, wie viele Soldaten das Lagerhaus der Casa neben dem Rathaus bewachen. Aber nimm dich sehr in acht!«

»Keine Sorge...« beruhigte ihn Justo Figueroa. »So wie ich ausschaue, wird mich keiner für einen Piraten halten, auch wenn ich mit einem Totenkopf tätowiert bin. Ich werde auf der Straße schlafen und ein Maisbrot essen.«

»Um so besser! Wir treffen uns morgen, hier und

zur gleichen Stunde.«

Er verschwand in der engen Stampflehm-gasse, die nach Tacarigua führte, und eine gute Meile nach den letzten Häusern erblickte er einen dichten Wald, über dessen Wipfeln die Kuppel eines offenbar luxuriösen Herrenhauses ragte.

Alles war friedlich und ruhig. Keine Menschenseele weit und breit, nicht einmal das ferne Bellen eines traurigen Straßenköters störte die Abendstille Margaritas. Mit fünfhundert Mann, schoß es Sebastian einen Augenblick lang durch den Kopf, konnte man die Paläste und Häuser dieser halbverlassenen Stadt plündern bis zur letzten Perle und zum letzten Maravedi. Schnell verwarf er diese Möglichkeit jedoch wieder, denn in der Stunde der Wahrheit konnte eine böse Überraschung auf ihn warten.

Niemand konnte mit Bestimmtheit wissen, wie viele bewaffnete Männer plötzlich durch die riesigen Portale ins Freie stürmen, wie viele Soldaten beim leisesten Anzeichen von Gefahr aus Santa Ana, Juan Griego, Tacarigua oder Porlamar zur Hilfe eilen würden.

Wer immer La Asuncion am unzugänglichsten Punkt der Insel gegründet hatte, mußte sich darüber im klaren gewesen sein, daß Feinde stets vom Meer kommen würden. Und wer die Stadt überfallen wollte, mußte wissen, daß er unweigerlich in eine Falle

lief, denn an der Biegung jedes Weges, der zur Küste zurückführte, konnte der Feind im Gebüsch lauern.

Seit Sebastian Heredia mit seinem Vater auf Perlensuche gegangen war, wußte er nur zu gut, daß an jedem strategischen Punkt der Küste stets ein riesiger Haufen Holz aufgeschichtet war, den die Wachen beim geringsten Anzeichen von Gefahr anzündeten. Piraten und Korsaren waren immer die schlimmsten Feinde der Insel gewesen.

Die Casa de Contratación von Sevilla natürlich ausgenommen.

Vielleicht weil sich die Casa sicher glaubte und sie wußte, daß ihr Name allein ausreichte, um einem Einheimischen die verrückte Idee auszutreiben, ihre Schatzkammern anzugreifen, gab es in der Hauptstadt keine große Garnison. Die Casa zog es vor, die Festungen an der Küste so weit wie möglich zu verstärken.

Dabei waren sich sowohl die Casa als auch die spanischen Autoritäten in Westindien darüber im klaren, daß ihre Möglichkeiten, sich gegen die Überfälle von Fremden zu wehren, äußerst begrenzt waren. Die Neue Welt war viel zu riesig und zu vielfältig, als daß eine so kleine Nation sie gleichzeitig hätte erforschen, erobern und bewahren können.

»Wer viel rafft, verliert auch viel«, hieß es im

Volksmund, doch die spanischen Autoritäten der damaligen Zeit schienen davon noch nichts gehört zu haben. Immer weiter drangen sie vor, um neue Länder zu unterwerfen und neue Reichtümer zu erschließen, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, daß die Antillen, der neuralgische Punkt, von dem alle Siege abhingen, inzwischen zur Achillesferse des spanischen Weltreichs geworden waren.

Zu Lande- und zu Wasser suchten sich Piraten, Korsaren, Bukaniere und Freibeuter zwischen Kuba und Portobelo, zwischen Campeche und Cumanä in aller Ruhe ihre Beute aus, ohne daß sich ihnen je eine spanische Flotte, die diesen Namen verdient hätte, in den Weg gestellt hätte.

Die Flotte, die große Flotte, die allmächtige Flotte, verließ einmal im Jahr Sevilla. Ihr Auftrag lautete nicht, in der Karibik feindliche Schiffe zu bekämpfen, sondern lediglich, die unermeßlichen Reichtümer, die in diesem Jahr in den Kolonien angehäuft worden waren, sicher nach Spanien zu bringen und sie nicht in räuberische Hände fallen zu lassen. Die Sicherheit der Bewohner der Neuen Welt scherte sie keinen Deut. Es zählte nur die Sicherheit der Schätze, für die sich die Bewohner dieser Neuen Welt abgerackert hatten.

In zwei Jahrhunderten hatte Spanien in der strate-

gisch so wichtigen Karibik niemals eine auch nur annähernd so mächtige Flotte wie jene stationiert, die jedes fahr die Schätze nach Sevilla begleitete. Das hatte sicher damit zu tun, daß die Funktionäre der Casa für ein versenktes Piratenschiff weder eine Provision erhielten noch drei Viertel des Werts einsacken konnten, sehr wohl aber für jede Perle, jeden Edelstein und jede Unze Gold, die den Zoll in Sevilla passierte.

Bürokratische Inkompetenz sollte in der Geschichte Spaniens stets menschliche Großtaten in den Schatten stellen, doch niemals machte die Korruption der Beamten in so schändlicher Weise die Träume und den Ruhm der Helden des Landes zunichte wie in diesen zwei unseligen Jahrhunderten.

Was brillante Männer geschaffen hatten, wurde von blassen Männlein ruiniert, und die Insel Margarita machte da beileibe keine Ausnahme von dieser bitteren Regel.

Während Sebastián im stillen das Unglück beklagte, in einem gleichzeitig elenden und ruhmreichen Land geboren zu sein, nahm er auf einem Stein Platz, als wollte er sich nach einem langen und ermüdenden Weg ausruhen, und musterte seine Umgebung, um herauszufinden, wie man nach einem Angriff auf die Stadt wieder die ferne Küste erreichen konnte.

Die Nacht brach herein, als er zu dem Schluß gelangte, daß man verrückt sein mußte, La Asunción plündern zu wollen. Nachdem er ohne Appetit etwas Käse und Zwieback mit einem Schluck Wein zu sich genommen hatte, suchte er den Schutz des Waldes, um sich schlafen zu legen. Er brauchte Ruhe und wollte an nichts mehr denken.

Noch bevor sich vor der Küste von Pampatar, dem östlichsten Punkt der Insel, das erste Morgenrot abzeichnete, schlüpfte Sebastián bereits lautlos aus dem Dickicht des Waldes und kletterte auf eine dichtbelaubte Eiche, die über die hohe Umgebungsmauer der riesigen Hazienda hinausragte, holte sein Fernglas aus der Tasche und richtete es auf den Eingang des verrammelt wirkenden Hauses.

Auf einem kleinen Turm entdeckte er einen schläfrigen Wachposten, und kurz darauf trat ein Dickwanst, der aussah wie ein Koch, aus einer Seitentür, um sich auf einem Blumenbeet zu erleichtern.

Kaum hatte er einige Minuten spioniert, als direkt unter ihm eine rauhe Stimme erschallte:

»Komm runter da!«

Der Junge betrachtete die Person von oben, und sofort überfiel ihn ein seltsames Gefühl. Das war nicht mehr der schweigsame, abwesende Mann, um den er sich so viele Jahre gekümmert hatte, denn seine Augen leuchteten ganz anders und seine Lippen verzo-

gen sich zu einem spöttischen Lächeln.

Sebastian sprang zu Boden, sie umarmten sich, und dann sah er sich den Mann genauer an. Kein Zweifel, das war der Mann, mit dem er in Juan Griego auf Perlensuche gegangen war, und nicht die traurige Gestalt, die auf der Jacare Macheten geschliffen hatte.

»Was ist nur mit dir passiert?« wollte er wissen.
»Du scheinst ein anderer Mensch zu sein!«

»Das bin ich auch!« lautete die fröhliche Antwort von Miguel Heredia Ximénez. »Vor allem jetzt, wo du hier bist.« Er kniff ihn voller Freude in die Wangen. »Allerdings hast du länger auf dich warten lassen, als ich dachte.«

»Warum wartet nur überall alle Welt auf mich«, beschwerte sich Sebastián. »Ist das, was ich tue, so leicht zu durchschauen?«

»Nein«, beruhigte ihn sein Vater und umarmte ihn. »Doch als ich erfahren hatte, daß dein Schiff in Porlamar vor Anker gegangen ist, war ich sicher, daß du kommen würdest. Ich erwarte dich schon seit Wochen.«

»Was ist in dieser Zeit geschehen, das dich so verändert hat?«

Sein Vater nahm ihn am Unterarm und ging mit ihm einen kleinen Weg an der hohen Mauer entlang.

»Bald wirst du es wissen!« versprach er. »Doch

jetzt erzähl mir von dir. Bist du immer noch Piratenkapitän?«

»Vor zwei Tagen war ich es jedenfalls noch«, lautete die humorvolle Antwort. »Aber in diesem Geschäft ist bekanntlich alles möglich.«

»Schade!« bedauerte der Vater. »Ich habe stets gehofft, daß du es doch rechtzeitig aufgeben würdest. Tritt ein! Wir sind da.«

Sie waren an einer winzigen Hütte am Waldrand angekommen, auf halber Höhe des Hügels, der das fruchtbare Tal beherrschte.

Der Margariteno warf einen langen Blick auf den armseligen, übelriechenden Verschlag, um bestürzt zu fragen:

»Hier also wohnst du?«

»Nur vorläufig. Bald werden wir aufbrechen.« Sein Vater lächelte leicht ironisch und blinzelte ihm zu. »Mit deinem Schiff, wenn sie es dir noch nicht abgenommen haben.«

Er war tatsächlich ein völlig anderer Mensch. Sogar jünger wirkte er, als hätte ihm der Aufenthalt auf der Insel die besten Jahre seines Lebens zurückgebracht.

Sebastian machte eine Geste in Richtung Herrenhaus und fragte:

»Was hast du herausgefunden?«

»Ich habe dir schon gesagt, daß du es bald wissen wirst.«

»Und warum nicht jetzt?« quengelte Jacare Jack.
»Warum so geheimnisvoll?«

»Ich mag einfach jetzt noch nicht davon sprechen«, lautete die ausweichende Antwort. »Hast du Hunger?«

Er hatte einen alten Kasten geöffnet, in dem Käse und Wurst verstaubt waren, und da sein Vater entschlossen schien, keine Erklärungen zu geben, begnügte sich sein immer verduztterer Sohn damit, schweigend zu essen, bis es an der klapprigen Tür klopfte und ein Mädchen mit riesigen blauen Augen eintrat.

Sebastians Herz machte einen Hüpfen.

»Gütiger Gott...!« rief er mit zitternder Stimme.
»Bist du...?«

Das Mädchen ließ ihm keine Zeit, die Worte zu beenden, sondern fiel ihm um den Hals und küßte ihm das ganze Gesicht ab, während der Vater lächelnd dabei zusah.

»Verstehst du jetzt? Das ist meine große Überraschung.«

Nach neuen Küssen, Umarmungen und langen Blicken, mit denen sich die Geschwister davon zu überzeugen schienen, daß sie sich tatsächlich nach so vielen Jahren wiedergefunden hatten, entschloß sich Celeste dazu, ihrem Bruder haarklein und nicht ohne Humor zu erzählen, wie sie ihr Vater an einem

Nachmittag während eines Ausritts in der Nähe des Hauses angesprochen und sie beschlossen habe, ihn in der armseligen Hütte zu verstecken, bis Sebastián auftauchen würde.

»Und wenn ich nicht gekommen wäre?« wollte Sebastián wissen.

»Wir waren sicher, daß du kommen würdest!« lautete die bestimmte Antwort des Mädchens. »Wir wußten es ebenso, wie ich niemals die Hoffnung aufgeben wollte, auch wenn ich sehr bittere Augenblicke erlebt habe.« Sie nahm das Gesicht ihres Bruders in die Hände und gab ihm einen dicken Kuß. »Wie hübsch du bist, gütiger Himmel! Du bist immer noch der hübscheste Bruder auf der ganzen Welt.«

»Und keine Schwester küßt so oft wie du.«

»Hab ja auch seit ewiger Zeit keinen mehr geküßt!« Celeste machte eine bittere Pause. »Und keiner hat mich geküßt...«

»Wie ist es dir all die Jahre ergangen?«

Das Mädchen, dessen überschäumende Lebensfreude scheinbar durch nichts zu erschüttern war, zuckte mit den Schultern, als wolle sie ihren vielen leidvollen Tagen keine Bedeutung zumessen.

»Was soll ich dir schon sagen? Am Anfang hab ich geheult wie ein Schoßhund, dann kam ich drauf, daß mir die Tränen nicht weiterhelfen würden, und be-

schloß, stark zu sein. Später gaben sie mir einen Hauslehrer, einen alten, sehr sympathischen Pfarrer, der mir über die schlimmsten Augenblicke hinweggeholfen hat. Als mir Hauptmann Mendana dann erzählte, daß du mit den Leuten auf der Insel Geschäfte machst, hab ich gehofft, daß du bald kommen würdest.« Sie kniff ihn fest in die Nase. »Aber dann sind Jahre vergangen!«

»Ich konnte doch nicht«, gab ihr Bruder zurück. »Wir waren auf einem Piratenschiff gefangen.«

»Ich weiß. Papa hat mir alles erzählt. Es gefällt mir nicht, daß du ihr Kapitän geworden bist. Doch da ich dich dadurch wiedergefunden habe, sei Gott dafür gedankt... Wann brechen wir auf?«

»Willst du wirklich alles aufgeben und mit uns kommen?« fragte der Margariteno erstaunt.

»Immer schon! Und lieber heute als morgen, denn Don Hernando hat sich in den Kopf gesetzt, mich zu verführen. Jeden Tag fällt es mir schwerer, ihn mir vom Leib zu halten.«

»Ich bringe ihn um«, sagte Kapitän Jacare Jack so kalt, daß es einen Augenblick lang selbst seine Schwester erstaunte. Schließlich ergriff sie seinen Arm, während sie ein ums andere Mal verächtlich den Kopf schüttelte.

»Vergiß ihn. Er verdient es nicht einmal, daß man sich seinetwegen die Hände schmutzig macht.«

»Wie kann ich ihn vergessen nach all dem Leid, das er uns angetan hat?«

Celeste Heredia schaute ihren abwesend wirkenden Vater an, der sich aus dieser heiklen Angelegenheit lieber heraushielt, und wandte sich schließlich wieder ihrem Bruder zu.

»Wir wissen alle, daß Mama die meiste Schuld trifft«, sagte sie. »Und für sie ist es schon Strafe genug, daß sie ihre Familie verloren hat, und bald ist sie auch ihr Haus und alle Privilegien los, denn ich bin sicher, daß Hernando sie schon seit einiger Zeit nicht mehr erträgt. Er hat sie nur noch nicht vor die Tür gesetzt, weil er sicher ist, daß sie mich früher oder später überreden wird, auf seine Avancen einzugehen.«

»Sei's drum«, sagte Sebastian, »ich werde nicht mehr ruhig schlafen, wenn ich ihn am Leben lasse.«

»Ihn umzubringen nützt gar nichts, und vielleicht gehst du selber dabei drauf, und davon haben wir auch nichts«, gab ihm das kluge Mädchen zu bedenken. »Töten wollen ihn viele, und daher hat er die halbe Garnison nach Cumaná mitgenommen, denn nicht einmal dort fühlt er sich sicher.«

»Und was macht er dort?« fragte ihr Vater überrascht.

»Der Gouverneur hat ihn rufen lassen. Offensichtlich hat sich eine Gruppe entlaufener Sklaven in den

Wäldern des Orinoco niedergelassen, und einige sagen, daß es seine waren.«

»Ich weiß, daß sie es waren!« stellte Sebastian klar. »Ich selbst habe sie befreit. Jetzt verstehe ich auch, warum ich in La Asuncion kaum Soldaten auf den Straßen gesehen habe.«

»Keiner wird es wagen, La Asuncion anzugreifen.«

»Nicht mal dann, wenn in den Schatzkammern der Casa ein Vermögen an Perlen liegt?«

»In diesem Jahr gibt es dort kaum Perlen«, gab ihm Celeste mit bedeutungsvollem Blick zu verstehen, was den Bruder etwas verwirrte.

»Was willst du damit sagen? Ist die Flotte vielleicht schon angekommen?«

»Bisher nicht«, lautete die lächelnde Antwort, die ein amüsanter Geheimnis zu bergen schien. »Als Hernando erfahren hat, daß ein Piratenschiff die Küste unsicher macht, habe ich ihm eingeflüstert, daß es wesentlich sicherer wäre, die besten Perlen hier im Haus zu verstecken.«

»Nicht möglich!« rief Sebastian fassungslos aus. »Hier? In diesem Haus?«

»Ganz genau! Es war nicht schwer, ihn davon zu überzeugen, daß niemand auf die Idee käme, die Perlen in einem kleinen Fäßchen zu suchen, das wiederum in einem riesigen Sherryfaß versteckt ist.« Sie lächelte schelmisch. »Und da sind sie immer noch

und warten darauf, daß sie sich einer holt.«

Ihr Vater blickte sie tadelnd an:

»Denkst du vielleicht daran, sie zu stehlen?«

Die Antwort kam spontan und unverblümt, wie es Celeste stets gewesen war.

»Natürlich!« rief das Mädchen aus und schüttelte belustigt die lange, dunkle Mähne. »Seit Jahren denke ich daran, und wenn diese Perlen verschwinden, weil Hernando sie gegen alle Vorschriften der Casa aus den Schatzkammern geholt hat, wird ihn dieselbe Casa für den Rest seines Lebens in das tiefste Verlies werfen lassen. Ich kenne ihre Methoden!«

»Du liebe Zeit!« griff sich ein niedergeschlagener Miguel Heredia Ximénez an den Kopf. »Jetzt habe ich nicht nur einen Piraten zum Sohn, sondern auch noch eine Diebin zur Tochter. Wo soll das noch hinführen?«

»Ich sehe mich nicht als Diebin, Vater«, widersprach ihm seine Tochter ungerührt. »Für diese Perlen haben Hunderte geschuftet, die von diesen Schweinen der Casa nur ausgebeutet werden. Ich habe bestimmt eine sinnvollere Verwendung dafür.« Voller Inbrunst küßte sie ihren Vater auf die Wange. »Ich sehe sie als Entschädigung für die verlorenen Jahre.«

»Aber...!«

»Kein Aber!« unterbrach ihn Sebastián. »Ich bin in

der Absicht gekommen, die Hauptstadt zu überfallen und mir die Perlen zu holen, denn meine Leute haben schon monatelang keine Beute mehr gesehen, aber das macht es natürlich leichter...« Er wandte sich seiner Schwester zu und fragte: »Wie viele sind es?«

»Etwas über zweitausend, aber alle prachtvoll.«

»Und hast du eine Idee, wie wir sie aus dem Haus bringen?«

»Wie sie hineingekommen sind...!« erklärte das Mädchen schulterzuckend, als wäre das die dümmste Frage der Welt. »In der Kutsche.«

»In der Kutsche des Gesandten der Casa de Contratación von Sevilla?« wiederholte ihr Vater, dessen Fassungslosigkeit weiter wuchs. »Nicht möglich!«

»So geht es am besten«, gab Celeste zurück, in ihrem typischen ungerührten Ton, der die absurdesten Dinge völlig normal erscheinen ließ. »Jeden Tag fahre ich mit der Kutsche zur Frühmesse des Franziskanerklosters. Ich kann mitnehmen, was ich will.«

»Begleitet dich denn deine Mutter nicht?«

»Früher schon, aber seit eine alte Frau sie beleidigt und bespuckt hat, nicht mehr.«

»Langsam habe ich den Eindruck, daß sie einen allzu hohen Preis für das bezahlt, was sie getan hat«, flüsterte Miguel Heredia.

Die Tochter schüttelte sanft den Kopf:

»Für sie ist er nicht zu hoch. Sie kann spät aufstehen, essen, was sie mag, teure Kleider anziehen und eine Menge Diener haben. Dafür ist ihr kein Preis zu hoch.«

»Früher war sie nie so.«

»Vielleicht ist sie immer so gewesen, hatte aber nie Gelegenheit, es zu zeigen. Nichts macht ihr mehr Spaß, als Leute herumzukommandieren, die ihr aufs Wort gehorchen.«

»Haßt du sie?«

Celeste Heredia wandte sich ihrem Bruder zu, der die Frage gestellt hatte, und schüttelte ohne Groll den Kopf.

»Eine Zeitlang habe ich sie für das gehaßt, was sie uns angetan hat und weil es mich anwiderte, daß sie sich wie eine läufige Hündin aufführte, um Hernando bei Laune zu halten, aber das ist vorbei. Heute kann ich sie nur noch bemitleiden, weil sie zusehen muß, wie ihr die Felle wegschwimmen. Ich bin sicher, daß sie mich als rettenden Strohalm ansieht.« Sie schüttelte den Kopf, als machte es ihr Mühe, die Realität zu akzeptieren. »Ich, der ich all die Jahre ihr Alptraum war, weil ich sie allein durch meine Anwesenheit an ihr Verhalten erinnert habe, bin jetzt ihre einzige Hoffnung. Man sollte es nicht glauben!«

»Sprechen wir nicht mehr von ihr«, schloß ihr Vater das leidige Thema ab. »Das führt zu nichts, und

die Erinnerung an Dinge, die wir ein für allemal vergessen sollten, verbittert uns nur.« Er ergriff die Hände der beiden. »Jetzt sind wir alle zusammen, und so soll es bleiben, mit oder ohne Perlen.«

»Mit den Perlen«, erwiderte seine Tochter. »Entweder nehme ich sie mit, oder ich esse sie auf, aber zurück lasse ich sie auf keinen Fall.«

»Einverstanden! Dann also mit den Perlen...«

»Also schön«, bemerkte Sebastián. »In diesem Fall bleibst du am besten hier, damit dich keiner in La Asuncion erkennt.« Er wandte sich seiner Schwester zu. »Samstag nacht nimmt mich das Schiff am Strand von Manzanillo auf. Der ideale Tag, um zur Messe zu gehen.«

»Das wird die schönste Messe meines Lebens«, lachte sie. »Bei Gott! Seit Jahren zerbreche ich mir den Kopf über meine Rache, aber daß sie so perfekt sein würde, hätte ich nie gedacht. Was für ein Gesicht wird er machen, wenn er entdeckt, daß sein unschuldiges Täubchen ausgeflogen ist und ihn gerupft hat statt er sie! Und wie wird er dreinschauen, wenn ihn der Gouverneur wieder nach Cumaná ruft und fragt, wo die Perlen geblieben sind!«

»Bist du sicher, daß sie ihn einsperren werden?«

»Für den Rest seines Lebens...! Und es wäre ein Wunder, wenn sie ihn nicht aufhängen. Die Casa versteht keinen Spaß, wenn es um ihre Interessen

geht. Ein Gesandter kann berauben, wen er will, aber nicht sich selbst berauben lassen.« Wieder nahm sie das Gesicht des Bruders in die Hände, um ihm einen weiteren geräuschvollen Kuß aufzudrücken. »Ich bete dich an!« rief sie aus.

Eine Stunde später sagte sie ihnen, daß sie gehen müsse, ansonsten würde ihre Mutter lästige Fragen stellen. Kurz darauf verabschiedete sich auch Sebastián von seinem Vater, um ohne Hast in die Stadt zurückzukehren.

Während er dem staubigen Weg folgte, den er tags zuvor viel mutloser gegangen war, konnte er seine überschwengliche Freude darüber nicht unterdrücken, welch glückliche Wendung sein Leben in so kurzer Zeit genommen hatte. Als er am Herrenhaus vorbeiging, bedrückte ihn allerdings der Gedanke, seiner Mutter zu begegnen, doch mehr noch machte ihm seine Schwester zu schaffen.

Die Jahre der Trennung, der Luxus und der Einfluß Fremder hätten aus Celeste ein hochmütiges Mädchen machen können, das von einem armseligen, verrückt gewordenen Vater und von einem Bruder, auf dessen Kopf ein Preis ausgesetzt war, nichts mehr wissen wollte. Doch aus einem unerfindlichen Grund war sie immer noch das zärtliche, impulsive und anhängliche Mädchen, das ihn wie ein Schatten überallhin verfolgt hatte, als hätte die Zeit bei ihr

keinerlei Spuren hinterlassen.

Ihre fröhliche, spontane und unbekümmerte Art hatte offensichtlich auch bei ihrem Vater ein erstaunliches Wunder bewirkt. Allein die Tatsache, sie wiedergefunden zu haben, schien den unglücklichen Miguel Heredia für alle Leiden zu entschädigen und wie eine wohltuende Seebrise die schwarzen Gedanken zu verscheuchen, die ihn an den Rand der geistigen Umnachtung getrieben hatten.

Während er über sie nachdachte, mußte Sebastian an ein altes Lied denken, das die Matrosen sangen, wenn sie auf den höchsten Mast kletterten. Es handelte von Männern, die auf See verlorengelien und bei ihrer Rückkehr in den Hafen feststellen, daß nichts sich in den Jahren der Abwesenheit geändert hat. Der Urheber dieser traurigen Ballade mußte etwas von einem Propheten gehabt haben, denn in gewisser Weise sagte er voraus, daß zwei Menschen, die sich im stürmischen Ozean ihrer Erinnerungen verloren hatten, unverhofft in einen sicheren Hafen zurückgekehrt waren, in dem sich ihre bittere Vergangenheit wie von Zauberhand in eine süße Gegenwart verwandelte.

Vielleicht deshalb fühlte der junge Kapitän Jacarefack, als er kurze Zeit darauf an der Pforte einer kleinen Einsiedelei am Eingang der Stadt vorbeiging, zum ersten Mal in seinem Leben die drängende

Verpflichtung, Gott zu danken, und daher trat er, ohne zu zögern, in die abgeschiedene, stille Kapelle ein.

Das erste, was seine Aufmerksamkeit erregte, als er auf einer groben Bank Platz nahm, war ein riesiges wurmstichiges Bildnis der Jungfrau mit Kind, das ihn sofort an seine Mutter erinnerte, wenn sie Celeste stillte. Er mußte sich fragen, wie es möglich war, daß sich ein Wesen, das ihm so himmlisch und engelsgleich vorgekommen war, sich in jemanden verwandelt hatte, der in der Lage war, die eigene Tochter zu verderben, nur um weiterhin erst mittags aufstehen zu müssen und acht Diener zu haben.

In der langen Stunde auf der harten Bank dachte der Margariteno inniger über seine Gefühle nach als für den gesamten Rest seines Lebens. Er war so überglücklich, seine Schwester wiedergefunden zu haben, daß er nicht einmal seine Mutter hassen konnte.

Schließlich richtete er seinen starren Blick auf das Madonnenbild und murmelte, als hätte er in Wahrheit eine Abbildung von Emiliana Matamoros vor sich, die ihn hören könnte:

»Geh mir aus dem Sinn. Geh mir aus dem Sinn und kehr nicht wieder, weder in guter noch in schlechter Erinnerung. Ich will weder an die Mutter denken, die ich liebte, noch an die schändliche Frau, die ich

verabscheue, noch an die unwürdige Alte, die du sein wirst.« Er starrte das Bild geradezu herausfordernd an. »Ich möchte nicht wissen, in welchen Häfen du dich herumtreiben wirst, um die Reste deiner Schönheit zu verhökern, während du daran denkst, daß du einen Mann und zwei Kinder hattest, die dich verehrten. Tu mir den Gefallen, geh mir für immer aus dem Sinn.«

»Kann ich dir irgendwie helfen, mein Sohn?« Er hob den Kopf und blickte einen hageren Alten an, der hinter ihm wie aus dem Nichts aufgetaucht war, und schüttelte den Kopf.

»Nein danke, Padre. Ich habe nur ein wenig gebetet.«

»Ein wenig?« versetzte der andere belustigt. »Ich habe dich schon vor geraumer Zeit eintreten sehen, und ein Junge deines Alters verbringt gewöhnlich im Haus des Herrn nicht so viel Zeit.« Wie ein Spürhund schnupperte er an Sebastians Kleidung: »Jetzt verstehe ich: Du bist ein Seemann und hast nicht viele Gelegenheiten, eine Kirche zu besuchen, stimmt's?«

»Woher wollt Ihr wissen, daß ich ein Seemann bin?«

»Weil du nach Algen riechst. In meiner Jugend war ich Kaplan der Armada, und in dieser Zeit konnte ich am Geruch erkennen, welchen Posten einer auf

dem Schiff hatte. Von den Algen abgesehen riechen die Marsgäste nach Leinen, die Zimmerleute nach Harz, die Köche nach Fisch und die Schiffsjungen nach Bilge.«

»Und die Pfarrer?«

»Die schlechten nach Wein, die guten nach Brot.« Der runzelige Alte grinste von einem Ohr zum anderen. »Wie ich diese Zeiten vermisse! Heute stinken die meisten Leute nur noch nach Mist.« Er betrachtete ihn mit neuerlicher Aufmerksamkeit. »Möchtest du beichten? Oft wird der Kopf dadurch klarer.«

»Danke, Padre«, lautete die ehrliche Antwort. »Aber ich glaube, meine Gedanken sind niemals klarer gewesen als heute, und wahrscheinlich würde ich nur die Euren verdüstern.«

Ausholend deutete der Alte auf die groben Mauern, die sie umgaben.

»Hat dir das alles geholfen?«

»Eine Menge«, gab der Margariteno zu.

»Gott sei gelobt!« rief der andere sichtlich verblüfft aus. »Der Herr möge mir verzeihen, aber ich muß ein schlechter Pfarrer sein, daß sich mein Geist um so höher erhebt, je größer die Kirche ist, in der er sich aufhält. In der Kathedrale von Burgos schwang sich meine Seele hinauf bis zum Glockenturm, doch an einem Ort wie diesem bleibt sie am Boden.«

Der verblüffte Jacare Jack musterte ihn von Kopf

bis Fuß, um mit neuerlichem Interesse ungläubig zu fragen:

»Seid Ihr wirklich ein Priester?«

»Wenn auch du daran zweifelst, sind wir schon zwei«, lautete die belustigte Antwort. Doch unmittelbar darauf fuhr der gute Mann in einem anderen Ton fort: »Ja doch, mein Sohn! Ich bin schon Priester, seit ich denken kann, und es reut mich nicht. Mich hat einfach die Wehmut ergriffen, als ich dich roch. Wenn du auf einer Galeone mit neunzig Kanonen die Messe gesungen hast, kommt dir selbst die Kathedrale von Burgos lächerlich vor.«

Im ersten Tageslicht verließ die Kutsche Seiner Exzellenz Don Hernando Pedrarias das stille Herrenhaus, passierte das große Tor der hohen Mauer und fuhr auf die noch schlafende Stadt La Asuncion zu. Doch noch ehe sie den dichten Wald hinter sich gelassen hatte und auf die freien Felder des fruchtbaren Tals hinausgefahren war, sprangen plötzlich drei bewaffnete Männer zwischen den Bäumen hervor und richteten ihre schweren Pistolen auf den alten Kutscher, der beinahe vom Kutschbock gefallen wäre und sich den Hals gebrochen hätte.

Man zwang ihn, die schimmernde Uniform ausziehen, und band ihn so fest an einen Baum, daß er sich erst Stunden später würde befreien können, und als die Räuber aufbrachen, gab ihm Celeste mit ehr-

licher Zuneigung einen Kuß auf die Wange.

»Tut mir leid, Gervasio. Doch so ist es besser für alle.« Mit humorvoller Geste steckte sie ihm eine Geldbörse in die großen, schmutzigen roten Unterhosen und fügte hinzu: »Für den Ärger.«

»Wißt Ihr eigentlich, was Ihr da tut, Senorita?« fragte der Alte mit Bedauern in der Stimme. »Don Hernando wird Euch bis ans Ende der Welt verfolgen.«

»Die Welt ist sehr groß!« entgegnete sie und strich ihm liebevoll übers Haar. »Sehr groß! Macht Euch keine Sorgen. Jetzt habe ich Menschen, die mich beschützen.«

Nachdem sie ihn geknebelt hatten, setzten sie ihre Fahrt fort: Justo Figueroa in Uniform auf dem Kutschbock, Sebastián, Miguel Heredia in der Kutsche, und ihnen gegenüber nahm das lächelnde Mädchen Platz, das so aufgeregt und glücklich schien, als wolle man sie an diesem Tag in die Gesellschaft einführen.

Kurze Zeit danach zog sie eine schwere Kiste unter ihrem Sitz hervor und öffnete sie feierlich, um zu zeigen, daß sie randvoll mit schönen Perlen in allen nur denkbaren Schattierungen gefüllt war.

»Die besten des Jahres!« rief sie aus und nahm ein riesiges, fast schwarzes Exemplar in Form einer Birne zwischen die Finger. »Schau dir diese Perle an!

Ein Königreich würde ich dafür hergeben.«

»Behalt sie!« forderte sie ihr Bruder auf. »Und häng sie dir um den Hals, damit sie dich an den Tag erinnert, an dem du zur Gesetzlosen geworden bist.« Er deutete auf den Wald, den sie gerade hinter sich gelassen hatten. »Dieser Gervasio hat recht«, fügte er besorgt hinzu, »die Casa läßt sich nicht ungestraft berauben.«

»Du raubst doch schon seit Jahren«, gab sie ihm zu bedenken und zog eine sympathische Grimasse, während sie die schwarze Perle in ihren Ausschnitt steckte. »Ich behalte sie!«

»Was können sie denn schon tun?« warf Miguel Heredia skeptisch ein. »Wenn sie es erfahren, sind wir schon über alle Berge.«

»Man kann nie wissen«, orakelte seine Tochter. »Bei Don Hernando kann man nie wissen. Ich hab keine Angst vor ihm, aber wir sollten auf der Hut sein.«

Als die ersten Häuser der Stadt in Sicht kamen, bog die Kutsche an der Kreuzung mit der kleinen Einsiedelei auf den Weg nach Santa Ana ab. Sie fuhren schon durch das Tal, als die Arbeiter auf den Feldern begannen, mit Steinen zu werfen und Beleidigungen auszustoßen, um sofort darauf die Flucht zu ergreifen.

Für die überwältigende Mehrheit der Margaritenos

war die schwere Kutsche mit ihren anmaßenden Wappen an den Türen und dicken Brokatvorhängen das Sinnbild der Tyrannei schlechthin, und ihre schmerzliche Erfahrung lehrte sie, daß es nichts Gutes bedeutete, wenn die Karosse die Stadtgrenzen von La Asunción hinter sich ließ.

Gewöhnlich ließen sich die stolzen Rappen von Don Hernando Pedrarias Gotarredona nur selten auf dem Land sehen, und wenn doch, dann ging es meistens darum, die Steuerschraube noch fester anzuziehen.

Wenn die Dörfler die Pferde sahen, dachten sie an Hyänen, die den Gestank eines Kadavers witterten. Manche hätten Jahre ihres Lebens dafür hergegeben, die Rösser einfach abzuknallen, auch wenn sie wußten, daß die Gäule an der ganzen Misere keine Schuld traf.

Am frühen Nachmittag trabten die schwitzenden Pferde müde durch Santa Ana und schlugen schon den Weg nach Aricagua ein, denn keiner hätte es gewagt, die goldene Kalesche des Gesandten der Casa de Contratación von Sevilla aufzuhalten. In diesem Augenblick betrachtete Celeste Heredia die kostbare Tapete und murmelte:

»Ich hätte Lust, sie anzuzünden.«

Ihr Bruder blickte sie sichtlich überrascht an:

»Warte damit bis Manzanillo.«

»Erlaubst du es mir?«

»Natürlich!«

Die restliche Fahrt über sagte das Mädchen kein Wort mehr und schloß die Augen, nicht weil die anstrengende Fahrt sie ermüdet hätte, sondern weil sie sich ganz der Vorfreude hingeben wollte, bald die verhaßte Kutsche in Asche sinken zu sehen.

Für die übrigen Einwohner der Insel mochte die Kutsche ein Symbol der Tyrannei sein, für Celeste war sie darüber hinaus auch das Sinnbild der Perversion.

Zwischen den engen, flammend rot ausgeschlagenen Wänden der Kutsche hatte Celeste, die sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal als Frau fühlte, zum ersten Mal die verstohlenen Blicke des feurigen Liebhabers ihrer Mutter wahrgenommen. Hier hatte Don Hernando Pedrarias, den Blicken der Außenwelt entzogen, mit seinen schleichenden und hinterhältigen sexuellen Nachstellungen begonnen.

Aus einem merkwürdigen Grund, den Celeste niemals nachvollziehen konnte, schien die stickige intime Atmosphäre im Inneren der Kutsche und deren ständiges Rattern den Gesandten der Casa de Contratación besonders zu erregen. Fast unmerklich wurde aus anzüglichen Blicken kaum verhohlenen Herumscharwenzeln, um schließlich in ein widerwärtiges erotisches Spiel auszuarten, in dem es nicht

so sehr darum ging, das Mädchen körperlich zu besitzen, sondern vielmehr um das morbide Vergnügen, es sittlich zu verderben.

Don Hernando Pedrarias Gotarredona wußte nämlich nur zu gut, daß die Heilige Inquisition, die einzige Autorität, die er wirklich fürchtete, ihn trotz seines hohen Rangs mit extremer Strenge richten würde, falls er auf die unselige Idee käme, ein minderjähriges Mündel zu mißbrauchen. Daher hatte er sich für einen Umweg entschieden: Er wollte sie so sehr erregen, daß sie ihm an dem Tag, an dem er sie dafür reif ansah, mit gleicher Leichtigkeit in die Arme fallen würde wie einst ihre Mutter.

»Woran denkst du, wenn du deine Mutter mitten in der Nacht schreien hörst?« hatte er sie an einem schwülen Mittag belästigt, an dem sie gemeinsam nach Porlamar fuhren. »Bist du nicht neugierig?«

»In der Nacht schlafe ich«, hatte die trockene Antwort des charakterfesten Mädchens gelauret.

»Nicht doch!« hatte Don Hernando spöttisch geantwortet. »Ich weiß, daß du nicht schläfst. Ich weiß, daß du lauschst, und ich kann mir vorstellen, daß du dann, wenn du sie hörst, dich da zu streicheln beginnst, wo du es am liebsten hast.« Er blickte ihr direkt in die Augen und senkte die Stimme: »Gefällt dir das?«

Er erhielt nur einen stummen Blick voller Verach-

tung, worauf er ein gezwungenes Lachen hören ließ.

»Ach komm! Spiel nicht die Unschuldige! Ich weiß doch, daß sich die Mädchen deines Alters gern allein vergnügen, aber ich garantiere dir, es macht dir noch viel mehr Spaß, wenn dir einer dabei zusieht.«

Celeste blieb weiterhin stumm. Nachdem Hernando eine Weile aus dem Fenster gesehen hatte, fuhr er fort:

»Du mußt dich deshalb nicht schämen, denn wenn dich eines Tages ein Mann streichelt, wirst du es um so mehr genießen.« Er blickte ihr anzüglich zwischen die Oberschenkel. »Warum zeigst du mir nicht, wie du es machst?« säuselte er. »Na komm, heb den Rock!«

»Du bist ein Schwein«, gab Celeste knapp zurück.

Don Hernando Pedrarias neigte sich ein wenig vor und verpaßte ihr eine sanfte Ohrfeige.

»Das ist ja die Höhe!« heuchelte er den Beleidigten. »Wie redest du denn mit mir, wo ich doch nur Verständnis aufbringen will. Ich werde dich nicht anrühren. Ich möchte nur, daß du so tust, als wärest du allein.«

Als einzige Antwort zeigte das kecke Mädchen ein spöttisches Lächeln und ließ einen lauten Furz hören.

»Das mache ich, wenn ich allein bin.«

»Unverschämte Närrin!« tobte ihr Gegenüber.

»Ohne mich würdest du schon seit Jahren bettelnd durch die Straßen ziehen, und wahrscheinlich würdest du inzwischen schon deinen Körper verkaufen wie alle aus deiner Sippschaft. Wegen mir lebst du in einem Palast, hast Kleider, Diener und sogar einen Lehrer, der dir alles beigebracht hat, was du weißt, und so bezahlst du dafür.«

»Meine Mutter hat schon für mich bezahlt«, kam es trocken zurück.

»Was sie heute bezahlt, ist nicht mehr viel wert. Deshalb wirst du entweder bald dein Verhalten oder deine Lebensweise ändern, denn ich bin es inzwischen leid, Schmarotzer durchzufüttern.« Er deutete aus dem Fenster. »Und ich garantiere dir, das Leben da draußen ist kein Zuckerschlecken.«

Nach dieser unangenehmen Szene wurde Don Hernandos Druck immer stärker und widerwärtiger, so daß Celeste sich gezwungen sah, nicht mehr mit ihm in eine Kutsche zu steigen, nicht einmal für die kurze Fahrt zum nahen Franziskanerkloster in La Asuncion.

Im Haus selbst hielt sich Don Hernando Pedrarias mit seinen Avancen zurück. Vielleicht war Emilianas Anwesenheit daran schuld, vielleicht aber auch die Furcht vor den Bemerkungen einiger Diener, die alle seine Worte und Gesten mit Argusaugen zu verfolgen schienen. Das Mädchen war jedoch davon

überzeugt, daß ihre eigene Mutter ihm den Weg ebnen würde.

In einer Nacht schließlich, in der Emiliana Matoros offenbar vergeblich versucht hatte, den Mann zu erregen, wegen dem sie ihren Gatten verlassen hatte, weckte sie ihre Tochter auf und eröffnete ihr ein Geheimnis, das im ganzen Haus, ja auf der ganzen Insel bereits die Spatzen von den Dächern pfffen.

»Das muß aufhören, Tochter«, murmelte sie verzweifelt. »Entweder sorgst du dafür, daß Don Hernando dich heiratet, oder wir tauschen die Schlafzimmer, ansonsten sehe ich uns beide auf der Straße.« Sie betrachtete sich im riesigen Spiegel der Kommode: fett, verschwitzt, mit zerzaustem Haar und verlaufener dicker Schminke, und schüttelte den Kopf, als wolle sie sich ihre unausweichliche Niederlage eingestehen. »Ich bin schon zu alt, um weiterzukämpfen!« sagte sie mit rauher Stimme. »Jetzt bist du dran.«

»Ich hab mir dieses Leben nicht ausgesucht«, gab Celeste ungerührt zurück. »Du weißt, daß ich lieber in Juan Griego geblieben wäre.«

»Du weißt ja nicht, was du sagst!« tadelte sie ihre Mutter mit sichtbarer Bitterkeit. »Du hast ja keine Ahnung, was Armut bedeutet. Den ganzen Tag putzte und knackte ich Austern, bis ich Blasen an den

Händen hatte, ich roch nach Fisch und hatte nur ein einziges Kleid, das ich in der Nacht waschen mußte, damit ich am Morgen etwas Sauberes zum Anziehen hatte. Und oft war es bis dahin noch nicht einmal trocken.«

»Das kann nicht viel schlimmer sein, als den Saber eines Schweins zu ertragen«, widersprach ihre Tochter, ohne die Ruhe zu verlieren. »Er behandelt dich wie Abfall, der nur fürs Bett gut ist, und offensichtlich taugst du nicht einmal dafür.«

»Früher schon«, lautete die resignierte Antwort der Mutter. »Es gab Zeiten, da betete Hernando mich an...«

»Oh ja! Ich weiß noch gut, wie er deine Brüste küßte und schallend lachte, wenn er dir unter den Rock faßte, auch wenn Leute dabei zusahen.« Sie zuckte mit den Schultern. »Aber das ist lange her.«

»Männer sind nun mal so.«

»Papa nicht.«

»Woher willst du das wissen?« heuchelte die zerzauste dicke Frau Empörung. »Vielleicht damals nicht, aber er hätte so werden können.« Sie beugte sich über ihre Tochter, um fast wütend zu murmeln: »Nütze deine Jugend aus und mach nicht den gleichen Fehler wie ich, einen Hungerleider zu heiraten. Wenn du klug bist, wirst du alles bekommen, was du willst. Ich weiß, wie man Hernando zufriedenstellt.«

»Das ist offensichtlich«, versetzte das Mädchen mit sichtlicher Ironie. »Du weißt, was du tun mußt, aber mich bittest du, mit ihm zu schlafen, damit er uns nicht hinauswirft.« Sie schüttelte bedauernd den Kopf. »Und was, wenn er mich irgendwann auch satt hat? Glaubst du, er wird dann mehr Mitleid haben?«

»Er wird uns nicht vor die Tür setzen, wenn du schwanger bist. Es war ein Fehler von mir, ihm keinen Sohn zu schenken. Allmählich wird er alt und weiß, daß er Nachwuchs braucht, um das zu bewahren, was er angesammelt hat.«

»Jetzt hör mir mal zu!« entgegnete das aufgeweckte Mädchen ungewöhnlich ernst. »Bevor ich vom Liebhaber meiner Mutter ein Kind bekomme, gehe ich lieber in ein Bordell von Porlamar. Das Schlimmste, was mir dort passieren kann, ist, daß mich ein Seemann oder ein Soldat schwängert, aber niemals so ein Mistkerl.«

Trotz ihrer kategorischen Antwort wußte Celeste Heredia, daß in dieser Nacht das letzte Wort in dieser leidigen Angelegenheit noch nicht gesprochen war. Weder ihre Mutter noch Don Hernando Pedrarias würden sich mit ihrer Entscheidung zufriedengeben. Beide wußten nur zu gut, was sie wollten: Emiliana wollte weiterhin die »Senora« in einem luxuriösen Palast mit einem Dutzend Diener spielen,

und er wollte der erste Mann sein, der sich mit einem aufregenden Geschöpf vergnügte, das unter seinen Augen zur Frau herangewachsen und inzwischen »reif« war.

In dieser Zeit konnte das Mädchen nur auf die eigene Entschlossenheit zählen, dem Verlangen der beiden auf keinem Fall nachzugeben. Doch jetzt saß Celeste auf dem Platz, den Don Hernando Pedrarias eingenommen hatte, als er von ihr verlangt hatte, in seiner Gegenwart zu masturbieren. Sie mußte lächeln, wenn sie daran dachte, was für ein Gesicht der Gesandte der Casa de Contratación von Sevilla machen würde, wenn er entdecken würde, daß von seiner geliebten Kutsche nur noch ein Haufen Asche übrig war.

Sie schlug die Augen auf, um sich zu vergewissern, ob ihr Vater und ihr Bruder noch da waren, und als Miguel Heredia Ximénez ihren lächelnden Gesichtsausdruck sah, mußte er überrascht fragen:

»Warum grinst du wie die Katze, die einen Vogel gefressen hat?«

»Weil ich ihn wirklich verspeist habe und noch nie so glücklich war wie jetzt. Wohin werden wir fahren?«

»Wohin der Wind uns führt«, gab ihr Bruder zurück.

»Der Ort gefällt mir. Da war ich noch nie. Ist er

schön?«

»Der schönste, den es gibt.«

»Woher weißt du das?«

»Weil ich schon hundert Mal dort war«, antwortete Sebastián. »Er ist das Ziel eines jeden Piraten, der etwas auf sich hält: Du segelst, wohin der Wind dich bläst, drehst um, und das Ganze beginnt von neuem.«

»Du bist verrückt, aber das gefällt mir!« rief sie aus, während sie aus ihrer großen Reisetasche ein dickes, in dunkles Leder gebundenes Buch zog. »Wenn wir schon von Verrückten reden, hast du das gelesen?«

Sebastián nahm das Buch in die Hand und betrachtete es erstaunt:

»Don Quijote de la Mancha. Nein, das kenne ich nicht. Wovon handelt es?«

»Von einem anderen Verrückten, aber der zieht durch die ganze Welt, verwechselt Windmühlen mit Riesen und versucht das Leben anderer Leute in Ordnung zu bringen, obwohl das seinige es viel nötiger hätte. In Spanien soll das ein Riesenerfolg sein.«

»Die Geschichte eines Irren ein Erfolg?« erstaunte sich ihr Vater, und nachdem Celeste mit dem Kopf genickt hatte, fügte er belustigt hinzu: »Wenn das so ist, dann werde ich meine eigene niederschreiben.«

»Du bist nicht verrückt«, tadelte ihn Celeste.

»Frag deinen Bruder!« Er wandte sich Sebastián zu. »War ich verrückt oder nicht?«

Der Angesprochene klopfte ihm liebevoll auf die Knie:

»Ein langes Leiden kann einen an den Rand des Wahnsinns treiben, aber selbst wenn es so war, es ist vorbei.«

»Das will ich hoffen...«

Inzwischen war es Nacht geworden, der Weg wurde immer schmaler, je weiter sie sich von der Hauptstadt entfernten. Nachdem sie den Weg, der hinunter in das entvölkerte Fischernest Aricagua führte, verlassen hatten, mußte Sebastian eine Fackel entzünden und die völlig erschöpften Pferde am Zügel führen.

Dreimal hätten sie sich fast verirrt, doch auf einem beschwerlichen Saumpfad erreichten sie schließlich eine kleine Bucht. Der junge Kapitän Jacare Jack wandte sich seinem Vater zu, der angestrengt durch die Dunkelheit spähte:

»Jetzt fehlt nur noch, daß sie mich verraten haben.«

»Wer könnte das fertiggebracht haben?«

»Außer Lucas Castano jeder«, lautete die bestimmte Antwort. »Dieses Schiff ist sehr begehrt.«

Er ging auf Celeste zu, die ihre Röcke angehoben hatte, um ihre Füße in die sanften Wellen zu tau-

chen, und fragte:

»Hast du denn gar keine Angst, auf einem Piratenschiff zu segeln?«

»Mit dir als Kapitän? Überhaupt nicht!«

»Mir ist schon bange dabei«, gestand ihr Bruder ein. »Noch weiß ich nicht so recht, wie diese wilde Bande darauf reagieren wird, wenn sie erfährt, daß ein Mädchen an Bord ist.«

»Mach dir keine Sorgen!« beruhigte sie ihn. »Ich war noch keine zwölf, da konnte ich mir schon Hernando Pedrarias vom Leib halten. Jetzt nehme ich es mit jedem auf. Ich werde dir keine Probleme machen.«

»Das bezweifle ich.«

Ähnlich äußerte sich Lucas Castano, als er zwei Stunden später an Land ging, wo sich ihm ein seltsames Bild bot: eine goldene Kutsche, zwei erschöpfte Pferde, drei Männer, die ihm freudestrahlend eine Kiste voller Perlen zeigten, und ein schönes munteres Mädchen, das aussah, als wolle es zu einem Picknick auf dem Lande.

»Aber was fällt dir denn ein?« bot der Bestürzte erstmals seinem Kapitän die Stirn. »Noch nie waren Frauen an Bord der Jacare! Die bringen Unheil.«

»Das ist nicht irgendeine Frau«, gab ihm Jacare Jack zu bedenken. »Es handelt sich um meine Schwester.«

»Alle Frauen sind die Schwestern von einem Kerl, deshalb bringen sie nicht weniger Unheil. Wo willst du sie denn absetzen?«

»Daran habe ich noch nicht gedacht.«

»Das solltest du aber, denn das werden die Männer als erstes wissen wollen«, ermahnte ihn der Panamese. »Viele an Bord sind abergläubisch. Und jetzt sollten wir uns aus dem Staub machen, denn hier sind wir in Gefahr.«

Als sie ins Boot stiegen, ergriff Celeste eine Fackel und deutete mit dem Kopf auf die Kutsche, deren Räder das Meer umspülte.

»Denk an dein Versprechen!« wandte sie sich an ihren Bruder.

»Wenn's dir Spaß macht...«

»Du weißt ja nicht wie...!«

Bedächtig ging sie auf die Kutsche zu und setzte sie in Brand, bis die Flammen heftig loderten.

Anschließend kletterte sie in das Boot, machte es sich auf dem Achtersteven bequem und betrachtete den riesigen Scheiterhaufen, dessen Flammenschein sich in der stillen Bucht spiegelte. Die Rappen, die sich wieder etwas erholt hatten, galoppierten hin und her, während sie erschreckt oder vielleicht auch glücklich darüber wieherten, daß sie diesen schweren Sarg, an den sie viele Jahre lang gespannt waren, nie wieder über die staubigen und steinigen Wege

würden ziehen müssen.

Als die Schaluppe schließlich an der Jacare anlegte, war von der verhaßten Kutsche nichts weiter übrig als ein Haufen rauchender Asche.

Don Cayetano Miranda Portocarrero y Diaz de Mendoza musterte mit strengem Blick den Mann, der am anderen Ende der riesigen Mahagonitafel Platz genommen hatte, und nach einer kalkulierten Pause begann er mit tadelnder Stimme zu sprechen:

»In den Sümpfen des Orinoco-Deltas wimmelt es im Augenblick von über fünfhundert entlaufenen Sklaven, die, wenn ich richtig informiert bin, Euch gehören. Jetzt fügen sie unseren Truppen unzählige Verluste zu.« Er räusperte sich und nahm eine Prise Schnupftabak aus einem schweren goldenen Kästchen. »Und Ihr wißt sehr gut, daß die strengen Vorschriften es den Mitgliedern der Casa ausdrücklich verbieten, mit Sklaven zu handeln...« Er machte eine neuerliche Pause. »Oder wußtet Ihr es vielleicht nicht?«

»Es war mir bekannt.«

»Dann dürfte Euch auch klar sein, daß dieser schwere Verstoß allein genügt hätte, Eure brillante Karriere zu ruinieren.« Seine Exzellenz Don Cayetano Miranda Portocarrero y Diaz de Mendoza stieß einen tiefen Seufzer aus, als könne er das, was er nun hinzufügen mußte, gar nicht fassen, und eigentlich konnte er es wirklich nicht. »Doch als wäre dies alles noch nicht genug, kommt Ihr heute zu mir, um zu beichten, daß man Euch über zweitausend Perlen bester Qualität gestohlen hat, die Ihr in Eurer

Dummheit in Eurem eigenen Haus aufbewahrt habt. Das erscheint mir nun wirklich unerhört.«

»Ich schwöre Euch, daß ich sie dort sicherer glaubte.«

»Ihr seht ja, wie sicher sie dort waren, wo Ihr es auch noch Eurer Geliebten erzählt habt.«

»Emiliana wußte nichts davon.«

»Ihre Tochter offensichtlich schon, was um so schändlicher ist, da diese Tatsache eine in jeder Hinsicht verabscheuungswürdige Beziehung zwischen einem reifen Mann und einem Kind nahelegt.«

»Celeste ist kein Kind mehr«, protestierte der andere. »Seit Ihr sie das letzte Mal gesehen habt...«

»Sagt lieber nichts, Don Hernando!« rief sein Gegenüber empört aus. »Sagt lieber nichts! Was Ihr getan habt, ist unverzeihlich. Und das ist noch nicht einmal das Schlimmste: Das Schlimmste ist, daß Ihr den guten Namen der Casa de Contratación in den Schmutz gezogen habt. Gütiger Gott!« Don Cayetano Miranda Portocarrero y Diaz de Mendoza warf einen langen Blick auf das riesige Bildnis von Monsignore Rodrigo de Fonseca, der über das strenge Gemach wachte. »Was würde unser Gründer sagen, wenn er sähe, wie tief wir gesunken sind...? Und was wird man in Sevilla sagen, wenn die Flotte dort eintrifft und man feststellt, daß keine einzige Perle dabei ist, die auch nur eine elende Dublone wert

ist?«

Schweigen war die Antwort, denn Don Hernando Pedrarias Gotarredona wußte auf keine einzige Frage eine Antwort und war so beschämt und niedergeschlagen, daß er fast in Tränen auszubrechen schien.

»Viele Irrtümer haben wir im Laufe der Jahre begangen!« fuhr schließlich Seine Exzellenz fort. »Leider viele, auch wenn ich felsenfest daran glaube, daß die meisten ohne böse Absicht geschahen. Aber daß einer unserer Beamten nicht nur des Sklavenhandels und der Verführung Minderjähriger anzuklagen, sondern darüber hinaus auch noch ein unfähiger Einfaltspinsel ist, das ist die Höhe. O Herr!« rief er aus und hob die Augen gen Himmel. »Ein Glück, daß Euer Vater, den ich so bewundert habe, das nicht mehr miterleben muß.«

»Ich bin hier, um für meine Taten Rede und Antwort zu stehen und öffentlich die Verantwortung dafür zu übernehmen, Exzellenz«, murmelte Don Hernando Pedrarias schließlich fast tonlos. »Was noch kann ich tun?«

»Verantwortung?« wiederholte sein Vorgesetzter mit knirschenden Zähnen und rang um Fassung. »Was hilft es mir, daß Ihr öffentlich Verantwortung übernehmt? Damit gießt Ihr nur mehr Öl ins Feuer und macht den Skandal noch größer, ohne daß wir unser Ansehen zurückerhalten, geschweige denn

unsere Perlen.«

Der hochgewachsene, hagere, ja asketisch wirkende Mann, der geradewegs einem Gemälde El Grecos entstiegen zu sein schien, erhob sich, ging zum Fenster und blickte lange Zeit auf den ruhigen, dunklen Fluß hinaus, der nicht weit von hier in die kristallklare Karibische See mündete.

Schließlich und ohne sich zu dem Mann umzudrehen, der unentwegt auf seine Stiefelspitzen starrte, wies er mit einer leichten Kopfbewegung auf die massive Festung, die sich in der Ferne abzeichnete.

»Meine Pflicht wäre es, Euch für den Rest Eures Lebens in den tiefsten Kerker der Festung San Antonio werfen zu lassen, und ich gestehe, daß dies mein sehnlichster Wunsch ist, weil Ihr in mir nur Abscheu und Widerwillen erweckt.« Er blickte aus dem Fenster, bis ein schwerer Pelikan, der sich kopfüber ins Wasser gestürzt hatte, mit einem dicken Fisch im Schnabel wieder auftauchte und auf drollige Weise den Hals hin und her schüttelte, um den Fisch hinunterzuwürgen, ohne ihn dabei zu verlieren, und schließlich fügte er im gleichen Tonfall hinzu: »Dennoch ist es meine Pflicht, die Interessen der Casa vor alle anderen Überlegungen zu stellen. Im Augenblick verlangen es die Interessen der Casa, daß alle Welt erfährt, daß dieser Kapitän Jacare Jack und seine gesamte Besatzung schnell und streng

bestraft worden sind. Aus diesem Grund werde ich Euch eine Gnadenfrist gewähren.«

Er kehrte zu seinem Sessel zurück und richtete seine bohrenden grauen Augen drohend auf den rötlichen schütterten Bart des wieder Hoffnung schöpfenden Don Hernando Pedrarias:

»Kehrt zurück nach Margarita. Versetzt alle Eure Habe und rüstet auf eigene Kosten ein Schiff aus, mit dem Ihr diese Elenden bis ans Ende der Welt verfolgen könnt. Wenn Ihr binnen Jahresfrist mit ihren an den Masten baumelnden Köpfen zurückkehrt, werdet Ihr begnadigt.« Wieder nahm er eine kleine Prise Schnupftabak. »Falls nicht, werden Euch meine eigenen Schiffe verfolgen, um mit Eurem Kopf zurückzukehren. Ist das klar?«

»Völlig klar, Exzellenz!«

»Dann macht Euch auf den Weg und denkt immer daran: Spätestens in einem Jahr möchte ich vor diesem Fenster Köpfe sehen, und ich versichere Euch, daß es mich wenig kümmert, ob Eurer dabei ist oder nicht.«

Der nunmehr Ex-Gesandte der Casa de Contratación von Sevilla auf der Insel Margarita verließ tief beschämt das Gemach und ging langsam am Fluß entlang die anderthalb Meilen vom Palast Seiner Exzellenz Don Cayetano Miranda Portocarrero y Diaz de Mendoza in Cumaná zum Hafen zurück,

ohne sich um die Sonne zu kümmern, die mörderisch auf sein Haupt brannte. Erst gegen Abend hatte er seine Sprache teilweise wiedergefunden und betrat die einsame Schenke, in der seit Stunden sein treuer Sekretär Lautario Espinosa auf ihn wartete.

»Du bleibst hier«, befahl er, als er ihm gegenüber Platz genommen hatte, »und schickst Boten in alle Häfen der Region, die dort verkünden sollen, daß ich für das bestbewaffnete Schiff dieser Meere bezahlen werde, was immer sie verlangen...« Er zeigte mit dem Finger auf ihn. »Was immer sie verlangen! Außerdem zahle ich für jegliche Information, die zur Auffindung der Jacare beiträgt. Ich will ihre Routen wissen, welche Häfen sie anläuft oder wo sie vor Anker geht, wenn sie nicht auf Beutefahrt ist...« Er nahm einen tiefen Schluck aus dem Glas, das der andere vor sich hatte, um in höchster Erregung hinzuzufügen: »Und dann heuerst du eine Besatzung an, die es mit Tod und Teufel aufnehmen kann. Piraten, Banditen, Frauenschänder, Mörder! Was immer du auftreiben kannst!«

»Wißt Ihr eigentlich, Senor, was Ihr da verlangt?« protestierte der andere, den der Tonfall sichtlich mehr beeindruckt hatte als die Worte selbst.

»Natürlich weiß ich das!« tönte es brüsk zurück. »Ich bitte dich, mir dabei zu helfen, meinen Kopf zu retten und übrigens auch den deinen, denn wir beide

wissen, wie hoch die Provision war, die dir für jeden Sklaven der Four Roses zustand.« Anklagend wies er mit dem Finger auf ihn. »Wir sitzen in einem Boot: Entweder kommen wir beide heil aus der Sache heraus, oder wir gehen gemeinsam unter... Ist das klar?«

Lautario Espinosa nickte und schluckte heftig.

»Völlig klar, Señor!«

»Dann spute dich, denn noch heute abend breche ich nach La Asunción auf.« Er sprang auf. »Gib aus, was notwendig ist, doch bei meiner Rückkehr möchte ich ein Schiff mit zweihundert Mann unter Deck im Golf von Paria sehen...« Er stieß einen Fluch aus: »So wahr meine Name Hernando Pedrarias ist, werde ich diesen verfluchten Schotten und seine verdammte Hure finden!«

Zwei Tage später betrat er das Herrenhaus auf Margarita und stieg eilends in den Weinkeller hinab, in den er Emiliana Matamoros hatte einsperren lassen. Als er vor der inzwischen schmutzigen, zerzausten und angetrunkenen Frau stand, für die er früher soviel Leidenschaft empfunden hatte, konnte er eine verächtliche Geste des Abscheus nicht unterdrücken:

»Du stinkst wie ein toter Hund, und heute kann ich mir nicht erklären, daß du mir einmal den Kopf verdrehen konntest! Aber das ist vorbei. Heute sollst du mir lediglich sagen, was dieser Pirat mit deiner

Tochter zu tun hat.«

Sein Gegenüber musterte ihn mit geröteten Augen, berauscht von den Litern Sherry, mit dem sie versucht hatte, ihren Hunger zu betäuben, und nachdem sie ewig lang darüber nachgedacht hatte, grunzte sie schließlich:

»Ich hab verdammt noch mal keine Ahnung, wovon du redest.«

Als Antwort verpaßte ihr der Ex-Gesandte der Casa de Contratación von Sevilla eine schallende Ohrfeige. Ihre Unterlippe riß auf, und eine Blutspur lief über ihr Kinn.

»So redest du nicht mit mir!« drohte er. »Und spiel mir nicht die Betrunkene vor. Das alles war viel zu gut geplant. Sie haben die Perlen mitgenommen und in der gleichen Nacht die Kutsche angezündet, um sich in Manzanillo einzuschiffen. Wie erklärst du dir das?«

»Ich habe wirklich keine Ahnung!« beharrte sie erschreckt. »Ich schwör's dir. Ich wußte ja nicht einmal, daß die Perlen im Keller waren. Woher sollte ich es auch wissen?«

»Vielleicht hat es dir ja Celeste verraten.«

»Glaubst du nicht, daß ich dann mit ihr gegangen wäre, statt hier darauf zu warten, daß du mich einsperrst und mir das Gesicht zerschlägst?«

Don Hernando Pedrarias schwieg, denn genau das

fragte er sich schon, seit er den Diebstahl entdeckt hatte. Wenn diese Frau, der schon seit geraumer Zeit klar war, daß sie an seiner Seite keine Zukunft mehr hatte, gewußt hätte, daß ein Vermögen an Perlen verschwunden war, hätte sie sich wahrscheinlich ihren Anteil an der Beute gesichert und sich für immer aus dem Staub gemacht.

»Ich versteh's nicht!« rief er schließlich aus und genehmigte sich ein großes Glas Riojawei aus seinem Lieblingsfaß. »Ich versteh's nicht! Seit Jahren überfällt dieser Pirat unsere Frachtschiffe, um deren Waren zu verschleudern. Dann fällt ihm die Four Roses in die Hände, und statt sich ein riesiges Lösegeld zu sichern, läßt er die Sklaven frei, zündet das Schiff an und klagt mich an, ein Sklavenhändler zu sein.« Er stieß einen Fluch aus. »Zu guter Letzt verschwindet er mit Celeste und den Perlen. Wie ist das möglich? Und was hat dieser verfluchte Kapitän bloß gegen mich?«

Er erhielt keine Antwort, denn Emiliana Matam-dros hatte offensichtlich nicht den blassesten Schimmer, und nachdem er sie angesehen hatte, so am Boden zerstört, wie er selbst es hätte sein können, schnaubte er schließlich:

»Verschwinde! Mach dich aus dem Staub und komm nicht wieder!«

»Wohin soll ich denn nur gehen?«

»Was kümmert mich das?« lautete die brutale Antwort. »Von mir aus kannst du dich ins Meer stürzen, an einem Kapokbaum aufhängen oder in ein Bordell gehen, das fette stinkende Weiber aufnimmt. Hauptsache, du gehst mir aus den Augen, denn wenn ich dich im Umkreis von zehn Meilen antreffe, laß ich dich einsperren.«

Emiliana Matamoros sagte kein einziges Wort mehr. Sie wußte, daß es keinen Sinn machte, um Milde zu flehen. So richtete sie sich mühevoll auf, stolperte fast auf allen vieren die steile Treppe hinauf, wo zwei finster dreinblickende Diener auf sie warteten, die offensichtlich gelauscht hatten und verächtlich auf den Dienstboteneingang deuteten.

»Hinaus mit dir!« knirschte einer zwischen den Zähnen. »Hinaus mit dir, du verdammte Schlampe! Davon habe ich immer geträumt!«

Sie hatte das große Tor noch nicht erreicht, da erschien Don Hernando Pedrarias am oberen Ende der Treppe und befahl kurz angebunden:

»Schickt nach Kommandant Arismendi und dem Wucherer Don Samuel! Noch heute nachmittag will ich sie hier sehen!«

Anschließend stieg er in sein riesiges Schlafzimmer hinauf, ließ sich auf das Bett fallen und betrachtete den schweren Baldachin und die gedrechselten Säulen, an die sich Emiliana Matamoros während ihres

leidenschaftlichen Liebesspiels vor Jahren so oft geklammert hatte, und dachte an die alten Zeiten, in denen er sich als Herr der reichsten Insel und der schönsten ihrer Frauen fühlen konnte, und er suchte nach dem ungerechten Grund dafür, warum sich plötzlich alles gegen ihn verschworen hatte.

Was war sein größter Fehler gewesen, und wann hatte er ihn begangen, zermarterte er sich das Hirn. Doch da er immer noch der gleiche Mann war, der die dogmatischen Prinzipien der Casa quasi mit der Muttermilch aufgesogen hatte, hielt er nach wie vor an der Überzeugung fest, daß nicht seine eigenen Irrtümer, sondern widrige Umstände für seine Misere verantwortlich zu machen waren.

Die Austern hatten sich entschlossen, keine Perlen mehr zu produzieren, die Perlentaucher hatten ihm den Gehorsam verweigert, die Piraten hatten sich an seinen Schiffen gemästet, und sogar die baumstarken und unterwürfigen Sklaven hatten sich entschlossen, einfach krank zu werden oder offen zu rebellieren.

Was konnte er für alle diese Dinge und dafür, daß ein undankbares Mädchen, das er wie eine Tochter behandelt hatte, plötzlich entschlossen war, ihn zu verraten?

Stundenlang blieb er in seinem Schlafzimmer, bis zur Erschöpfung in seine Grübeleien versunken, bis man ihm die Ankunft von Oberst Arcadio Arismendi

ankündigte, dem Militärkommandanten der Insel. Ihn hatte er als einen seiner besten Freunde betrachtet, bis man ihn als Sklavenhändler angeklagt hatte.

Er empfing ihn in der Bibliothek. Der schnurrbärtige Offizier blickte so abweisend drein, daß Don Hernando im letzten Augenblick verzichtete, die Hand auszustrecken.

»Ich bin dir dankbar, daß du gekommen bist. Ich brauche deine Hilfe.«

»Ehrlich gesagt habe ich lange gezögert, überhaupt zu kommen, doch Mariana hat mich überredet, die Angelegenheit lieber früher als später zu bereinigen. Es ist nicht meine Art, Menschen, die am Boden liegen, noch zu treten, doch du mußt einsehen, daß unsere Beziehung nicht mehr so sein kann wie früher.«

Der Ex-Gesandte der Casa nickte und lud seinen Gast ein, im Lehnstuhl Platz zu nehmen, in den er sich gewöhnlich selbst zu setzen pflegte, füllte zwei große Gläser mit Rum und bot ihm eines an:

»Ich verstehe. Die Anschuldigungen gegen mich wiegen sehr schwer, und ich will gar nicht erst versuchen, sie zurückzuweisen. Was ich dir sagen will, ist folgendes: Seine Exzellenz hat mir die Chance geboten, mich zu rehabilitieren, und ich werde alles daransetzen, auch wenn es mich das Leben kostet.« Er blickte ihm in die Augen. »Was weißt du von

Kapitän Jacare Jack?«

»Nicht mehr als alle anderen«, tönte es verdrossen zurück. »Daß er ein schottischer Dickwanst und Trunkenbold ist, der harmlos aussieht, aber gelegentlich auch ganz andere Seiten aufzieht, wie man hört. Außerdem soll er die Piratengesetze respektieren.«

»Piratengesetze«, regte sich sein Gegenüber auf, »was soll denn dieser Unfug? Diese Halunken sollen irgendwelche Gesetze haben?«

»Die haben sie tatsächlich«, stellte Don Arcadio Arismendi etwas belustigt klar. »Ebenso wie wir die unsren haben, was Ehre, Moral oder Sklavenhandel betrifft. Und wie bei uns gibt es bei ihnen Leute, die sie befolgen, und andere, die sie nicht befolgen.«

»Schön!« gab Don Hernando Pedrarias zu, der um alles in der Welt Ruhe bewahren wollte. »Vergiß das! Ich will wissen, warum ein alter Pirat, der gewöhnlich Schiffe aus Spanien plündert, plötzlich Sklaven freiläßt.«

»Vielleicht ist er gegen die Sklaverei.«

»Ein schottischer Pirat? Daß ich nicht lache! Die Engländer, Holländer und Schotten haben doch den Sklavenhandel erfunden und würden sich keine derartige Beute entgehen lassen.«

»Offensichtlich doch«, lautete die fast spöttische Antwort.

Der Hausherr ging im Zimmer auf und ab, als würde das seine Probleme lösen, und fuhr schließlich ungeduldig fort:

»In der Tat! Aber warum? Wenn ich wüßte, warum ein Pirat sich plötzlich nicht mehr wie ein Pirat auführt, könnte ich ihn vielleicht erwischen.«

»Ich glaube nicht, daß dir das viel hilft«, bemerkte der andere und leerte hastig sein Glas, als wollte er andeuten, daß er es eilig hatte. »Ich hatte noch nie mit Piraten zu tun...« Er deutete mit dem Finger auf ihn. »Vielleicht gibt es jemanden, der dir helfen kann. Er lebt schon viele Jahre auf der Insel und hat schon mehr als einmal gegen sie gekämpft. Ich rede von Hauptmann Mendana.«

»Der Kommandant der Festung La Galera?« Als sein Gegenüber nickte, schüttelte Don Hernando Pedrarias den Kopf. »Er haßt mich.«

»Zum Teufel, Hernando...!« lachte der andere. »Nicht so bescheiden! Du weißt gut, daß die meisten Leute auf der Insel dich hassen. Mendana sollte da keine Ausnahme machen.« In einem vorwurfsvollen Ton, der sich fast mehr gegen seine eigene Person zu richten schien, fuhr er fort. »Anders als wir, die wir unsere Pflichten aus reiner Bequemlichkeit vergessen haben, ist er ein guter Offizier, der die Piraten verabscheut. Vielleicht hilft er dir.«

»Glaubst du?«

»Was riskierst du schon? Du hast ohnehin schon alles verloren!«

»Wohl wahr«, räumte sein Gegenüber ein und ließ sich in einen Sessel fallen, als hätte ihn sein Energieausbruch plötzlich erschöpft. »Ich habe alles verloren außer meiner Wut im Bauch. Ich werde ein Schiff ausrüsten. Das beste, das es gibt! Und ich werde diesen Hurensohn fangen.«

»Das beste Schiff, das es gibt, ist die Jacare«, erinnerte ihn Oberst Arismendi. »Wenn du es mit einem schweren Flottenschiff zu jagen versuchst, auch wenn es noch so gut bewaffnet ist, kannst du ebensogut versuchen, einen Delphin am Schwanz zu packen.«

»Ich werde schon eine Möglichkeit finden.«

Der Offizier stand mühevoll auf und ging zur Tür, als sähe er nicht nur das Gespräch, sondern auch die unbequeme Beziehung für beendet an.

»Das hoffe ich für dich, und ich sollte dir Glück wünschen. Allerdings weiß ich in diesem besonderen Fall nicht recht, ob ich auf der Seite eines ehrenwerten schottischen Piraten oder der eines unwürdigen spanischen Edelmanns stehen soll. Gute Nacht!«

Unter anderen Umständen hätte Don Hernando Pedrarias Gotarredona eine solche Behandlung niemals hingenommen, sondern die Person, die ihn derart

beleidigt hatte, unverzüglich zum Duell gefordert. Aber das war nicht der Augenblick, mit einem vorzüglichen Fechter und sicheren Pistolenschützen die Waffen zu kreuzen. Daher schluckte er seinen Groll hinunter, denn es war ihm klar, daß die meisten Menschen ihn von nun an auf diese Weise behandeln würden.

Nachdem er sich vergewissert hatte, daß Oberst Arcadio Arismendi das Haus tatsächlich verlassen hatte, goß er sich ein weiteres Glas Rum ein, leerte es in einem Zuge und läutete mehrere Male ein Glöckchen, bis ein Diener auf der Türschwelle erschien.

»Wo bleibt Don Samuel? Warum ist er nicht gekommen?«

»Seine Frau versichert, daß er in Porlamar ist, Senor«, erwiderte der arme Mann, also fürchtete er, daß man ihm nicht glauben würde. »Er kommt erst übermorgen zurück.«

Sein ungeduldiger Herr wollte gerade eine ärgerliche Antwort geben, als er es sich anders überlegte und befahl:

»Sattle mein Pferd. Ich reite nach Juan Griego.«

»Um diese Zeit, Senor?« wollte der beunruhigte Diener wissen. »Es wird bald Nacht.«

»Wir haben Vollmond, und ich kenne den Weg. Um so kühler wird der Ritt sein.«

Es war tatsächlich ein kühler Ritt und in mancher Hinsicht wesentlich angenehmer als unter der brennenden Sonne Margaritas, doch während er auf dem engen Pfad zur Westküste hinuntergaloppierte, hatte Don Hernando Pedrarias ein bohrendes Gefühl im Magen, wenn er diesen fast verstohlenen Ritt mit der Fahrt verglich, die er vor Jahren mit seiner Kutsche und einem Dutzend Mann Begleitung gemacht hatte, die auf Schritt und Tritt für seine Sicherheit sorgte.

Weder der wirtschaftliche Ruin noch der Verrat Celestes oder die Aussicht, den Rest seines Lebens in der Festung des feuchtheißen Cumaná zu verbringen, machten dem Ex-Gesandten der Casa de Contratación von Sevilla so sehr zu schaffen wie die Tatsache, daß er all seine Macht verloren hatte. Bitter mußte er feststellen, daß nur noch zwei alte Diener seine Befehle ausführten und kein einziger Leibwächter mehr bereit war, sein Leben für ihn aufs Spiel zu setzen.

Don Hernando Pedrarias, Sohn eines geachteten Staatsanwalts der Casa de Contratación von Sevilla und Enkel eines ihrer tüchtigsten obersten Richter, war in der unerschütterlichen Überzeugung aufgewachsen, daß die Angehörigen seines Geschlechts dazu berufen waren, über die Geschicke der Neuen Welt zu schalten und zu walten. Ihre Autorität war ebenso unantastbar wie die der Personen königlichen

Geblüts.

Über Jahre hinweg hatte er die Beamtenschule der Casa besucht, gemeinsam mit vielen anderen Söhnen und Enkeln hoher Würdenträger, und die gesamte Zeit über hatten weder Lehrer noch Schüler auch nur ein einziges Mal die Tatsache in Frage gestellt, daß nur sie wußten, und niemand sonst, was die fernen Länder jenseits der Meere benötigten und was gut für deren Einwohner war.

Die Pfarrer waren für die Religion, die Höflinge für die Politik und die Offiziere für die Schlachten zuständig, doch die Beamten der Casa kontrollierten die Wirtschaft des Landes, und das bedeutete, daß auf die eine oder andere Weise Pfarrer, Politiker und Militär von ihnen abhängig waren.

Und jetzt wagte es eine Marionette wie Oberst Arismendi, der jahrelang vor ihm gekatzbuckelt und von ihm profitiert hatte, ihn zu beleidigen, jetzt wo der Offizier wußte, daß Don Hernando keine Fäden mehr ziehen konnte, um ihn sofort in das übelste Urwaldkaff versetzen zu lassen.

Macht!

Macht war die sanfte Geliebte, mit der er jahrelang geschlafen hatte, und in jener Nacht, in der er allein den staubigen Weg nach Juan Griego entlangritt, kam Don Hernando Pedrarias zur schmerzlichen Erkenntnis, daß sie niemals mehr sein Bett teilen

würde.

Der Morgen graute, als er in der Ferne die schwarzen Mauern des Forts erkennen konnte, und als die ersten Sonnenstrahlen über Cabo Negro blinzelten, stand er vor Hauptmann Sancho Mendana, der gerade sein Frühstück auf der riesigen Seeterrasse beendet hatte.

»Oberst Arismendi hat mir empfohlen, zu Euch zu kommen«, bog Don Hernando die Wahrheit zurecht. »Er hat mir versichert, daß ihr mir vielleicht die Information geben könnt, die ich benötige.«

»Über?«

»Kapitän Jacare Jack.«

»Und was soll ich dem Oberst nach über Kapitän Jacare Jack wissen?« lautete die mißmutige Antwort des Hauptmanns, die vermuten ließ, daß er tatsächlich eine Menge wußte. »Ein Pirat ist er, nichts weiter.«

»Der Oberst hält Euch für eine Autorität in Sachen Piraten. Ihr sollt gegen viele gekämpft haben.«

»Ich war bei einem gescheiterten Angriff auf Tortuga dabei, habe mit meinen Kanonen Mombars, den Todesengel, in die Flucht geschlagen, und einmal habe ich an einer Treibjagd teilgenommen, auf der wir achtzehn Freibeuter aufgehängt haben, aber deshalb sehe ich mich noch nicht als Autorität in dieser Angelegenheit.« Bedächtig zündete der phlegmati-

sche Hauptmann seine Pfeife an und fügte mit gezwungener Natürlichkeit hinzu: »Jeder Offizier, der so lange wie ich in diesen Breiten gedient hat, dürfte ähnliche Erfahrungen haben.«

»Nichtsdestotrotz!« rief Don Hernando Pedrarias aus. »Ich weiß, daß die Jacare mehrere Male in der Bucht vor Anker gegangen ist.«

»Immer schön außer Reichweite meiner Kanonen«, stellte sein Gastgeber spöttisch klar. »Seit Jahren mache ich Eingaben, daß man diese alten Schrotthaufen austauscht und Munition schickt, doch keiner hat sich je darum geschert. O ja, die Jacare ist in der Bucht von Kap zu Kap gefahren, weil sie genau wußte, daß ich ihr mit meinen vier Fischerkähnen und einem halben Dutzend Reservisten nichts anhaben konnte.« Wütend blickte er sein Gegenüber an, als dächte er darüber nach, ob es sich lohnte, seine Spucke an ihn zu verschwenden: »Alle Piraten und Korsaren, Engländer, Franzosen, Holländer, Portugiesen, ja sogar Chinesen, falls es in China Korsaren gibt, wissen nur zu gut, daß sie uns ungestraft plündern, schänden und töten können, weil die Casa lieber ein Schiff mit Ölfässern schickt, um es gegen Perlen einzutauschen, statt ein Schiff mit Pulverfässern, die verhindern könnten, daß man uns diese Perlen raubt...« Er deutete auf die alte Kanone, deren schwarze Mündung fast direkt über ihren Köpfen

schwebte: »Wißt Ihr, wie oft ich sie bei einem Angriff abfeuern kann? Einmal! Nur ein einziges Mal! Und der Schuß erreicht nicht einmal dieses gelbe Boot dort.«

»Ich hätte nie gedacht, daß die Situation so kritisch ist«, gab Don Hernando mit absoluter Ehrlichkeit zu.

»Als ob ich Euch nicht über die Jahre hinweg ein gutes Dutzend Berichte geschickt hätte«, tönte es fast zornig zurück. »Wir wollen das größte Reich sein, das jemals ein allmächtiger Souverän regiert hat, das Reich, in dem die Sonne niemals untergeht, doch anderthalb Jahrhunderte, nachdem wir dieses Reich erobert haben, lassen wir zu, daß man uns Stück um Stück entreißt. Hier in der Karibik haben wir schon Jamaika, Barbados, Guadeloupe, Aruba, Martinique und Curacao verloren. Was müssen wir noch alles verlieren, bis die Casa sich endlich entschließt, uns Waffen zu schicken, damit wir uns verteidigen können? Wenn die Piraten, die gerade im Hafen von Port-Royal liegen, ihre Kräfte vereinen würden, brauchten sie nicht einmal 24 Stunden, um Margarita einzunehmen.«

»Das ist doch ein Scherz...!«

»Was denn für ein Scherz...?« erregte sich der Offizier. »Im Augenblick dürften dort die Schiffe von Laurent de Graaf, Michel el Vasco und wahrscheinlich auch Moses van Klijn vor Anker liegen. Zu-

sammen bringen es die drei auf über tausend gut bewaffnete Männer und über zweihundert Kanonen. Und wie viele, glaubt Ihr, haben wir?« Er sah ihn spöttisch an. »Wißt Ihr das nicht? Ich werde es Euch sagen: Auf der Insel gibt es genau 22 Kanonen und etwa achtzig Musketen, und die Hälfte von ihnen bringen eher den Schützen um als ihr Ziel.«

»Ich verstehe! Ist Jacare Jack vielleicht in Port-Royal?«

»Nur das ist Euch wichtig, nicht wahr? Jacare Jack.« Hauptmann Mendana schüttelte überzeugt den Kopf. »Ich bezweifle es. Er taucht nur selten dort auf, auch Tortuga läuft er gewöhnlich nicht an. Er soll seinen eigenen Ankerplatz zwischen den Jungferninseln haben, vielleicht auch im Jardin de la Reina, im Süden von Kuba.«

»Wer könnte es wissen?«

»Niemand, den ich kenne.«

»Ich habe eine großzügige Belohnung für Hinweise auf dieses Schiff ausgesetzt. Glaubt Ihr, das bringt etwas?«

»Aber sicher doch...!« entgegnete der Hauptmann mit sichtlicher Ironie. »Ein gutes Dutzend vorgeblicher Verräter wird Euch wie einen Hampelmann von einem Ort zum anderen führen. Aber ich versichere Euch, am Ende habt Ihr nur Zeit und Geld verschwendet.«

»Was ratet Ihr mir also?«

»Daß Ihr Euch Probleme erspart, wenn Ihr Euch in einen Teil der Welt verzieht, in dem Euch niemand kennt.«

»Das kann ich nicht tun.«

»Und warum nicht?«

»Man würde mich des Verrats anklagen.«

Hauptmann Mendana betrachtete ihn perplex:

»Nach allem, was mir zu Ohren gekommen ist, Don Hernando, klagt man Euch an, weil Ihr mit Sklaven handelt, ein Mädchen verdorben habt, illoyal, pflichtvergessen, unfähig, ja sogar ein Bandit seid. Welche Bedeutung hat da noch ein weiterer Vorwurf, wenn es um Euer Leben geht?« Er stand auf, ging ein wenig auf der Terrasse hin und her und setzte sich auf den Rand der massiven Mauer. »Wißt Ihr was? Ich habe Emiliana Matamoros geliebt. Für mich war sie wie eine Göttin, die ich stets wie ein Denkmal verehrt habe, ohne daß mir jemals ein unlauterer Gedanke gekommen wäre. Doch eines Tages tauchte der Gesandte der Casa de Contratación von Sevilla mit seiner riesigen goldenen Kutsche auf, verführte sie und zerstörte damit das einzige reine und edle Gefühl, das ich je hatte.« Er sah ihm herausfordernd in die Augen: »Wie könnt Ihr nur zu mir kommen, um mich um Hilfe zu bitten? Weder ich noch ein anderer auf dieser Insel, ja, ich hoffe

auf der ganzen Welt, wird Euch zuliebe auch nur einen Finger rühren. Das sollte Euch so schnell wie möglich in Fleisch und Blut übergehen, wenn Ihr am Leben bleiben wollt.«

Nachdem man die Beute aufgeteilt hatte, segelte das Schiff durch ein ruhiges Meer. Die Sonne brannte, und kaum ein Lüftchen fächelte die Segel. Lucas Castano setzte sich zu seinem Kapitän, der es sich im alten Sessel des Schotten bequem gemacht hatte. Einige Minuten lang schaute er schweigend den fliegenden Fischen zu, die vor dem Bug aus dem Wasser hüpfen, auf der spiegelglatten Oberfläche dahinglitten und ohne Spritzer wieder in der Tiefe verschwanden, dann gab er mit Bedauern in der Stimme zu bedenken:

»Die Männer sind unruhig.«

Sein junger Kapitän blickte ihn verblüfft an.

»Wie das? Es ist doch gerecht verteilt worden... Oder etwa nicht?«

»Doch, doch«, räumte der Panamese ein. »Gerecht schon, aber halt zu wenig. Zweitausend Perlen, so prächtig sie auch sein mögen, sind keine Beute, für die man monatelang auf hoher See kreuzt und darauf wartet, jeden Augenblick ergriffen und aufgehängt zu werden. Seeräuberei ist ein hartes und gefährliches Geschäft, das einen nur mit Abenteuer und einer guten Beute entschädigt.« Er schnalzte verdrossen mit der Zunge. »Und seit Jahren haben sie weder das eine noch das andere gehabt.«

»Was wollen sie denn?«

»Keine Pötte mit Piken und Schaufeln mehr über-

fallen, sondern lieber Goldschiffe entern, auch wenn wir dabei vielleicht draufgehen.« Er zuckte hilflos mit den Schultern: »Mit einem Wort: Wir sollen uns wie echte Piraten verhalten.«

»Verstehe«, sagte der Margariteno. »Und was denkst du darüber?«

»Wenn wir unsere Zeit nicht nutzen, sind wir bald alt und werden als Bettler in irgendeinem schmutzigen Hafen enden.« Er deutete auf die Kajüte des Achterkastells, in der sich Celeste aufhielt. »Und eine Frau an Bord macht die Dinge nicht besser, im Gegenteil: Sie bringt Unglück.«

»Das ist meine Schwester.«

»Alle wissen das, aber alle wissen auch, daß sie ein sehr attraktives Mädchen ist, und die meisten haben seit sechs Monaten an keiner Feige mehr gerochen. Darüber solltest du nachdenken.«

»Das tue ich längst, aber es will mir keine passende Lösung einfallen. Was soll ich bloß mit ihr machen?«

»Alles, außer sie noch länger an Bord eines Piratenschiffs zu lassen... Das geht einfach nicht!«

»Aber wo könnte ich sie an Land gehen lassen? Das Winterquartier in den Grenadinen ist doch nichts für sie. Da gibt es nur Huren.«

»Die Welt ist groß.«

»Nicht groß genug für die Casa de Contratación.

Ihr Arm reicht überall hin.«

»Nicht nach Jamaika. Niemand, der mit der Casa zu tun hat, wagt es, Jamaika auch nur zu betreten, denn am nächsten Tag würden sie ihn dort öffentlich verbrennen. Deine Schwester ist dort völlig sicher, und wir können uns in der Zwischenzeit mit anderen Schiffen in Verbindung setzen, um vielleicht eine gemeinsame Aktion zu planen. In drei Monaten bricht die Flotte von Cartagena de las Indias nach Kuba auf und segelt von dort aus weiter zu den Azoren und nach Sevilla. Das wäre eine Gelegenheit, sie zu überfallen.«

»Gemeinsam mit den Korsaren?« wollte der junge Kapitän Jacare Jack bestürzt wissen. »Ich hasse Massaker!«

»Hör mal zu...!« erwiderte sein Stellvertreter und bemühte sich, die Ruhe zu bewahren. »Wichtig ist lediglich, das richtige Schiff auszuwählen, das Kampfgetümmel auszunutzen, es von der Flotte wegzutreiben und blitzschnell zu entern. Dafür schickt man am besten Spione in die Abfahrtshäfen, um herauszufinden, welche Schiffe Gold geladen haben und welche nicht. Oft erweisen sich die spektakulärsten Schiffe als Nieten.«

»Hast du das schon früher gemacht?«

»Schon oft. Der Alte verwandte viel daran, ein unversehrtes Schaf zu reißen, während sich die Wölfe

und Hunde gegenseitig in Klump schossen. Dann kamst du, und er tauschte die Schafe gegen Maultiere ein.«

»Und das stört dich?«

»Und ob! In den letzten Jahren hat die Jacare fast nur noch Warnschüsse abgegeben. Reines Feuerwerk, das ihrem Ruf nicht gerecht wird.«

»Einverstanden!« räumte der Junge ein. »Ich werde darüber nachdenken.«

»So schnell wie möglich, das rate ich dir, sonst erleben wir am Ende noch eine unliebsame Überraschung. Und mit diesem Mädchen an Bord gäbe das eine Tragödie.«

Sebastián Heredia sah sich die Gesichter der Männer an, die gerade auf Deck Wache standen, und kam zum bitteren Schluß, daß der treue Panamese wieder einmal recht hatte. Ein Piratenschiff war für ein junges Mädchen wirklich nicht angebracht. Auch ohne Argusaugen waren die Gesten und Blicke nicht zu übersehen, die sich die schäbige sabbernde Schar jedesmal zuwarf, wenn Celeste aus der Kajüte trat, um frische Luft zu schöpfen.

Nachdem der Schotte von Bord gegangen war, hatte sich die Jacare gewissermaßen in ein schwimmendes Pulverfaß verwandelt. Die reizvollen Brüste und der sinnliche, stets feuchte Mund eines Mädchens, das zum Teil die erotische Ausstrahlung der

Mutter geerbt hatte, konnten sehr gut der Funke sein, der dieses Pulverfaß in die Luft gehen ließ.

Nach dem Abendessen setzte sich Sebastián mit Celeste und seinem Vater in der Kajüte, die er ihnen überlassen hatte, zusammen, und kam ohne Umschweife zur Sache.

»Ich denke, Lucas hat recht. Am besten, ihr geht in Jamaika von Bord. Dort könnt ihr ohne Furcht vor Repressalien leben, und ich kann euch häufig besuchen.«

»Und warum machst du es nicht genauso?« fragte Celeste. »Verkauf das Schiff, kauf dir eine gute Zuckerhazienda und leb fortan in Frieden.«

»Ich wurde nicht geboren, um Sklaven mit der Peitsche zum Zuckerrohrschneiden anzutreiben. Und ohne Sklaven ist keine Hazienda rentabel, nicht einmal auf Jamaika.«

»Willst du lieber weiter Schiffe überfallen?«

»Wenn sie der Casa gehören, ja. Und wenn du mich fragst, ob ich lieber Pirat als Sklavenhändler bin, dann heißt die Antwort ebenfalls ja.«

»Sklaven zu haben heißt nicht unbedingt, mit Sklaven zu handeln«, gab sein Vater zu bedenken.

»Keine Käufer, keine Händler«, entgegnete Sebastian unwirsch. »Daß alle Welt Sklaven hat, ist keine Entschuldigung, selbst welche zu halten. Wenn du sie gesehen hättest wie ich, in schmutzige Laderäu-

me gepfercht, in denen sie kaum atmen konnten, würdest du meine Haltung verstehen. Sklavenhandel ist das unmenschlichste, bestialischste und würdeloseste Geschäft auf Erden. Ein Schiff zu entern und zu plündern ist dagegen ein Bubenstreich.«

»Heute denken die meisten Menschen nicht so.«

»Was die Mehrheit denkt, ist nicht wichtig«, beharrte sein Sohn mit rauher Stimme. »Wichtig ist nur, was ich denke. Pirat zu sein ist die gefährlichste Art, frei zu sein, und wer sein Leben für seine Freiheit aufs Spiel setzt, sollte seine Prinzipien nicht verraten und anderen die Freiheit rauben, wie schwarz ihre Haut auch sein mag.«

»So habe ich dich noch nie reden hören!« bemerkte Miguel Heredia.

»Wahrscheinlich deshalb, weil du mir früher nur selten zugehört hast«, erinnerte ihn der Margariteno. »Vielleicht aber auch, weil du dieses Schiff nicht gesehen hast.«

Celeste tätschelte liebevoll die Wange ihres Bruders:

»Es gefällt mir, wie du denkst. Wäre ich ein Mann, würde ich auch so denken und wie du zum Piraten werden, aber ich verstehe natürlich, daß meine Anwesenheit an Bord die Dinge verkompliziert.« Sie blinzelte ihn schelmisch an. »Diese armen Jungs scheinen es ja wirklich sehr nötig zu haben.«

Die kriminelle Besatzung der Jacare »arme Jungs« zu nennen, war wieder typisch für Celeste Heredia, die offensichtlich das Leben als riesigen Spaß betrachtete, auch wenn dieser Spaß noch vor kurzer Zeit ein Alptraum gewesen war.

Jetzt, wo sie weit weg von Don Hernando Pedrarias und ihrer Mutter war, schien ihr jegliches Problem bedeutungslos zu sein. Sie schien sich als das glücklichste Geschöpf auf Erden zu fühlen, das ohne Ziel die warme Karibische See befuhr, und das auf einem Schiff, dessen fünfzig Mann Besatzung das letzte Hemd dafür hergeben würde, sie zu vergewaltigen.

»Wir suchen uns ein schönes Haus auf Jamaika«, fuhr sie etwas später mit ihrem üblichen Enthusiasmus fort. »Papa und ich werden Hühner züchten und Englisch lernen, und du kommst uns besuchen, wenn du nicht zu sehr damit beschäftigt bist, Schiffe zu entern und Festungen zu überfallen.«

»Wie kannst du das alles so leichtnehmen?« empörte sich Miguel Heredia. »Du redest von Seeräuberei!«

»Nach allem, was ich gehört habe«, erwiderte seine Tochter mit verblüffender Gelassenheit, »sind fast alle Einwohner Jamaikas Piraten oder Korsaren, von den Huren, Sklaven und Sklavenhändlern einmal abgesehen. Glaubst du, daß wir dort aus dem Rahmen fallen?«

»Du bist unmöglich!«

»Nein, Papa, ich bin nicht unmöglich. Ich bin nur ein Kind meiner Zeit. Seit ich denken kann, habe ich nur von Gewalt, Plünderungen, Überfällen oder versenkten Flotten gehört, und schon als kleines Kind habe ich gesehen, wie du aufs Meer hinausfuhrst, um in haiverseuchten Gewässern nach Perlen zu tauchen, die sie dir zu lächerlichen Preisen abkauften. War das vielleicht ein vernünftigerer Beruf, als Pirat zu sein?«

»Jedenfalls war er ehrenwerter.«

»Und wer entscheidet, was ehrenwert ist und was nicht?« erboste sich Celeste. »Hernando wollte ehrenwert sein, dabei preßte er die Armen aus und handelte mit Sklaven. Mein Gott! Warum wurde ich nicht als Mann geboren? Wir würden ein großartiges Gespann abgeben.« Sie wandte sich ihrem Bruder zu. »Hat es denn niemals weibliche Piraten gegeben?«

»Einige«, gab er zu. »Lucas will eine kennen, die zwei Jahre in Männerkleidung herumgelaufen ist, bis man entdeckt hat, daß sie eine Frau und schwanger war. Sie wollte ihren Liebhaber nicht verraten, weil die Gesetze der Bruderschaft der Küste denjenigen mit dem Tod bestrafen, der eine als Mann verkleidete Frau an Bord nimmt. Deshalb hat man sie auf einer einsamen Insel ausgesetzt.«

»Eine schöne Liebesgeschichte«, murmelte das Mädchen. »Zwei Jahre wie ein Pirat zu leben und sich dann auf einer einsamen Insel aussetzen zu lassen, um dem Geliebten das Leben zu retten: Das gefällt mir. Was ist aus ihr geworden?«

»Sie hat wohl ihr Kind auf der Insel zur Welt gebracht, aber da sie fast verhungerte, hat sie es aufgegessen.«

»Das glaubst du doch selber nicht!«

»Natürlich nicht!« lachte ihr Bruder. »Keiner weiß, auf welcher Insel sie geblieben ist. Vielleicht ist sie noch immer dort.« Nacheinander sah er seinen Vater und seine Schwester an. »Na gut! Also Kurs Jamaika?«

»Was bleibt uns anderes übrig?« versetzte Miguel Heredia. »Also geht's jetzt von der Perlen- auf die Ruminsel.«

Sein Sohn öffnete die Tür und rief dem Algerier am Steuerrad zu:

»Mubarrak! Achtung an Deck! Kurs Westnordwest.«

»Westnordwest Kapitän?« wiederholte der Steuer- mann sichtlich erfreut. »Geht es vielleicht nach Jamaika?«

»Direkt nach Port-Royal...«

Wenige Augenblicke später schäumte die ganze Jacare vor Begeisterung.

»Port-Royal! Hurra! Nächster Halt, die Huren von Port-Royal!«

Port-Royal lag auf der heißen fruchtbaren Insel Jamaika, auf einer Landzunge, die im Süden die riesige Bucht von Kingston abschloß. In jenen Zeiten galt es als sicherster Hafen, der die schönsten Huren und den besten Rum des Kontinents hatte. Jedes Schiff, so bestimmte es eine alte Tradition, das die Riffbarriere mit gehißter weißer Flagge und geschlossenen Kanonenluken passierte, durfte unbehelligt in den Gewässern von Port-Royal verweilen, solange es wollte, ohne daß jemand nach Herkunft, Grund des Aufenthalts oder Ziel gefragt hätte.

Die Besatzungen mußten allerdings Feuerwaffen und Macheten an Bord lassen. Lediglich die Degen durften am Gürtel blitzen, denn ein anständiges Duell unter nicht allzu betrunkenen Gegnern galt stets als dankbares Schauspiel.

Die größte Schenke von Port-Royal, »Die Tausend Jakobiner«, verdankte ihren seltsamen Namen der weltberühmten Würfelpartie, die man hier ausgetragen hatte. Allenfalls die Partie, in der ein Offizier namens Francisco Pizarro, genannt der Gelassene, in einer einzigen Nacht die märchenhafte, zwei Meter große Goldsonne verlor, die er für seinen Heldenmut bei der Eroberung Perus erhalten hatte, war ähnlich spektakulär verlaufen.

Kontrahenten der besagten Würfelpartie in Port-Royal waren ein verrückter Pirat namens Vent en Panne und ein steinreicher Großgrundbesitzer jüdischer Herkunft namens Stern.

Der Pirat hatte wohl unter dem Oberbefehl des gebrechlichen Kapitäns Mansfield am wenig einträglichen Angriff auf die Insel Santa Catalina teilgenommen und lediglich hundert Dublonen Anteil an der lächerlichen Beute erhalten.

Er setzte sie aufs Spiel, und obwohl ansonsten das Pech an seinen Hacken klebte, gewann er über zehntausend Dublonen.

Daraufhin fand er, daß es Zeit war, ins heimatliche Frankreich zurückzukehren, buchte eine Überfahrt, kehrte jedoch einige Stunden vor Abfahrt des Schiffs in die damals noch »Zum Hinkebein« genannte Schenke zurück, um ein letztes Glas zu leeren.

Um die Zeit totzuschlagen, beschloß man, »ein paar Knochen zu werfen«, und in kurzer Zeit hatte Vent en Panne 15000 Silbertaler gewonnen. Darauf setzte der Jude eine Ladung Zucker im Wert von hunderttausend Pfund und verlor auch die.

Inzwischen hatte Vent en Panne sein Schiff verpaßt, dessen Kapitän das Warten satt und mit dem Gepäck des Piraten in See gestochen war.

Als es Abend wurde, erschien der verzweifelte Stern, der binnen weniger Stunden seinen gesamten

Besitz verspielt hatte, mit dem einzigen, was ihm auf dieser Welt geblieben war: einem riesigen Ballen goldbestickter Seide aus China, den die Experten auf die fabelhafte Summe von »Tausend Jacobinern« schätzten.

Vent en Panne akzeptierte den Einsatz und ließ die Würfel rollen, während alle Gäste, die sich in der geräumigen Schenke drängten, den Atem anhielten.

Er warf eine Neun.

Zitternd nahm der Jude die Würfel aus Bein in die Hand, schloß die Augen und warf.

Er hatte eine Elf, und die nächsten acht Male ebenfalls.

Bei Tagesanbruch hatte Vent en Panne alles verloren, sogar das Hemd, das er am Leibe trug.

Am gleichen Tag heuerte er auf dem Schiff des sadistischen L'Olonnois an, um am Angriff auf Maracaibo teilzunehmen.

Mit einer beträchtlichen Beute kehrte er zurück, ging schnurstracks zur alten Schenke, die inzwischen ihm zu Ehren ihren Namen geändert hatte und ließ nach dem Juden Stern schicken.

Wer allerdings kam, war der Gouverneur der Insel, der alles konfiszierte, was er bei sich hatte, und ihm dafür einen Kreditbrief ausstellte, der nur in einer Bank in Frankreich einzulösen war, brachte ihn an Bord des ersten Schiffs, das nach Europa segelte,

und verabschiedete ihn mit diesen weisen Worten:

»Was die Flut bringt, nimmt die Ebbe mit, doch in deinem Fall, mein Sohn, ist mir das zuviel.«

Vent en Panne kam Jahre später ums Leben, als ein spanisches Kriegsschiff mit einem Schmugglerschiff aneinandergeriet, auf dem der Pirat nach Jamaika zurückkehren wollte. Dort wollte er ein riesiges Vermögen aufs Spiel setzen, das er als Importeur von Zucker und Rum angehäuft hatte. In Europa hatte er offensichtlich keinen Gegenspieler gefunden, der es mit dem Juden Stern hätte aufnehmen können.

In diese verrückte Welt des Spiels, der Frauen, des Alkohols und der Verschwendung, in der die bestialischsten und ungebildetsten Piraten in Luxuskaleschen herumfahren, Seidenhemden tragen und sich mit Perlen und Smaragden behängen, hielt eines heißen Mittags die Jacare ihren Einzug. Nachdem sie die gefährlichen Riffe geschickt umsegelt hatte, glitt sie mit weißer Flagge und verdeckten Kanonen in die Bucht hinein, um ihre Anker zu werfen, nur einen Steinwurf entfernt von einer riesigen Galeone, die fast dreimal soviel Takelage und Tonnage aufwies.

Niemand schien sich auch nur einen Deut um ihre Anwesenheit zu scheren.

Zu dieser brüllendheißen Stunde, in der nicht die

leiseste Brise wehte und die hohe Luftfeuchtigkeit den Schweiß in Strömen fließen ließ, schiefen die Besatzungen der zwei Dutzend Schiffe, deren Masten in der Bucht schaukelten, wie fast die gesamte Bevölkerung von Port-Royal eine friedliche und wohlverdiente Siesta, um für die näherrückende lange Nacht der Orgien wieder Kraft zu schöpfen.

In Port-Royal war es strengstens verboten, etwas zu tun, was die Schläfer während ihrer so notwendigen Siesta stören konnte. Eines unglücklichen Tages nämlich war Kapitän John Davis mit übler Laune aufgewacht, hatte einen Kanonenschacht geöffnet, sorgfältig gezielt und ein Haus, das gerade am Strand errichtet wurde, mitsamt sieben lärmenden Zimmerleuten in die Luft gejagt.

Jamaika war geradezu *par excellence* der Ort, wo sich Piraten und Korsaren entspannen und zerstreuen konnten. Es lebte von deren Beute und wuchs mit deren Plünderungen. Die Spanier hatten die Insel nicht überfallen, da sie nur zu gut wußten, daß sie auf keine Flotte zählen konnten, die auch nur den Hauch einer Chance gehabt hätte, es mit den vereinten Kräften der Engländer, Piraten und Korsaren aufzunehmen.

Kein Wunder, daß dieses Zentrum fabelhafter Reichtümer und Zerstreungen Abenteurer, Prostituierte, Glücksritter und Vagabunden aus aller Herren

Länder anzog wie Honig die Fliegen, denn an keinem anderen Ort konnte ein Hungerleider binnen Stunden zum schwerreichen Mann werden und umgekehrt.

Einige Meilen von Rocky Point entfernt hatte sich ein gutes Jahrhundert lang ein Barockpalast mit weißen Marmorsäulen erhoben, den ein verrückt gewordener Wucherer zwei wunderschönen türkischen Zwillingen geschenkt hatte, kaum hatten die beiden ihre zarten Füße in das beste Bordell der Stadt gesetzt. Einzige Bedingung war, daß kein anderer Mann die Mädchen jemals mehr zu Gesicht bekommen sollte.

Man erzählte sich, daß die Zwillinge, die sich in sexueller Hinsicht am liebsten miteinander vergnügten, das Angebot nur zu gerne annahmen und den Rest ihres langen Lebens in dem prunkvollen Herrenhaus verbrachten. Ihre einzige Verpflichtung bestand darin, jedes Wochenende den lüsternen Wucherer mit ihren erotischen Spielen zu unterhalten.

Nachdem Sebastián Heredia lange Zeit durch das Achterfenster seiner Kajüte die ruhige Bucht beobachtet hatte, über der zur Mittagszeit nicht mal die Reiher flogen, vielleicht aus Furcht, einen Kanonenschuß abzubekommen, schaute er zunächst Celeste an, die in ihrer Koje lag und sich vor Spannung sprühend Luft zufächelte, dann wandte er sich sei-

nem Vater zu, der in einen alten Sessel versunken war und sich nur mit Mühe wachhielt.

»Ihr müßt euch hier einige Zeit einschließen«, gab er ihnen schließlich mit Bedauern zu verstehen. »Ihr solltet den ganzen Tag über nicht an Deck erscheinen, damit man euch nicht von den Nachbarschiffen aus sehen kann, denn wenn man euch später an Land wiedererkennt, sind wir in Gefahr.«

»Wie lange?« wollte seine Schwester wissen.

»Bis ich ein Haus gefunden habe, abgelegen, komfortabel und diskret. Wichtig ist, daß niemand euch mit der Jacare in Verbindung bringt.«

»Und was ist mit der Besatzung?«

»Um die kümmere ich mich.«

»Nimm an, einer deiner Männer entschließt sich, zu desertieren und für immer an Land zu bleiben. Was dann?« fragte sein Vater.

»Das wird nicht passieren!« lautete die entschlossene Antwort. »Und wenn doch, werde ich entsprechende Maßnahmen treffen.«

»Und wenn doch?« beharrte der andere. »Heißt das, daß wir das Haus niemals mehr verlassen können?«

»Hör zu!« rief Sebastian ungeduldig. »Ich sage dir doch, du mußt dir um keinen meiner Männer Sorgen machen. Zwing mich nicht, noch deutlicher zu werden!«

»Soll das etwa heißen, daß du jeden umbringst, der auf der Insel bleiben will?« mischte sich Celeste etwas fassungslos ein. »Das scheint mir doch ein allzu hoher Preis für unsere Sicherheit zu sein.«

»Ich muß ihn ja nicht gleich umbringen«, stellte ihr Bruder klar. »Ich brauche ihn nur mitzunehmen, ob er will oder nicht, und ihn auf einer einsamen Insel aussetzen. Ein Piratenkapitän muß blinden Gehorsam erwarten können, und wer einen Befehl nicht ausführt, weiß, was er riskiert. Und ich werde befahlen, daß an dem Tag, an dem wir die Anker lichten, alle Männer an Bord sein müssen.«

»Ich vertraue darauf, daß sie dir gehorchen.«

»Sie setzen ihr Leben aufs Spiel.«

Sebastian war so entschlossen und kurz angebunden, daß ihn selbst sein eigener Vater streng ansah.

»Oft erkenne ich dich nicht wieder. Langsam führst du dich auf wie ein richtiger Pirat.«

»Ich bin ein Pirat, Vater!« erwiderte der Kapitän der Jacare unwirsch. »Als ich mir dieses Schiff aufgeladen habe, wußte ich sehr gut, auf was ich mich einließ, und ich bin zu dem Entschluß gekommen, daß es in meinem Leben kein Hin und Her gibt. Wenn ich eines Tages ein spanisches Schiff versenken oder einen meiner Männer aufhängen muß, wird mir die Hand nicht zittern, denn an dem Tag, an dem das passiert, werde ich meine Befehlsgewalt unver-

züglich aufgeben.«

»Wäre das nicht ohnehin das Beste?«

»Das haben wir schon diskutiert. Nein, das wäre es nicht. Wie Celeste schon gesagt hat, bin auch ich ein Kind meiner Zeit.«

Als die Sonne die Wipfel der Palmen im Westen der Bucht streichelte und eine leichte Brise die schlaffen Fahnen fächelte, da erschien es, als hätte dieser Wind die Stadt aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt. In den Straßen regte sich plötzlich Leben, die Freudenmädchen machten sich hübsch, die Händler öffneten ihre Läden, und die Wirte wischten die Tische ab und füllten die Krüge mit Rum.

Port-Royal machte sich zu einer neuen Nacht der Sünde bereit, in der alles, außer Raub, erlaubt schien.

Bei Anbruch der Dunkelheit sprangen die Besatzungen der großen Schiffe in die Beiboote, um ohne Hast zum Strand zu rudern. Bald näherte sich eine Schaluppe der Jacare, und ein kleiner Mann mit riesigem Schnurrbart und rumseliger Stimme rief nach oben:

»Ahoi Jacare! Erlaubnis, an Bord kommen zu dürfen. Wo bist du, verfluchter schottischer Rotschopf? Seit Jahren hab ich dich nicht mehr gesehen.«

Lucas Castano lehnte sich rasch über die Reling, um den Neuankömmling lächelnd zu begrüßen.

»Guten Abend, Kapitän Scott! Tut mir leid, aber der Kapitän fühlt sich nicht wohl und hat befohlen, daß ihn keiner stört.«

»Hab mich schon gewundert, warum er so ohne Grund hier auftaucht!« schluckte der andere die Lüge. »Was ist los mit ihm?«

»Das Fieber, Senor. Ihr wißt ja! Der Arzt sagt, nach einigen Tagen Ruhe ist er wieder wie neu.«

»Ach was, alt ist er«, lästerte Kapitän Scott und bedeutete seinen Männern, ihn an Land zurückzurufen, während er ausrief: »Hast du mich gehört, verfluchter schottischer Saufkopf? Alt bist du und traust dich nicht mehr zu den Huren von Port-Royal!«

Er verschwand in der Dunkelheit, während er sich auf die Schenkel klatschte, als hätte er niemals etwas Spaßigeres gesagt.

Erst jetzt ließ Lucas Castano die Mannschaft vor dem Achterkastell versammeln und befahl in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete:

»Alle, die keinen Wachdienst haben, können an Land gehen und saufen, was das Zeug hält, aber denkt daran: Der >alte Kapitän< bleibt weiterhin mit Fieber an Bord und will nicht gestört werden.« Drohend richtete er den Finger auf sie und fügte hinzu: »Morgen um zehn seid ihr wieder an Bord, oder ihr bekommt die Peitsche zu schmecken.«

»Um zehn!« protestierte eine anonyme Stimme.

»Morgens um zehn schließen die Bordelle und die Schenken, also habt ihr um diese Zeit nichts an Land verloren. Wer das letzte Boot verpaßt, darf schwimmen und wird sich damit abfinden müssen, daß ich ihm ein kariertes Hemd auf den Rücken zeichne.«

Das unzufriedene Gemurmel war schon nach einigen Augenblicken verschwunden, denn die Gewißheit, vierzehn Stunden der Zerstreuung vor sich zu haben, entschädigte für jede Auflage, und bereits wenige Minuten später waren nur noch die drei Männer an Bord der Jacare, die für den Wachdienst der ersten Nacht eingeteilt worden waren, sowie der philippinische Koch, Lucas Castano und die drei Mitglieder der Familie Heredia.

Letztere vier nahmen auf dem Achterkastell ein üppiges Abendessen ein und genossen die angenehme Seebrise, die ihnen die Moskitos vom Hals hielt, während das Lärmen und Lachen aus der Stadt zu ihnen hinüberwehte. Die Lichter der Stadt spiegelten sich in dem stillen Wasser der Bucht, in der sich die Silhouetten der küstennäher vor Anker gegangenen Schiffe abzeichneten.

Seit langem hatten sie keinen so angenehmen Abend mehr verbracht, denn vom riesigen Nachbarschiff wehte bald eine hinreißende Melodie herüber, und wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellten, konnten sie acht Musiker in schönen Uniformen

ausmachen, die vor einem Dutzend Gäste auf ihren Saiteninstrumenten spielten.

»Das muß das neue Schiff von Laurent de Graaf sein«, bemerkte Lucas Castano. »Immer hat er ein Orchester an Bord, das sogar im Schlachtgetümmel spielt.«

»Das machen sie wirklich gut!« sagte Celeste anerkennend.

»Natürlich!« versetzte der Panamese. »Aber da er so nah ist, empfehle ich dir, daß du dich nicht sehen läßt. Es heißt, daß keine Frau De Graaf widerstehen kann, weil er der attraktivste Pirat der Karibik ist, mit den erlesensten Manieren.«

»Hast du Angst um meine Tugend?« wollte sie belustigt wissen.

»Ich habe eher Angst vor einem Kanonenduell mit diesem Monstrum, ohne daß wir Platz zum Navigieren haben«, stellte der Panamese klar. »Wenn sich eine Frau an Bord von einem Mann eines anderen Schiffs verführen läßt, ist es Brauch, daß die Ehre der Besatzung mit Blut und Feuer reingewaschen wird, und in diesem Fall verlieren wir.«

»Ich werde mir das hinter die Ohren schreiben!« sagte das kecke Mädchen reichlich verschmitzt. »Meine Tugend, so sehr ich sie schätze, ist sicher kein Schiff wie die Jacare samt Besatzung wert.«

Ihr Bruder musterte sie, als hätte er sich immer

noch nicht an ihr lockeres Mundwerk und ihr Benehmen gewöhnt.

»Du erstaunst mich immer wieder!«

»Wart's ab. Aber mach dir keine Sorgen«, fügte sie lächelnd hinzu. »Ein Pirat in der Familie reicht.«

Sebastián wandte sich seinem Vater zu:

»Versprich mir, daß du ihr eine Begleiterin suchst, die ihr beibringt, wie sich eine richtige Senorita benimmt! Sie macht mich verrückt!«

»Ach komm!« rief Celeste aus und tätschelte ihm zärtlich die Wange. »Im Grund gefällt es dir doch, daß ich so bin. Dein Gesicht hätte ich sehen mögen, wenn du festgestellt hättest, daß du eine affektierte und scheinheilige Schwester hast.«

»Übertreiben mußst du es aber auch wieder nicht. Und jetzt schaue ich mir dieses berühmte Port-Royal mal näher an, von dem sie alle soviel reden.«

Kaum hatte Sebastián Heredia seinen Fuß in den Sand des Strands gesetzt, fühlte er sich wie auf einem verrückten Karussell. Eine neue Erfahrung jagte die andere. Die verschwenderische Zurschaustellung von Luxus, die oft zwischen Extravaganz und schlechtem Geschmack pendelte, überstieg in dieser von allen guten Geistern verlassenen Stadt alles, was ihm seine Gefährten an Bord während der vielen Jahre langweiliger Wachdienste an Deck hatten erzählen können.

Eine Tür führte in eine Würfelbude, die nächste in eine Schenke oder in ein Bordell. Schwere Kaleschen, von Pferden mit kostbarem Geschirr gezogen, fuhren die einzige Hauptstraße dieser chaotischen Stadt auf und ab, während schöne Frauen jeglicher Herkunft und allen Alters schamlos ihre Reize zur Schau stellten und sich von jedem potentiellen Klienten begripschen ließen, der seine appetitliche »Ware« prüfen wollte, bevor er sie kaufte.

Von den weiten Baikonen forderten halbnackte Mädchen zischelnd die Passanten auf, über kurze Treppen zu ihnen hinaufzusteigen, und an den Türen der Spielhöllen priesen schwarze Sklaven mit riesigen Körben und schallenden Stimmen die besten Würfelpartien der gesamten Insel an.

Auf halber Höhe der Straße stieß Sebastián auf das riesige Schild, das die weltberühmte Schenke der »Tausend Jakobiner« ankündigte. Neugierig beschloß er, einen Blick auf den später nie mehr benutzten Tisch zu werfen, auf dem die Würfel gerollt worden waren, die in einer einzigen Nacht den unglücklichen Vent en Panne steinreich und bettelarm gemacht hatten.

Da stand er, stattlich und robust, auf einem kleinen Podest aus dunklem Mahagoni: ein absurdes und sehr eigenwilliges Denkmal, das die Seeräuberei in ihrer reinsten Form zu verkörpern schien. Dieses

kleine Möbelstück symbolisierte alle Niedertracht und Größe in den Herzen der Menschen, die sich dem gefährlichsten und verrufensten Handwerk auf Erden verschrieben hatten.

Mehr als jede Kanone, jeder Säbel oder jede schwarze Totenkopfflagge machte dieser historische Tisch deutlich, was es hieß, ein Pirat zu sein: genügend Mumm zu haben, um alles bis auf den letzten Maravedi oder den letzten Tropfen Blut in einem schlichten Spiel zu riskieren.

Mit dem Vermögen, das der Pechvogel Vent de Panne in einer einzigen Nacht gewonnen und verloren hatte, hätten zwanzig Männer hundert Jahre lang in Luxus leben können. Augenzeugen erzählten jedoch, daß der gleichmütige Franzose, nachdem er schließlich auch noch seinen Stock mit Goldknauf, sein besticktes Hemd und seine Uniformjacke verspielt hatte, lediglich mit einem fröhlichen Lächeln auf den Lippen gemurmelt hatte:

»Was für eine beschissene Nacht!«

Zweifellos war das der Grund, warum die Männer von Port-Royal nicht den gerissenen Francis Drake, den tapferen Sir Walter Raleigh, den brutalen L'Olonnois, den galanten Chevalier de Grammont oder den unbesiegbaren Henry Morgan als größten ihrer Helden in den Himmel hoben, sondern den glücklosen Vent en Panne. Er stand für alles, was sie

in ihrem Leben hatten sein wollen.

Sebastian streckte die Hand nach dem Tisch aus, als ihn eine Rothaarige, die sich den Ausschnitt von einem sehr erregten Freier küssen ließ, geradezu hysterisch warnte:

»Rühr ihn nicht an! Rühr ihn nicht an, wenn du nicht willst, daß dich das Pech bis zum Galgen verfolgt.«

»Gott bewahre mich davor!« entgegnete er und zog hastig die Hand zurück. »Ist das wahr?«

»Und ob!« erwiderte die attraktive Hure. »Aber wenn du willst, daß dir das Glück treu bleibt, gieß einige Tropfen vom besten Rum darauf und schenk dem Großen Spieler einen freundlichen Gedanken.«

Sebastian bestellte einen Krug vom besten Rum und ließ einige Tropfen auf den Tisch fallen. Anschließend nahm er in der entlegensten Ecke des großen Saals Platz und beobachtete das Kommen und Gehen der Huren und Betrunkenen, die das Vergnügen, das man hier kaufen und mieten konnte, voll auskosten wollten, als wären die meisten von ihnen überzeugt, daß dies vielleicht die letzte Nacht ihres Lebens sein könnte.

Bei der Gelegenheit entdeckte er ein dickes Seil mit Galgenschlinge, das in dieser Ecke der Schenke von einem Stützbalken hing. Daher nahm er das fleißige Mädchen, das mit Krügen an ihm vorbeilief, am

Handgelenk:

»Was soll das bedeuten?«

»Laß den Rum lieber heute in Strömen durch die Kehle fließen, denn schon morgen kann dir eine Schlinge wie diese die Gurgel endgültig abschnüren.«

»Etwas makaber, findest du nicht?«

Das Mädchen deutete auf den mürrisch dreinblickenden Wirt, der hinter der Theke Gläser spülte.

»Erzähl das dem Hinkebein! Aber ich warne dich, den letzten, der sich beschwert hat, hat er bis zum Morgen an einem Bein aufgehängt.«

Sie eilte weiter, und Sebastian beließ es dabei, schweigend weiterzutrinken, bis die ausgelassene Rothaarige, die der wenig einträglichen Zuwendungen ihres begeisterten Bewunderers offensichtlich müde war, ihm gegenüber Platz nahm.

»Hallo!« begrüßte sie ihn mit einem Lächeln. »Ich heiße Astrid, und du?«

»Sebastián.«

»Ich bin eine Hure. Und du?«

»Navigator.«

»Navigator?« wiederholte das Mädchen und beugte sich vor, vielleicht um ihre schönen Brüste besser zur Geltung zu bringen, vielleicht weil sie diese Mitteilung wirklich interessierte. »Tatsächlich ein Navigator?«

»Tatsächlich.«

»Spanier?«

»Zur Hälfte Spanier.« Der Margariteno lächelte und senkte seine Stimme, als wolle er ein Geheimnis verraten. »Aber auf diese Hälfte habe ich schon vor Jahren verzichtet.«

»Bist du in die Navigatorenschule der Casa gegangen?«

»Nein.«

»Schade!« bedauerte die Dirne. »Wenn du in der Schule der Casa studiert hättest, dann hätte ich dir die beste Arbeit der Welt anbieten können.«

»Die habe ich schon.«

Die rothaarige Astrid lehnte sich zurück und sah ihm direkt in die Augen, während sie überzeugt mit dem Kopf schüttelte.

»So eine nicht! Ich kenne einen Kapitän, der einem abtrünnigen Navigator fünftausend Pfund Heuer und ein Fünftel der Beute bietet.«

Jacare Jack ließ einen Pfiff der Bewunderung hören.

»Verdammt! Das ist wirklich sehr viel Geld. Aber ich sag dir was: Kein Kapitän auf der ganzen Welt gibt seinem Navigator ein Fünftel seiner Beute ab, nicht einmal einem abtrünnigen Spanier.«

»Dieser schon.«

»Wahrscheinlich, weil er nichts zu verteilen hat.

Und ein Fünftel von nichts ist nichts.«

Von neuem beugte sich die Rothaarige vor, und das Schauspiel, das sie bot, ließ einen Mann nicht gleichgültig, der seit Monaten nichts Vergleichbares genossen hatte.

»Dieser hat eine Menge zu verteilen«, säuselte sie. »Mehr als nichts, und wenn du wirklich ein guter Navigator bist, solltest du darüber nachdenken...« Wieder sah sie ihm direkt in die Augen. »Wollen wir darüber im Bett weiterdiskutieren?«

»Warum nicht?«

Die rothaarige Astrid wohnte in einer einladenden Hütte fast unmittelbar hinter der Schenke der »Tausend Jakobiner« und direkt am Meer. Manchmal umspülten die sanften Wellen, die über das Riff schwappten, sogar die Pfähle der Hütte.

Da Astrid eine wunderbare »Professionelle« war, reinlich, erfahren und sehr amüsant, verbrachte der Margariteno bei ihr eine überaus beneidenswerte Nacht. Dann servierte sie ihm ein großzügiges Glas Rum und fragte ihn weiter aus:

»Bist du wirklich ein guter Navigator?«

»Das habe ich dir doch schon gesagt. Ich halte mich wirklich für einen guten Navigator, aber ich habe nicht das geringste Interesse, das Schiff zu wechseln. Man bezahlt mich sehr gut.«

Sie blickte ihm fest in die Augen, fuhr sich über die

Nase, und schließlich murmelte sie etwas spröde:

»Ich weiß nicht, aber ich habe den Eindruck, daß du wirklich gut bist.« Sie blinzelte ihm zu. »Wenn auch nicht besser als im Bett, und wenn du mit dem Kapitän redest, bin ich sicher, daß er deine Heuer vielleicht sogar verdoppelt.«

»Hör mal zu, Kleine!« sagte Sebastian, während er mit der Zungenspitze über ihre rosigen Brustwarzen fuhr. »Ich gehe davon aus, daß du in guter Absicht handelst, doch ich kenne das Gewerbe und weiß, daß kein Kapitän so verrückt ist, einem einfachen Navigator zehntausend Pfund Heuer und ein Fünftel der Beute anzubieten. Da will dich einer betrügen.«

Astrid nahm ihn am Kinn, hob sein Gesicht und näherte sich ihm, bis ihre Lippen fast seine Nase streiften und schüttelte ein ums andere Mal den Kopf, während sie flüsterte:

»Mombars betrügt niemals. Er raubt, brandschatzt, foltert und mordet, aber niemals betrügt er.«

Sebastián Heredia sprang auf, als hätte ihn eine giftige Schlange gebissen.

»Mombars, der Todesengel!« rief er entsetzt aus. »Gütiger Gott! Bist du verrückt geworden? Dieser Kerl ist ein Sadist.«

»Nicht bei seinen Leuten«, tönte es seelenruhig zurück. »Seine Männer verehren ihn.«

»Wilde, die ihn für einen Gott halten!« entgegnete

der Margariteno, ging auf eine winzige Balustrade hinaus und betrachtete das Meer, in dem sich die Mondsichel spiegelte. »Außerdem soll er sich schon vor Jahren zurückgezogen haben. Einige sagen sogar, daß er tot ist.«

»Er ist quicklebendig, kehrt aufs Meer zurück und wird bald kommen, auch wenn er sein Schiff niemals in der Bucht ankern läßt. Soll ich ein Treffen mit ihm arrangieren?«

»Mit Mombars?« empörte sich Sebastián Heredia. »Ich müßte verrückt sein!«

Bei der Eroberung Jamaikas leisteten sich die Engländer eine Reihe kapitaler Irrtümer, die es durchaus mit der stellenweise geradezu stümperhaften Vorgehensweise aufnehmen konnten, mit der sich die Spanier in der Neuen Welt etablierten.

Als Oliver Cromwell den Zeitpunkt für gekommen sah, seinen schlimmsten Feind im Herzen des spanischen Weltreichs zu bekämpfen, ernannte er William Penn – den Vater des Mannes, der das spätere Pennsylvania kolonisierte – zum Kommandanten einer 38 Schiffe zählenden Flotte. Auf dieser sollten sich Soldaten unter dem Oberbefehl von General Robert Venables einschiffen, um die Insel Santo Domingo oder Hispaniola zu erobern, die zu dieser Zeit entvölkert und weitgehend ohne Verteidigung war.

Nach kurzem Aufenthalt auf Barbados gingen

knapp 7000 Männer an der Küste von Santo Domingo an Land. Sie wußten, daß der spanische Gouverneur, der Conde de Pefialva, lediglich auf etwas über hundert Veteranen zählen konnte.

Die Schlacht zwischen zwei so ungleichen Gegnern hätte man getrost als Fußnote der Geschichte abhaken können, wäre Robert Venables nicht einer der unfähigsten Strategen in einer langen Kette unfähiger Generäle gewesen. Statt die Hauptstadt im Sturm zu nehmen, landete er weit entfernt an einer unwirtlichen Küste und zwang seine Männer, tagelang in brütender Hitze vorzurücken. Wie die Fliegen sanken die bedauernswerten Soldaten zu Boden, die an ein wesentlich milderes Klima gewohnt waren.

Admiral Penn, der den General verachtete und haßte, ließ ihn voller Schadenfreude an Land herumirren und wartete in aller Seelenruhe darauf, daß Venables ihn schließlich um Hilfe anflehen würde, um ihn aus der grausamen Falle zu befreien, die er sich selbst gestellt hatte. Eine kleine, aber kampferprobte Schar spanischer Soldaten des Conde de Penalva wandte nämlich eine schlaue Guerilla-Taktik an, mit der sie die blauäugigen Engländer unbarmherzig dezimierte.

Als es Penn schließlich dämmerte, daß eine spanische Hundertschaft ausreichte, das starke Expeditionskorps zu vernichten, war es bereits zu spät: Die

meisten Männer waren tot oder desertiert, und diejenigen, die es schafften, an Bord der Schiffe zurückzukehren, boten ein Bild des Jammers.

Angesichts eines so kapitalen Fehlschlags, für den sich beide in gleicher Weise verantwortlich fühlten, kamen William Penn und Robert Venables überein, die Anker zu lichten und die Nachbarinsel Jamaika zu »erobern«. Dort, davon waren sie überzeugt, gab es keine gefürchteten spanischen Soldaten. Sie nahmen die Insel in Besitz, pflanzten ihre Fahne auf, gründeten Port-Royal und hinterließen dort eine große Garnison. Anschließend kehrten sie nach London zurück, um Oliver Cromwell zu berichten, daß sie statt des »dürren« Santo Domingo lieber das fruchtbare Jamaika erobert hatten.

Als Lohn für ihre Mühe warf sie der Lord Protector von England in den Tower von London, netterweise immerhin in benachbarte Verliese. So konnten sie sich zu jeder Tages- und Nachtzeit Beleidigungen an den Kopf werfen.

Selbst Cromwell mußte aber einräumen, daß er endlich einen Brückenkopf in den Antillen hatte, auch wenn es nur das wilde Jamaika war. Doch um sich dort zu halten, mußte er die Insel mit englischen Bürgern bevölkern.

Die englischen Bürger teilten jedoch seine Begeisterung für das heiße Moskitoreich überhaupt nicht.

Auf die patriotischen Aufrufe antworteten sie, wenn Cromwell von Engländern verlangte, sich von Moskitos auffressen zu lassen, sollte er gefälligst selbst fahren.

Weil sich die Engländer stur stellten, ließ Oliver Cromwell seinen Sohn Henry, den er zum General der in Irland stationierten Truppen ernannt hatte, gesunde junge Männer und Frauen einfangen, um Jamaika zu bevölkern. Er selbst verfrachtete alle Schotten, die in diesem Augenblick im Gefängnis saßen, in die Karibik.

Auf diese Weise schickte Großbritannien in nicht einmal vier Jahren über siebentausend weiße Sklaven nach Jamaika. Diese mußten auf ihre klingenden Nachnamen schottischer oder irischer Herkunft verzichten und solche annehmen, die dem Lord Protector besser gefielen und von Städten, Farben, Blumen oder Berufen hergeleitet wurden.

Auf Jamaika zahlten die Zuckerpflanzer 1500 Pfund für jeden dieser Sklaven, und bis zu zweitausend, wenn es sich um ein schönes Mädchen handelte.

Mit dem steigenden Rumkonsum wurden aber auch die Plantagen immer größer, was den Bedarf an Arbeitern in die Höhe schnellen ließ. So entwickelte sich in England ein regelrechter Handel mit geraubten Kindern niedriger Herkunft, die man als

Schmuggelware in die Kolonien schickte. Gleichzeitig stand auf das lächerlichste Delikt, das noch nicht einmal bewiesen sein mußte, eine Mindeststrafe von vier Jahren Zwangsarbeit auf den Zuckerplantagen.

Natürlich kassierte die Krone einen saftigen Anteil an dem Preis, den die »Importeure« für diese menschliche Fracht bezahlten. Dann entschlossen sich die Königin, der Herzog von York und Prinz Rupert dazu, die Royal African Company zu gründen, die Sklaven auf dem schwarzen Kontinent einfing. Es hatte sich nämlich erwiesen, daß Afrikaner die harte Arbeit in drückender Hitze eher aushielten als Weiße.

In einem Zeitraum von etwas über zwanzig Jahren führte das königliche Unternehmen an die 80 000 schwarze Sklaven zum durchschnittlichen Preis von 17 Pfund pro Kopf ein. Der Handel war allgemein soweit akzeptiert und einträglich, daß sich sogar Lloyds einschaltete, die menschliche Fracht versicherte und zehn Pfund für jeden Kranken zahlte, der »ins Meer zu werfen war, damit er die übrige Ladung nicht anstecken konnte«.

Der grausame Menschenhandel wäre auf diese Weise wohl noch lange weitergegangen, hätte nicht ein Jahrhundert später ein gewisser Kapitän Collingwood aus Liverpool nahezu tausend Männer, Frauen und Kinder ins Meer werfen lassen. Das war

der Mehrheit des bis dahin »verständnisvollen« Parlaments dann doch zu viel.

Als Sebastián Heredia bei Tagesanbruch fast widerstrebend das warme Bett der feurigen Astrid verließ, war er überrascht, daß es in den Straßen von Port-Royal trotz der frühen Morgenstunde vor Leuten geradezu wimmelte. Jetzt waren es aber keine Huren und Betrunkene mehr, sondern Geschäftsleute, die in der Morgenkühle ihre Transaktionen abwickelten, bevor sie vor der Tropenhitze in ihre vornehmen Häuser flüchteten.

England war zwar mit anderthalb Jahrhunderten Verspätung in der Neuen Welt gelandet, das aber mit der Geschäftstüchtigkeit eines Privatunternehmens, dessen Aktivitäten nicht ständig von bürokratischen Blutsaugern der Casa de Contratación von Sevilla abgewürgt wurden.

Während man in der übrigen Karibik zur höheren Ehre Gottes und der Krone eher schlecht als recht lebte, machte man auf Jamaika und Barbados lieber Geschäfte zur höheren Ehre der Menschen. Das »weiße Gold«, der Zucker, versetzte Berge, während die Seeräuberei inzwischen die Meere zum Kochen brachte.

Das Geld wechselte mit faszinierender Geschwindigkeit den Besitzer, und der Geruch des schnöden Mammons zog Menschen aus allen möglichen Län-

dern an. Denen ging es nicht mehr so sehr um das schnelle Geld mit Seeräuberei, Glücksspiel oder Prostitution: Sie wollten lieber auf »ehrlichere« Weise reich werden, auch wenn das länger dauerte.

»Ein kühles Herrenhaus mit Gärten, Meerseite und weit weg von indiskreten Blicken?« wiederholte der beflissene kleine Mann mit strohgelbem Spitzbart und kreisrunden Brillengläsern die Frage von Sebastian Heredia. »Ihr seid an die richtige Adresse geraten, Senor. Wir sind auf solche Aufträge spezialisiert. Übrigens war Seine Exzellenz, Kapitän Henry Morgan, einer unserer besten Kunden.«

»Das wußte ich«, entgegnete der Margariteno, dem das große, dunkel getäfelte Büro, das man offenbar Tisch für Tisch und Stuhl für Stuhl vom Themseufer hierher versetzt hatte, befremdlich schien. »Darum bin ich hier. Man hat mir versichert, daß Ihr alles, was Ihr nicht habt, bauen lassen könnt. Ist das wahr?«

»So wahr wie eine gerechte Sonne auf uns scheint. Unsere Architekten sind ohne Zweifel die besten der Insel. An welche Summe hattet Ihr gedacht?«

»Was nötig ist.«

»Was nötig ist?« wiederholte das Männchen mit breitem Grinsen und lächelte ihm verschwörerisch zu. »Eure Geschäfte gehen sicher blendend.« Er rieb sich ein ums andere Mal die Hände, was ihn zutiefst

glücklich zu machen schien. »Sehr gut! Wollen mal sehen! Im Augenblick verfüge ich über eine Villa bei Caballos Blancos, die meiner Meinung nach perfekt geeignet wäre.« Er lächelte wieder. »Eine schöne Dame kann sich dort sehr angenehm die Zeit vertreiben, während sie auf die Rückkehr ihres Geliebten wartet.«

»Wann könnte ich sie besichtigen?«

Mister Cook, dessen Nachname, Spitzbart und gepflegte Jacke die übrige Inselbevölkerung darauf hinwies, daß er einer der zahllosen Iren war, die vor Jahren zwangsweise in die Kolonie hatten auswandern und dabei Name und Kleidungsgewohnheiten hatten ändern müssen, blickte auf seine Taschenuhr, dann durch das große Fenster auf den Himmel, dann entgegnete er mit eher mäßiger Begeisterung:

»Wir kommen zwar noch in der Morgenkühle hin, aber die Rückfahrt wird sehr stickig sein.«

»Die Hitze macht mir nichts aus.«

»Ich dagegen finde sie gräßlich. Zwar bin ich dem Land sehr dankbar, daß es mir meinen Wohlstand ermöglicht hat, aber an zwei Dinge werde ich mich nie gewöhnen: die Hitze und die Moskitos.« Er lächelte belustigt. »Wißt Ihr, daß Kolumbus einmal gesagt hat, daß die schlimmsten Feinde, mit denen er es in seinem Leben zu tun gehabt hatte, die Moskitos der Nordküste Jamaikas waren?«

»Nein«, gab der Margariteno zu. »Das wußte ich nicht.«

»Aber so ist es. Laßt Euch also niemals an der Nordküste nieder. Hier treibt der Südwind die Moskitos ins Landesinnere, doch dort oben ist es umgekehrt, und ich garantiere Euch: Das haltet Ihr nicht aus.«

Mister Cook erzählte weiter von seiner Insel und ihren Eigenarten, während sie in einer kleinen Kutsche, die von einem schweißglänzenden Pferd gezogen wurde, auf einem breiten und gepflegten Weg entlangfuhren. Er führte an der Küste entlang, an der immer wieder Fischerhütten auftauchten, während sich weiter landeinwärts luxuriöse Herrenhäuser erhoben, umgeben von ausgedehnten Zuckerrohrplantagen, auf denen Dutzende von Sklaven schufteten.

»Meiner Meinung nach macht man in Caballos Blancos den besten Rum«, kommentierte der Ire. »Die Fabrik gehört einem Schotten, der in nur wenigen Jahren damit steinreich geworden ist. Mir ist zu Ohren gekommen, daß er davon träumt, in seine Heimat zurückzukehren, um dort eine große Whiskybrennerei aufzubauen.« Er wandte sich Sebastian zu, ohne die Zügel schleifen zu lassen. »Vielleicht wollt Ihr Euch in den Rumhandel begeben? Diese Fabrik wäre eine großartige Investition und viel-

leicht könnten wir...«

Kapitän Jacare Jack unterbrach ihn und deutete auf die verkohlten Ruinen eines riesigen Hauses auf einem wunderschönen Landvorsprung, das von hohen Palmen, schattigen Bäumen und zahlreichen farbenprächtigen Blumenbeeten umgeben war. Über einem blauen, kristallklaren Korallenmeer zeichneten sich schwarze Balustraden und Balken ab.

»Was ist das?« fragte er.

»Ruinen!« erwiderte der andere mürrisch.

»Das sehe ich. Aber die Lage ist hinreißend. Wem gehören sie?«

»Heute niemandem mehr. Einmal war das die luxuriöseste Villa der Insel. Kapitän Bardinnet hat sie erbaut.«

»Was ist passiert?«

»Das ist eine traurige Geschichte.«

»Die würde ich gern hören.«

Sein Gegenüber blickte ihn mit Befremden von der Seite an. Er schien zu zögern, doch schließlich zuckte er mit den Schultern und fing an zu erzählen, ohne das abgebrannte Haus zu seiner Rechten aus den Augen zu lassen:

»Kapitän Bardinnet lebte nicht nur vom Rum, sondern auch von Schiffen... Ihr wißt, was ich meine. Eines Tages lernte er in London ein wunderschönes und zartes Fräulein von hohem Stand kennen, heira-

tete sie, brachte sie auf die Insel und baute ihr diese Villa. Jahrelang waren sie das glücklichste Paar auf Jamaika, obwohl der Kapitän als einer der Stellvertreter Morgans oft auf See war. Als er nach der Eroberung Panamas mit seinem Anteil an der riesigen Beute zurückkehrte, lief er schnurstracks zu seinem Haus, weil seine Frau kurz vor der Niederkunft ihres ersten Kindes war. Leider starb sie während der Geburt, was den Kapitän in tiefste Verzweiflung stürzte. Die ging allerdings in schäumende Wut über, als ihm die Hebamme die Schuldige am Tod seiner über alles geliebten Frau brachte: ein schwarzes Mädchen.«

»Ein schwarzes Mädchen?« wiederholte Sebastian überrascht.

»Genau! Offensichtlich hatte sich das Früchtchen, wenn ihr Gatte verreist war, so ziemlich mit jedem Sklaven der Plantage verlustiert.«

»Potz Blitz!«

»Ihr sagt es! Blitz und Donner! Kapitän Bardinet stürmte in die Baracke der Sklaven, kastrierte sie bei lebendigem Leib und schlug ihnen anschließend persönlich der Reihe nach den Kopf ab. Zu guter Letzt steckte er das Haus in Brand, ging an Bord seines Schiffs und verschwand.«

»Eine traurige Geschichte!«

»Sehr traurig, Señor. Vor allem, wenn man be-

denkt, daß dieses Fräulein aussah, als könne es kein Wässerchen trüben. Stille Wasser sind tief!«

Schweigend fuhren sie weiter, bis sie zwanzig Minuten später die gesuchte Hacienda erreichten: in der Tat ein verschwiegenes, kühles und angenehmes Haus, bemerkenswert gut möbliert und nicht einmal dreihundert Meter von einem breiten Strand entfernt, an den sanft die Wellen spülten.

Sebastián Heredia sah sich jedes Zimmer an, dann nahm er unter dem Portal Platz. Der Ire sah ihn aufmerksam an, bis Sebastian schließlich nickte.

»Ich nehme es. Aber nur so lange, wie es dauert, das Herrenhaus zu errichten, das wir gesehen haben.«

»Die Negrita von Bardinet?« fragte der andere entsetzt. »Das ist nicht Euer Ernst!«

»Das ist mein voller Ernst.«

»Aber dieses Haus ist verflucht.«

»Die Herrin war verflucht, nicht das Haus. Könnt Ihr es mir verschaffen?«

»Natürlich!« kam es wie aus der Pistole geschossen zurück. »Ich kann Euch sogar die ursprünglichen Baupläne besorgen. Den Bau übernehmen wir.«

»Dann gibt es nichts mehr zu bereden. Wir sind uns einig.«

Zurück auf der Jacare berichtete er seinem Vater und seiner Schwester in Anwesenheit von Lucas

Castano von der Abmachung, die er getroffen hatte.

»La Negrita zu bauen, zu möblieren und einzurichten wird euch die Zeit vertreiben«, schloß er. »Und ich kann euch versichern, das ist der schönste Ort, den ihr jemals gesehen habt.«

»Was wird das alles kosten?« fragte Celeste sofort.

»Das ist meine Angelegenheit.«

»Aber hast du denn genug Geld?«

»Falls nicht, werde ich es mir beschaffen«, lautete die gelassene Antwort. »Es geht das Gerücht um, daß sich eine große Armada versammelt, um die spanische Flotte abzufangen, wenn sie Kuba verläßt. Wir könnten uns anschließen.«

»Weißt du, was das bedeutet?« warf der Panamese ein.

»Das weiß ich«, erwiderte Sebastián Heredia. »Das heißt, daß unsere Flagge neben denen der Korsaren flattern wird, was der Alte stets verabscheut hat. Aber was können wir sonst tun, wenn die Männer keine Lust mehr haben, Frachtschiffe anzugreifen. Allein können wir es weder mit der Flotte aufnehmen noch eine Festung angreifen. Oder etwa doch?«

»Nein. Natürlich nicht«, räumte sein Stellvertreter ein. »Aber wenn ein Korsar den Angriff auf die Flotte leitet, wird das ein Massaker, aus dem wir kaum einen Vorteil ziehen werden.« Er deutete auf die Galeone, die nicht weit vor Anker lag. »Wenn aller-

dings De Graaf der Anführer ist, können wir darüber nachdenken. Er ist schlau, und Gold interessiert ihn mehr als Blutvergießen.«

»Kennst du ihn?«

Lucas Castano machte eine Geste, als wolle er nicht zuviel verraten.

»Ich habe mal mit ihm gesprochen. Der Alte schätzte ihn, und sie haben sich oft gemeinsam betrunken.«

»Ich kann es nicht glauben, daß ihr Pläne schmiedet, die Flotte anzugreifen oder mit dem Abschaum der Welt gemeinsame Sache zu machen«, warf Miguel Heredia unvermittelt ein. Es mußte ihm sehr unangenehm sein, dem Sohn offen entgegenzutreten. »Bist du dir im klaren, wohin dich das führen kann?«

»Daß ich ein richtiger Pirat werde, Vater. Das haben wir doch schon diskutiert«, lautete die säuerliche Antwort. »Du mußt das ein für allemal begreifen: Was ich mache, mache ich richtig. Schau dich doch um! Abgesehen von diesen vier Zuckerschonern siehst du hier nur Piratenschiffe. Wir können nur mit den Wölfen heulen.«

»In diesem Fall sollten wir fortsegeln...« murmelte Celeste.

»Wohin denn?« fragte ihr Bruder. »Martinique ist mehr oder weniger das gleiche auf französisch. Tor-

tuga ist bloß noch eine Ruine, ein armseliges Banditennest, und überall sonst flattert die spanische Fahne, was heißt, daß man uns dort jeden Augenblick aufhängen könnte.« Er tätschelte zärtlich ihre Hand. »Wohin also sollen wir segeln, Kleine? Gib mir einen Tip, und ich verspreche dir, darüber nachzudenken.«

Der junge Kapitän der Jacare hatte natürlich recht. Wenn sie alle den Rest ihres Lebens in der Neuen Welt verbringen wollten, gab es nicht viele Orte, an denen nicht eines schönen Morgens der Galgen auf sie wartete.

Wenn sich ein neuer Nachbar in irgendeiner spanischen Besitzung in Übersee niederließ, dann holte die Casa de Contratación von Sevilla erst einmal Informationen über Vorfahren und Herkunftsort ein und verglich diese Daten mit denen ihres zentralen Archivs. Auf diese Weise konnte sie auch noch den letzten Einwohner der Kolonien kontrollieren.

Ohne Erlaubnis mit Unterschrift und Stempel eines Beamten der Casa war es einem Bürger fast unmöglich, von einem auch nur einigermaßen zivilisierten Ort an den anderen umzuziehen.

Es war nur zu gut bekannt, daß die Zeit, der Eifer und die bemerkenswerte Anstrengung, welche die Spanier in Westindien aufbrachten, um sich vor möglichen inneren Feinden zu »verteidigen«, nichts

mit der Gleichgültigkeit gemein hatte, mit der man, wenn es darauf ankam, äußere Feinde bekämpfte. Die spanischen Richter schienen unendlich viel glücklicher dabei zu sein, einen elenden Hühnerdieb einzusperren, statt einen brutalen Freibeuter aufzuhängen, der eine Galeone voller Schätze versenkt hatte.

Dieser Widersinn lag vielleicht in der Tatsache begründet, daß besagte Richter offenbar die nicht so abwegige Meinung vertraten, daß die Bestrafung eines Hühnerdiebs andere Hühnerdiebe abschrecken würde, während ein Freibeuter, den man aufknüpfte, nicht verhinderte, daß neue Piraten neue Schiffe versenkten.

Eine attraktive junge Frau, die das unverzeihliche Verbrechen begangen hatte, sich mit über zweitausend Perlen der Casa aus dem Staub zu machen, hatte daher keinerlei Chance, irgendwo in den riesigen, von der Casa kontrollierten Territorien un bemerkt zu bleiben. Sich anderswo als auf Barbados oder Jamaika niederzulassen war daher ein unmöglicher Traum.

»Niemand von uns hätte sich je vorstellen können, Flüchtling vor dem Gesetz zu werden«, bemerkte Sebastian in der gleichen Nacht beim Abendessen, als die Musiker des Nachbarschiffs eine ihrer kurzen Pausen einlegten. »Doch genau das sind wir jetzt,

und je früher wir uns damit abfinden, um so besser.«

Celeste setzte behutsam den Silberpokal ab, aus dem sie gerade trank und auf dem der Totenkopf und das Krokodil eingraviert waren, musterte ihren Bruder verwirrend lange und wollte schließlich wissen:

»Sag mir eins, und sei bitte ehrlich: Warst du schon entschlossen, ein Pirat zu werden, bevor wir uns wiedergesehen haben?«

»Natürlich! Eigentlich war ich es schon.«

»Und könnte meine Anwesenheit dazu beitragen, daß du dieses Geschäft eines Tages aufgibst?«

»Wahrscheinlich.« Der Junge deutete auf seinen Vater. »Jetzt habe ich zwei gute Gründe, mich zurückzuziehen, wenn ich genug Geld zusammen habe.«

»Gut!« sagte das Mädchen. »In diesem Fall denke ich, daß du recht hast und wir nicht mehr darüber sprechen sollten.« Sie blickte ihren Vater von der Seite an. »Unsere Aufgabe wird sein, dir den Aufenthalt an Land so angenehm zu gestalten, daß du die Lust verlierst, wieder in See zu stechen.« Sie hob den Pokal: »Auf den jüngsten Piratenkapitän der Geschichte!«

Lucas Castano unterbrach sie.

»Mach lieber den gerissensten daraus. Der jüngste Kapitän in der Geschichte war Mombars.«

»Der Todesengel?« fragte Sebastian überrascht.

»Genau der«, bestätigte der Panamese. »Mit achtzehn Jahren gehörte ihm schon ein Schiff, und er hatte höchstpersönlich über vierzig Menschen umgebracht. Schon damals war er ein Monster, mit buschigen pechschwarzen Augenbrauen und langem, braunem Kraushaar. Er sah aus wie ein Dämon aus der Unterwelt. Er trank nicht, spielte nicht, und auch Frauen rührte er nicht an. Seine Besatzung bestand fast ausschließlich aus den wildesten Indios der Region. Sein größtes Vergnügen bestand darin, einen Gefangenen aufzuschlitzen und seine Eingeweide an einen Baum zu nageln. Dann mußte der Mann losrennen, während sich seine Gedärme entrollten wie eine Schlange.«

»Gütiger Gott!« entsetzte sich das Mädchen und stellte den Pokal erneut mit zitternder Hand auf das Tischtuch. »Solche Menschen kann es doch nicht geben!«

»Und ob es die gibt!« beharrte der Panamese. »Genau so ist Mombars. Und L'Olonnois steht ihm in nicht viel nach. Beide sind sie verrückt, aber der Todesengel schießt den Vogel ab.«

»Gestern nacht hat mir eine Dirne vorgeschlagen, auf seinem Schiff anzuheuern.«

Lucas Castano schaute ihn ungläubig an:

»Soweit ich weiß, hat er sich an einen geheimen Ort zurückgezogen. Es geht sogar das Gerücht um,

daß die Wilden ihn gefressen haben. So ist es L'Olonnois auf der Insel Baru ergangen. Bist du sicher, daß sie Mombars gemeint hat?«

»Das hat sie. Offensichtlich braucht er einen guten Navigator und ist bereit, dafür ein Vermögen auszugeben.«

»Das trifft sich nicht schlecht«, räumte der Panamese nachdenklich ein. »Mombars' Problem ist immer die Navigation gewesen. Weder er noch seine verdammten Wilden haben auch nur einen Schimmer, wie man eine Seekarte liest.« Fast flüsternd, als fürchtete er, daß ihn jemand hören könnte, fuhr er fort: »Da geht es ihm wie L'Olonnois. Der hat im Lauf seines Lebens nicht weniger als vier Schiffbrüche erlitten und dabei zahlreiche Männer und viele Millionen verloren. Macht eigentlich Sinn: Wenn Mombars sich dazu entschließt, sein Versteck zu verlassen und wieder aktiv zu werden, dann braucht er zunächst mal einen guten Navigator. Und wenn er einen braucht, dann ist Port-Royal der beste Ort, um einen zu finden. Das wäre ja phantastisch!«

»Was ist daran phantastisch, wenn er so ein sadistischer Mörder ist, wie du sagst?« wollte Celeste Heredia ein wenig verwirrt wissen.

Lucas Castano blickte sie an, als ob er sie nicht gehört hätte. Sein Geist war weit weg, in irgendeine Idee vertieft, die ihm fortwährend im Kopf herum-

ging, und als er schließlich in die Wirklichkeit zurückkehrte, schenkte er ihr ein seltsames Lächeln.

»Entschuldige! Ich war mit den Gedanken ganz woanders!«

Er nahm einen tiefen Schluck, bevor er im gleichen vertraulichen Ton fortfuhr: »Phantastisch daran ist, daß Mombars nur ans Töten, Foltern und Verstümmeln denkt. Daher hat er niemals auch nur einen Heller seines Beuteanteils verschleudert. Es heißt, daß der Ballast seines Schiffs aus peruanischen Silberbarren besteht. Trompeten, Boiler, Geschirr und Türgriffe sollen sogar aus purem Gold sein. Leute, die an Bord gewesen sind, beteuern, daß die Ira de Dios in Wahrheit ein schwimmender Märchenpalast ist.«

»Was willst du damit andeuten?« fragte Miguel Heredia. »Denkst du vielleicht daran, ihn zu berauben?«

»Wer einen Verbrecher beraubt, bekommt hundert Jahre Ablaß«, lautete die belustigte Antwort. »Und eine Flotte anzugreifen, die über dreitausend Kanonen geladen hat, ist viel gefährlicher, als es mit einem einzigen Schiff aufzunehmen, dessen Kapitän geistig nur in der Lage ist zu zerstören, und in Panama landet, wenn er nach Kuba will.«

»Du bist verrückt!«

»Verrückt?« gab der Panamese zurück. »Natürlich!

Jeder, der ein Geschäft betreibt, das ihn früher oder später an den Galgen bringt, muß verrückt sein.« Er beugte sich vor, und sein Ton wurde drängender: »Überlegt euch doch nur einen Augenblick lang, ob wir nicht eine Möglichkeit finden können, diesem Idioten eine Falle zu stellen... Das wäre so, als fiel uns die halbe Flotte in die Hände.«

»Was weißt du von ihm?« wollte Celeste mit beunruhigendem Interesse wissen.

»Sicher ist nur, daß er aus einer Aristokratenfamilie im Languedoc stammt. Als Kind hat er Bartolome de las Casas gelesen und war danach überzeugt, daß alle Spanier Ungeheuer sein mußten, die aus Zerstreuung Indios vierteilen ließen. Das hat ihm offenbar den Geist verwirrt, und bald ist er mit einem Onkel, der Korsar war, aufs Meer hinausgefahren und hat aller Welt verkündet, er sei der >Todesengel<, dem Gott befohlen habe, die Spanier zu vernichten. Daher sein Name und der seines Schiffs.«

»Der >Todesengel< auf der Zorn Gottes!« murmelte Miguel Heredia sichtlich beeindruckt. »Und einen solchen Kerl willst du betrügen? Du mußt lebensmüde sein!«

»Hör mal...!« gab Lucas Castano zurück, ohne die Ruhe zu verlieren. »Das Leben hat mich gelehrt, daß sich ein >Todesengel< oft leichter betrügen läßt als ein armer Teufel, denn der arme Teufel ist stets dar-

auf gefaßt, daß man ihn betrügen könnte, während das einem >Todesengel< nicht einmal im Traum einfallen würde. Hier ist nicht Gewalt, sondern List gefragt.« Er deutete vielsagend auf Sebastián. »Und darin bist du immer ein wahrer Meister gewesen, hier auf der Jacare.«

Nachdem er all seinen »Besitz« gegen einen schlichten Kreditbrief des jüdischen Geldverleihers Samuel eingetauscht hatte, kehrte Don Hernando Pedrarias Gotarredona nach Cumaná zurück, wo er befriedigt feststellte, daß sein getreuer Sekretär Lautario Espinosa alle Anweisungen genauestens befolgt hatte. Im nahen Golf von Paria lag eine stolze Brigg vor Anker, bewaffnet mit 32 vierundzwanzigpfündigen und 28 sechsunddreißigpfündigen Kanonen.

Ihr Kapitän, João de Oliveira, ein schielender und sehr schmutziger Mann aus Lissabon, war bekannter unter dem Namen Tiradentes, da er die Gewohnheit hatte, eine schwere Verfehlung damit zu bestrafen, daß er dem Missetäter einen Zahn zog. An der Küste Brasiliens genoß er einen gewissen Ruf, weniger seiner Heldentaten wegen, sondern vielmehr, weil er der erste »Christ« war, der geradezu eine Sucht entwickelte, die bitteren Blätter zu kauen, mit denen die Indios der Anden Hunger- und Durstgefühle bekämpften. Tiradentes hatte im Bordell von Candela Fierro sein Quartier aufgeschlagen, weil er an Land keinen Schlaf fand, wenn er nicht wenigstens drei Huren im Bett hatte. Als der Ex-Gesandte der Casa de Contratación von Sevilla bei ihm auftauchte, mußte er die Mädchen förmlich mit Tritten aus dem Zimmer treiben und fand nichts dabei, noch splitter-

nackt geräuschvoll in ein Becken zu urinieren.

»Ich versichere Euch, die Botafumeiro ist wahrscheinlich das beste Schiff auf dieser Seite des Ozeans.«

»Besser als die Jacare?« wollte Don Hernando sofort wissen. Er beugte sich aus dem Fenster und betrachtete den Fluß, um das schamlose Schauspiel hinter seinem Rücken nicht mit ansehen zu müssen.

»Ich kenne die Jacare nicht«, entgegnete der Portugiese, während er sich in aller Gemächlichkeit ankleidete. »Aber wie ich gehört habe, segelte sie mit allen Winden gut. Das kann ich auch, aber meine Feuerkraft ist doppelt so groß.« Er ließ ein Rülpsen hören, das nach billigem Fusel stank. »Der Zustand meiner Besatzung ist allerdings prekär. Ich brauche Leute.«

»Wie viele?«

»Mindestens achtzig. Vor allem Männer für Segel und Geschütze.«

»Ich glaube nicht, daß wir die in Cumaná finden werden.«

»Natürlich nicht!« bestätigte Tiradentes, zog sich die Stiefel an und sprang auf die Beine. »Das habe ich schon versucht, aber es gibt nur zwei Häfen, in denen man eine gute Mannschaft anheuern kann: Tortuga und Port-Royal. Ich persönlich bin für Tortuga.«

Die bloße Erwähnung der kleinen Insel, auf der sich pro Quadratmeter die meisten Todfeinde der Casa de Contratación von Sevilla aufhielten, war schon genug, Don Hernando Pedrarias den Magen umzudrehen. Er starrte in das spöttische Lächeln eines abstoßenden Mannes, dessen riesige Zähne die Kokablätter für immer schwarz gefärbt hatten.

»Tortuga?« wiederholte er sichtlich beunruhigt. »Haltet Ihr es für ratsam, dort vor Anker zu gehen, wo unsere Mission darin besteht, ein Piratenschiff zu verfolgen und zu vernichten?«

Der andere spuckte in das Urinbecken, ohne das fast beleidigende Lächeln abzustellen.

»Port-Royal wäre schlimmer! Alle, die vor Tortuga ankern, wären glücklich, sich gegenseitig beim geringsten Anlaß zu versenken, und kein Pirat wird den Tod eines Jacare Jack beklagen. Im Gegenteil: Sie würden auf seinem Grab tanzen. Gehen wir einen trinken.«

Dankbar begrüßte Don Hernando Pedrarias die Gelegenheit, das Zimmer, in dem es nach Schweiß, Wollust und Urin roch, verlassen zu können. Als sie im Schatten eines Samanbaums Platz nahmen, dessen Wurzeln der Fluß Manzanares umspülte, ging es ihm schon wieder besser.

Einen Augenblick lang schoß ihm jener andere Manzanares bei Madrid durch den Kopf, in dem er

als Junge des öfteren mit den Söhnen des Herzogs von Alhumada gebadet hatte, und er mußte sich fragen, wie er nur so tief hatte sinken können.

Der Portugiese schien zu begreifen, daß der andere Zeit zum Nachdenken brauchte. Nach längerem Schweigen fragte Don Hernando mißmutig:

»Was ist, wenn sie mich in Tortuga an Bord entdecken?«

»Dann eröffnen sie das Feuer auf die Botafumeiro«, kam es rasch zurück. »Aber deswegen braucht Ihr Euch keine Sorgen zu machen, denn ich bin dort der einzige, der weiß, wer Ihr seid. Sobald Ihr an Bord kommt, müßt Ihr Euren Namen ändern.«

»Meinen Namen kann ich wohl ändern, aber nicht den Akzent. Ich spreche nur Spanisch.«

»Wahrscheinlich wimmelt es in Tortuga nur so vor spanischen Renegaten. Die meisten Steuermänner sind abtrünnige Spanier, denn sonst kämen sie in diesem Archipel nicht zurecht. Sie sind praktisch die einzigen, die Zugang zu den Seekarten der Casa hatten.«

Die berühmten Seekarten oder Routenbücher, auf denen Winde, Strömungen und gefährliche Untiefen der Karibischen See verzeichnet waren, zählten verständlicherweise zu den besonders eifersüchtig gehüteten Geheimnissen ihrer Zeit. Eine lange Abfolge erfahrener Kartographen hatte diese Routenbücher

mit unendlicher Geduld auf der Grundlage der zahllosen, unschätzbar wertvollen Daten zusammengetragen, die ihnen die spanischen Seefahrer in andert-halb Jahrhunderten Navigation an den unbekanntem und gefährlichen Küsten der Neuen Welt zur Verfügung gestellt hatten.

Die Navigatorenschule der Casa de Contratación war die einzige Einrichtung, die per Dekret ungehinderten Zugang zu diesem unschätzbar wertvollen Archiv hatte. Ein Navigator, der sich die wesentlichen Informationen dieser Routenbücher im Gedächtnis einprägen konnte, war daher zweifellos ein privilegierter Mann, für dessen Dienste bisweilen astronomische Summen gezahlt wurden.

Ohne die Hilfe eines solchen Mannes riskierte selbst der beste Kapitän, mitten in der Nacht auf eine der unzähligen kleinen Inseln aufzulaufen, die kreuz und quer in der gesamten Karibik verstreut waren. Korallenriffe versenkten wesentlich mehr Piratenschiffe als die Kriegsschiffe der Krone.

Einen Navigator »der Casa« an Bord zu haben war die beste Lebensversicherung, und ein Ausrüster, der auf die Dienste eines solchen Mannes zählen konnte, hatte eine wesentlich größere Aussicht, eine gute Besatzung zusammenzustellen, als einer, der sich mit einem Abenteurer begnügen mußte, der bei der geringsten Unachtsamkeit auf ein Riff laufen konnte.

»Ich werde Seine Exzellenz darum bitten, uns einen guten Navigator zur Verfügung zu stellen«, schlug Pedrarias nach einer Weile vor. »So wie ich das sehe, kommen wir sonst nicht weiter.«

»Großartige Idee. Ich habe gar nicht gewagt, sie Euch vorzuschlagen«, erwiderte der Portugiese. »Ein Mann der Küste gibt nicht gern seine Grenzen zu, aber ehrlich gesagt, in der Karibik fühle ich mich verloren.«

Seine Exzellenz Don Cayetano Miranda Portocarreo verspürte wenig Lust, seinen ehemaligen Untergebenen zu empfangen, entschied sich dann aber auf dessen Drängen doch, ihm einige Minuten seiner kostbaren Zeit zu opfern.

»Martin Prieto ist der einzige Navigator, der im Augenblick zur Verfügung steht, ein ehrenwerter Familienvater, auf den ich nicht verzichten kann. Schon gar nicht kann ich ihn verpflichten, an einem schmutzigen Piratenabenteuer teilzunehmen. Ihr werdet verstehen, daß ich Euch auch keine Routenbücher zur Verfügung stellen kann. Sie könnten schließlich in schlechte Hände fallen.« Wie es seine Gewohnheit war, blickte er auf das Bildnis von Monsignore Rodrigo de Fonseca, und fügte nach langem Nachdenken hinzu: »Ich kann Euch höchstens den Zutritt zur Krypta gestatten und Martin Prieto darum bitten, daß er Euch über die wichtig-

sten Routen informiert. Aber eines muß Euch klar sein: Ihr dürft nichts aufschreiben und müßt mir Euer Ehrenwort geben, daß Ihr nichts von dem, was man Euch dort zeigt, einem anderen weitergeben werdet.«

Die Krypta war ein großer, in das Felsfundament der Festung San Antonio gehauener Saal, der so hermetisch abgeschlossen war, daß man schon tonnenweise Sprengstoff gebraucht hätte, um ihn auf anderem Wege zu betreten als über eine Wendeltreppe, die durch zwei schwere Eisengitter und eine massive Holzpforte führte. Ein Soldat, der Tag und Nacht am Eingang Posten stand, hatte den strikten Befehl, das Archiv in Brand zu stecken, falls auch nur die leiseste Gefahr bestand, es könne in feindliche Hände fallen.

Im Archiv herrschte eine trockene Luft mit stets gleichbleibender Temperatur, um die unschätzbaren wertvollen Dokumente vor Fäulnis zu bewahren. Jedesmal, wenn der strenge Martin Prieto eintrat, um ein Buch zu entnehmen, erhellte der Wächter mit einer Kerze den Raum, ohne auch nur einen Augenblick die Schwelle zu verlassen, und wachte streng darüber, daß der Navigator nur jeweils eine Seekarte oder ein Routenbuch mit nach draußen nahm.

Zehn Meter höher und wieder bei Tageslicht, nahmen der Navigator und Hernando Pedrarias an ei-

nem langen Tisch Platz. Mit Hilfe einer großen Vogelfeder erklärte der eine dem anderen die Merkmale der Karten und Bücher, die er dabei kaum berührte.

Den stets finster dreinblickenden Martin Prieto schien die Anwesenheit des Ex-Gesandten der Casa in gewisser Weise abzustoßen. Der Karibikexperte, der seine Lektionen auch mit geschlossenen Augen hätte erteilen können, gab sich alle Mühe, seine immensen Kenntnisse einem Neuling einzutrichern, der kaum Steuer- von Backbord unterscheiden konnte, aber sehr wohl wußte, daß er um sein Leben lernete, und dessen graue Zellen sich daher alle Mühe gaben, diesen riesigen Berg an Kenntnissen zu verarbeiten.

Wie viele Hunderte von Inseln, Inselchen und gefährlichen Riffen es zwischen den Bahamas und Tobago oder zwischen Tampico und Martinique gab, wie groß Kuba war oder welche Winde und Strömungen die Mona-Passage zwischen Puerto Rico und Hispaniola je nach Jahreszeit beherrschten: Das alles waren Daten, die in wenigen Tagen kaum zu behalten waren, und manchmal glaubte Don Hernando Pedrarias, daß ihm der Schädel platzte.

»Wie lange habt Ihr gebraucht, um dies alles zu lernen?« fragte er Martin Prieto eines Nachts nach einer erschöpfenden Sitzung, die 15 Stunden gedauert hatte.

»Ich lerne noch immer«, lautete die ehrliche Antwort eines Mannes, der dreißig Jahre seines Lebens dem Studium gewidmet hatte. »Noch heute fühle ich mich nicht in der Lage, innerhalb der Jungferninseln zu segeln, ohne bei Anbruch der Nacht beizudrehen.«

»Wenn das so ist, was kann ich dann in zwei Wochen lernen?«

Kein Wunder, daß er keine Antwort erhielt. Nicht einmal der fähigste Schüler hätte sich in einer so kurzen Zeit mehr als nur einen flüchtigen Eindruck von den wahren Umrissen der Karibik oder den Längen- und Breitengraden der großen Inseln verschaffen können. Als Don Hernando Pedrarias daher schließlich in das Bordell von Candela Fierro zurückkehrte, war er fest davon überzeugt, nunmehr noch weniger als vorher über diesen Winkel der Welt zu wissen, in dem er lebte.

Als er dem Portugiesen gegenübertrat, bemühte er sich dennoch, unverzagt zu wirken.

»Im Augenblick habe ich eine ziemlich klare Vorstellung davon, wie wir nach Tortuga kommen. Danach werden wir weitersehen.«

Drei Tage später lichteten sie die Anker. Als sie durch die Dragon-Passage zwischen Trinidad und dem Festland segelten, beschlich den Ex-Gesandten der Casa de Contratación der Verdacht, daß João de

Oliveira noch stark untertrieben hatte, als er den Zustand der Besatzung seines mächtigen Schiffs als »prekär« bezeichnete.

Die 41 unterernährt wirkenden Männer waren mit der schweren Takelage völlig überfordert, als sie in die heftigen Ozeanwinde gerieten. Unterdessen mühte sich ein rachitischer Mann am Steuer, das Schiff auf Kurs zu halten. Den übelriechenden Kapitän Tiradentes schien das alles aber nicht zu kratzen, sondern eher zu amüsieren. Nachdem er eine Prise Koka ausgespuckt hatte, bellte er mit sichtlicher Ironie:

»Nur Mut, ihr Hurensöhne! Wenn wir jetzt auf die Jacare stoßen, versenkt die uns mit ein paar Fürzen!«

Anschließend brach er in schallendes Gelächter aus, als wäre die Tatsache, daß das mächtige Schiff jeden Augenblick auf die Riffe der Punta las Penas auflaufen konnte, für ihn nur ein amüsanter Witz. Don Hernando Pedrarias konnte sich einen bitteren Blick auf den Bugspriet nicht verkneifen, während er sich vorstellte, wie sein Kopf wohl nach dem dritten Tag am Galgen aussehen würde.

»Verfluchte Celeste!« murmelte er immer wieder. »Tausendmal verflucht sollst du sein!«

Kurz danach mußte er sich über die Reling beugen und alles von sich geben, was er in den letzten Stunden zu sich genommen hatte. Danach zog er sich in

seine enge Koje zurück. Es war ihm ziemlich egal geworden, ob die Brigg plötzlich kentern und ihn für immer auf den Grund des Ozeans schicken würde.

João de Oliveira entschloß sich klugerweise dazu, um Inseln und Riffe einen großen Bogen zu machen. Er steuerte beharrlich einen Nordwestkurs und mied die Routen der Handels- und Piratenschiffe. Nur zu gut wußte er, daß er mit seiner spärlichen Besatzung einem Angriff wenig entgegenzusetzen hatte, egal, wie groß der Tiefgang und die Bewaffnung des Gegners war.

Unter keinen Umständen hätte der Kapitän dem neuen Herrn der Botafumeiro gestanden, daß der »prekäre« Zustand seiner Besatzung darauf zurückzuführen war, daß drei Viertel kurze Zeit zuvor am Dengue-Fieber gestorben waren. Nicht einmal der verzweifeltste Mann hätte unter diesen Umständen den Mut besessen, in See zu stechen.

Und jetzt wagte sich Kapitän Tiradentes ohne Navigator, mit nur wenigen Marsgasten, ohne einen einzigen Toppsgast und mit einem unfähigen Mann am Steuer, der Schlangenlinien fuhr, in eine Karibische See, die ihm völlig unbekannt war, auf der Suche nach einer Insel, von der man in allen Häfen der Welt sprach, von deren genauer Position er jedoch keinen blassen Schimmer hatte.

»Im Norden von Hispaniola«, hatte man ihm ge-

sagt.

Na schön. Aber wo genau lag dieses Hispaniola?

Zwei Jahre zuvor hatte der schmierige João de Oliveira – wie unzählige Söldnerkapitäne vor ihm – einen krassen Fehler begangen und zu einem sicherlich überhöhten Preis eine angeblich echte Seekarte erworben, auf der die Antillen exakt verzeichnet waren. Doch bald mußte er feststellen, daß er sich eine plumpe Fälschung eingehandelt hatte, oder, was noch schlimmer war, eine »spanische Fälschung«, die ihn geradewegs ins Verderben schicken konnte.

Schon seit langer Zeit hatte die Casa de Contratación nämlich die üble Angewohnheit, von Zeit zu Zeit falsche Seekarten und Routenbücher auf den »Markt« zu werfen, die in die Hände von Piraten und Korsaren fallen sollten. Wenn diese den ausgeklügelten Anweisungen folgten, zerschellten sie früher oder später auf einem der so gefürchteten Riffe.

Nur die besten spanischen Navigatoren konnten solche »Fallen« auf Anhieb entlarven. Das war der Grund, warum die »Renegaten« auf dem chaotischen Arbeitsmarkt der aktiven Seeräuberei so astronomisch hohe Summen kassierten.

Kapitän Tiradentes hatte zwar eine Karte, auf der die genaue Lage von Hispaniola und Puerto Rico verzeichnet war, doch hätte er niemals seine Hand dafür ins Feuer gelegt, daß besagte Inseln tatsächlich

innerhalb der angegebenen Längen- und Breitengrade lagen.

Als ihm also Don Hernando Pedrarias mit absoluter Sicherheit bestätigte, daß zwischen der Punta de Penas und dem im Nordwesten liegenden Puerto Rico nur tiefe See lag, befahl er diesen Kurs und hoffte geduldig, daß vor seinem Bug schließlich eine ferne Küste auftauchen würde.

Trotzdem ließ er den Ausguck im Mastkorb und am Davit nie unbemannt, und bei Anbruch der Nacht befahl er, das Großsegel zu reffen, und fuhr lediglich mit dem Focksegel weiter. Alle Lichter an Bord waren gelöscht und alles lauschte gespannt in die Nacht hinaus, um jedes Geräusch, das nach Brandung klang, zu entdecken.

In der vierten Nacht, in der absolute Stille und Finsternis herrschten, erhellten plötzlich immer mehr Sterne den Horizont. Schnell mußte Kapitän Oliveira verblüfft feststellen, daß es sich dabei keinesfalls um Sterne handelte, sondern um Hunderte von besorgniserregenden Lichtern, die mit bemerkenswerter Geschwindigkeit auf seine Steuerbordseite zukamen.

»São Bento, hilf!« rief er entgeistert aus. »Die Flotte!«

In der Tat konnte es sich nur um die mächtige spanische Flotte handeln, die in diesem Jahr mit Verspätung Sevilla verlassen hatte und im Konvoi, ihres

Kurses und ihrer Stärke gewiß, nach San Juan de Puerto Rico segelte, von wo aus sie später Südkurs nach Cartagena de Indias einschlagen würde.

Die Flotte!

Die komplette Mannschaft der Botafumeiro betrachtete fasziniert von der Luvreling aus das stolze Schauspiel, das die majestätische Armada bot, und einige Augenblicke lang fühlte sogar Hernando Pedrarias selbst einen gehörigen Stolz, in einem Land geboren zu sein, das zu einer solchen militärischen Machtdemonstration fähig war.

Schließlich wandte er sich an den Portugiesen, der in kurzen Abständen Flüche ausstieß, ohne dabei auch nur einen Augenblick darauf zu verzichten, seine Kokablätter weiterzukauen, und fragte ihn:

»Was gedenkt Ihr zu tun?«

»Zwischen ihnen zu kreuzen«, tönte es entschlossen zurück.

»Zwischen dieser Unmenge von Schiffen zu kreuzen?« rief er aus. »Seid Ihr verrückt geworden? Sie werden uns entern.«

»Nicht, wenn wir geschickt manövrieren. Ich habe nicht genügend Leute, um alle Segel zu setzen, Fahrt aufzunehmen und sie hinter uns zu lassen.« Er spuckte über die Reling. »Und wenn wir unseren jetzigen Kurs halten, überrollen sie uns einfach.« Er wandte sich an den Mann am Steuerrad, der in der

Dunkelheit kaum auszumachen war. »Hart Steuerbord! Und ihr dort, Groß- und Besansegel setzen.« Und als sich die Männer schon entfernten, fügte er mit schallendem Gelächter hinzu: »Und macht sicherheitshalber die Rettungsboote los!«

So brisant die Situation auch war und so sehr ihn schon seit der ersten Begegnung der Mann aus Lissabon anwiderte, Don Hernando Pedrarias konnte nicht umhin, die absolute Kaltblütigkeit des Kapitäns zu bewundern, den es offensichtlich kolossal amüsierte, auf eine Unmenge riesiger Schiffe zuzusteuern, die wie blinde Büffel vorwärts stürmten. Er mußte ihnen in finsterner Nacht ausweichen, und dabei konnte er lediglich auf seine eigene Geschicklichkeit und eine Handvoll halbgenesener Männer zählen, die kaum ausreichten, um auch nur die Hälfte der Segel zu setzen.

»Drei Mann ans Steuer!« rief er, als seine eigene Galionsfigur nur noch eine knappe Meile von den Galionsfiguren der Vorhut trennte. »Zwei Grad Backbord! Alle Segel anziehen!«

Der erfahrene Kapitän João de Oliveira wußte, daß die schwere Flotte wie gewöhnlich mit allen Segeln fuhr, um die Rückenwinde zu nutzen. In ihrem Windschatten würde er praktisch nicht mehr von der Stelle kommen. Daher beschloß er, mehr Fahrt zu machen, solange er noch genügend Wind dazu hatte,

um sich selbst auf die ankommenden Schiffe zu stürzen, nicht frontal, sondern im Winkel von etwa 40 Grad im Verhältnis zu den Positionslichtern der ersten Linie.

Auf diese Weise wurde einerseits zwar das Risiko eines Zusammenstoßes beträchtlich größer, wenn der Kapitän in der Dunkelheit die wahre Länge der Galeonen, zwischen denen er kreuzen wollte, nicht rechtzeitig erkannte, andererseits behielt er damit eine gewisse Kontrolle über die Botafumeiro, die ansonsten wie ein im Wasser treibender Korken hilflos den Fregatten des Begleitschutzes aus der zweiten und dritten Linie ausgeliefert gewesen wäre, die sie im Handumdrehen in Stücke geschossen hätten.

Die Davitwachen eines so großen Flottenverbands waren logischerweise vor allem damit beschäftigt, den vorgeschriebenen Abstand zu den Positionslichtern der übrigen Schiffe zu halten und den Steuermännern die Kursänderungen zuzurufen. Im übrigen vertrauten sie darauf, daß sie auf kein Hindernis stoßen konnten, solange sie ihrem Flaggschiff blind folgten.

Daß da plötzlich eine Brigg aus der Finsternis auftauchte, traf die Wachen daher völlig unvorbereitet. So sehr sich das Schiff auch bemühen konnte, der Flotte auszuweichen, ein Desaster innerhalb des Verbands, in dem kein nicht vorher von Signalen

angekündigtes Manöver möglich war, schien nahezu unausweichlich.

Während die Minuten verstrichen und die Entfernung zur Flotte schrumpfte, gewann die Botafumeiro an Fahrt und stürzte sich wie ein Blitz auf das erste der Lichter. An Bord schlugen inzwischen alle Herzen bis zum Hals, denn beim kleinsten Fehler würde die Botafumeiro unweigerlich ein massives Handelsschiff rammen, das ihr an Tonnage um das Doppelte überlegen war.

Nur eine knappe halbe Meile lag zwischen den Bordseiten der Flottenschiffe, ebenso groß war der Abstand zwischen den Linien: nicht gerade berauschend viel Platz, um auf offener See zu manövrieren, besonders dann nicht, wenn man die Länge der jeweiligen Schiffe in der Dunkelheit schätzen mußte.

»Ein Grad Backbord!« befahl der Lissaboner schließlich. »Die Taue fest anziehen!«

Im letzten Augenblick öffnete João de Oliveira den Winkel etwas weiter und ließ ein großes, über acht Meter hohes Schiff in seinem Kielwasser passieren, wobei der Klüverbaum des Spaniers fast den Achtersteven der Botafumeiro streifte. Nun steuerte er die Botafumeiro direkt auf die mittleren Positionslichter des zweiten Schiffs zu. Bis er es erreicht hätte, würde dieses ihn überholt haben. Als er den schwachen Schein der großen Achterlaternen ausmachen konn-

te, wußte er, daß die Gefahr für den Augenblick gebannt war. Nachdem er wieder einmal ausgespuckt hatte, murmelte er:

»Steuer geradeaus!«

Hastig ließen die vier Männer das Steuerrad kreisen. Kurz darauf schrie der Portugiese aus vollem Halse:

»Nach zwei Minuten volle Wende Steuerbord! Paßt auf die Mastbäume auf!«

Der Befehl ging von Mund zu Mund.

Alle an Bord, der kränkliche schwarze Koch eingeschlossen, beeilten sich, den Befehl auszuführen. Sie wußten, daß es um ihr Leben ging, und so drehte sich die Brigg bald wie eine elegante Ballerina um sich selbst.

Das ganze Manöver spielte sich in dem Zwischenraum ab, den sich zwei Fregatten der zweiten Linie ließen.

Bis sie von neuem den nunmehr von Backbord kommenden Wind eingefangen und das Manöver in entgegengesetzter Richtung wiederholt hatten, verging beängstigend viel Zeit, und aus der Angst wurde Panik, als ein Wachposten auf einer der Fregatten etwas Ungewöhnliches zu bemerken schien und Alarm gab.

Fast unmittelbar darauf begannen die Kanonen zu donnern. Es waren allerdings nur warnende Pulver-

salven, denn mit gezieltem Kreuzfeuer hätten sich die Schiffe der Flotte bei ihrer Formation gegenseitig versenkt.

Im Schein des Mündungsfeuers zeichnete sich nunmehr die Botafumeiro ab, die von neuem vor dem Bug eines der Kriegsschiffe aus der dritten Reihe zu kreuzen begann, und kaum hatte sie damit begonnen, feuerte die riesige Galeone, welche die Formation abschloß und wie ein Schäferhund ihre Herde vor sich her zu treiben schien, eine regelrechte Breitseite, die um ein Haar auf dem Deck der Botafumeiro eingeschlagen hätte, die sich wie ein Hase auf der Flucht in die Nacht bewegte.

Knapp zehn Minuten lang verfolgte das riesige Schiff die flüchtende Botafumeiro und deckte sie mit einem ohrenbetäubenden Geschützfeuer ein. Bald jedoch mußte der Spanier eingesehen haben, daß die Beute den Aufwand nicht lohnte. Daher ging er bald Backbord, um seine ursprüngliche Position am Ende der Flotte wieder einzunehmen.

»Gott sei uns gnädig!« rief Don Hernando Pedrarias aus, als er seine Stimme wiedererlangt hatte und ihm die Beine nicht mehr zitterten. »Das war die Cagafuego!«

»Die Cagafuego?« fragte João de Oliveira erstaunt. »Ich dachte, die ist im Pazifik und schützt die Philippinenroute.«

»Sie ist vor einem Jahr zurückgekehrt.«

»Gut zu wissen, auf daß wir nicht noch einmal den Weg dieser Bestie kreuzen! Beinahe hätte sie uns das Licht ausgeblasen.«

Cagafuego war der Spitzname, den die Piraten gewöhnlich dem bestbewaffneten Schiff der spanischen Flotte gaben. Meistens war das eine Galeone mit über neunzig Kanonen und 500 Mann Besatzung.

Eine Stunde später verloren sich die Lichter der Flotte in der Ferne, und die Botafumeiro ging wieder auf ihren ursprünglichen Kurs zurück. Jetzt allerdings gab der Portugiese nicht den Befehl, die Segel anzuziehen, sondern folgte einfach dem Kielwasser der Flotte. Wenn die spanischen Steuermänner sicher waren, daß ihnen in diesen Gewässern bei Nacht keine Gefahr drohte, dann galt dies auch für das Schiff des Portugiesen.

Zwei Tage später passierten sie bei Tagesanbruch die Mona-Passage zwischen Puerto Rico und Santo Domingo. Ohne Hast segelten sie nunmehr die Küste von Hispaniola entlang, bis sie schließlich am folgenden Morgen in einen tiefen Hafen einliefen. Die aufmerksamen Augen der Wachposten verfolgten sie von der uneinnehmbaren Festung aus, deren Errichtung »Gouverneur« Le Vasseur vor einem halben Jahrhundert am gleichen Tag befohlen hatte,

an dem ihn die Spanier aus Santo Domingo vertrieben hatten.

An Tortuga war die lange Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Die einst strahlende Festung der Bukaniere, in der das Gold der Piraten und Korsaren einst in Strömen floß und wahre Heerscharen von Huren und Glücksrittern ernährte, verfiel ebenso rasant wie das pulsierende Port-Royal zu florieren begann.

Tortuga war nun einmal kaum mehr als ein kahler Felsen in Sichtweite einer von spanischen Truppen beherrschten Küste, während sich auf Jamaika die Engländer so festgesetzt hatten, daß sie nicht einmal die Spanier mehr vertreiben konnten.

Eine Welt des Verfalls konnte gelegentlich ihren eigenen Charme besitzen, besonders dann, wenn sie auf eine glorreiche Vergangenheit zurückblicken konnte. Doch unter den Helden der Vergangenheit Tortugas hatte es nur blutdürstige Mörder gegeben, und unter den Heldinnen gab es keine, die nicht in tausend Betten geschlafen hatte. So boten Gebäude, Menschen, ja sogar Festungen lediglich den traurigen Anblick des vorzeitigen Ruins.

Gerade mal ein halbes Dutzend Schiffe verlor sich in der weiten Bucht, und schon auf den ersten Blick konnte man erkennen, daß es keine Handelsschiffe mit wertvoller Fracht waren, die man gegen Zucker

und Rum hätte eintauschen können, und auch keine stolzen Korsarenschiffe, die bereit waren, gegen die Spanier zu kämpfen, sondern lediglich Küstensegler ohne großen Tiefgang. Mit diesen Schiffen überfielen die Bukaniere Hispaniola und kehrten von dort blutbefleckt zurück, die Schiffe bis zur Reling voll mit toten Schweinen.

Das geräucherte Fleisch, das bei den Schiffsbesatzungen als schmackhafter Proviant so beliebt war, luden die Jäger dann wieder auf ihre Schiffe und setzten Kurs auf Jamaika. Drei Tage später kamen sie dort an, verkauften ihre Ware und verschleuderten ihren Gewinn in den Bordellen und Spielhöllen von Port-Royal, das ihnen den Glanz der ruhmreichen Jahre geraubt hatte.

Die meisten von ihnen kehrten niemals zurück.

Als Don Hernando Pedrarias und Kapitän Tiradentes schließlich die wurmstichige Pier betraten und ein einsamer, zahnloser und vom Skorbut befallener Bettler mit ausgestreckter Hand ein Almosen verlangte, blickten sie sich ernüchert in die Augen.

»Die Schildkröte ist alt geworden...«, kommentierte der Portugiese mit seinem ihm eigenen Sinn für Humor. »Ich denke, hier werden wir nicht finden, was wir suchen.«

Mit Sonne, Wind, Sand und Salz pflegt die Natur am häufigsten zu zerstören, was Menschenhände

aufgebaut haben, und bei dieser verfluchten Insel, die so viel unschuldiges Blut auf dem Gewissen hatte, schien diese Natur beschlossen zu haben, alle verhaßten Zeugnisse dieser traurigen Vergangenheit auszulöschen.

Die majestätische Festung Le Vasseurs fiel allmählich in Trümmer, der »Hafen« versank langsam, und die meisten der einst luxuriösen Gasthäuser, Schenken und Freudenhäuser waren kaum noch mehr als eine Ansammlung von Brettern ohne Anstrich, die seit dem letzten Hurrikan keine Fenster mehr hatten.

»Schöner Or'! Ja Seno!« konnte sich der Portugiese nicht verkneifen, indem er den Akzent des Bordkochs imitierte. »Schön und berühmt!«

Von neuem spuckte er aus, um damit auszudrücken, was er in Wahrheit von einer Insel hielt, von der man ihm schon als Kind Wunderdinge erzählt hatte. Schließlich entschloß er sich jedoch dazu, in der am besten erhaltenen Hafenschenke Platz zu nehmen. Seine schmutzige Kleidung, seine schmierigen zerzausten Haare und seine braunen Hauer paßten geradezu vorzüglich zu den schmutzigen Stühlen, den schmierigen Tischen und den braunen Nägeln der verwahrlosten Bedienung, die vor langer Zeit sicher einmal ein Piratenliebchen gewesen war.

»Was darf's denn sein?« fragte sie.

»Rum.«

»Merde«, murmelte die Wirtin sichtlich verärgert. »Rum. Immer nur Rum! Seit die verdammten Engländer diesen >Teufelstöter< erfunden haben, will kein Mensch mehr ein anständiges Gesöff haben.«

Die bittere Klage war in gewisser Weise berechtigt. Seit dem verfluchten Tag, an dem ein irischer Säufer in Barbados auf die Idee gekommen war, den Zuckersaft des Zuckerrohrs zu destillieren, hatte sich der Geschmack der Antillenbevölkerung in punkto Alkohol wie durch Zauberhand geändert.

Tatsächlich hatten manche Männer, die oft monatelang auf See waren, nichts anderes im Kopf als das starke Feuerwasser, das anfänglich kildevil oder »Teufelstöter«, später rumbullion (in etwa »Durcheinander«) und schließlich abgekürzt nur noch Rum genannt wurde. Wenn sie an Land gingen, wollten sie nur eins: sich möglichst schnell und billig zu betrinken.

Die milden, verwässerten Weine, die aus Frankreich und Spanien importiert wurden, waren nicht nur zu teuer, oft wurden sie auch auf der langen und heißen Überfahrt schal oder sauer. Ein ganz anderes Kaliber war da ein guter Krug Rum aus Westindien, der umgehend für Euphorie sorgte, ein Vorteil, der nicht zu unterschätzen war, wenn man sich mit voller Absicht betrinken wollte.

Der Rum hatte sich daher zum unangefochtenen

König aller westindischen Schenken aufgeschwungen. So kehrte die Wirtin trotz ihrer Proteste und Flüche denn auch bald mit zwei riesigen Krügen des stärksten »Teufelstöters« zurück, setzte sie so hart auf den Tisch, daß reichlich Rum überschwappte, und fragte geradezu aggressiv:

»Noch etwas?«

Der Portugiese nickte:

»Wir brauchen Männer.«

»Männer? Was für Männer?«

»Schwindelfreie Toppsgäste mit Mumm in den Knochen und erfahrene Kanoniere, die gutes Geld verdienen wollen.«

»Wenn es in diesem Drecksnest noch mutige Männer gäbe, hätten sie schon vor langer Zeit das verfluchte Port-Royal in Brand gesteckt«, murmelte das häßliche Weib und zog geräuschvoll den Rotz hoch.

»Wie hoch ist mein Anteil?«

»Eine Dublone pro Kopf.«

Die zottelige Hexe nickte zustimmend.

»Ich werde sehen, was sich machen läßt.«

Tiradentes richtete drohend den Finger auf sie.

»Aber bring mir keinen Abschaum. Ich will erfahrene Leute.«

Die Frau lachte nur und zeigte dabei ihr lückenhaftes Gebiß.

»Auf Tortuga haben sie alle Erfahrung. Aber Ab-

schaum sind sie auch alle.«

In der gleichen Nacht zeigte sie, daß sie sehr gut wußte, wovon sie sprach. Von den hundert Vagabunden, die sich in der Schenke beim Kapitän der Botafumeiro vorstellten, hatten die meisten mehr als genug Erfahrung, aber sie waren auch echter Abschaum.

Rum, Hunger, Skorbut, Syphilis und einige berauschende Pilze, die einen halb verrückt machten, hatte diese herrenlose Bande in ein Panoptikum menschlichen Abfalls verwandelt, der aber allen Enthusiasmus zeigte, die geringste Gelegenheit beim Schopf zu packen und einen kahlen Felsen zu verlassen, von dem sie sich nichts mehr erhoffen konnten.

»Die Bezahlung ist gut«, ermahnte der Portugiese einen nach dem anderen, der vor ihm Platz nahm. »Aber wenn du dich entschließt, bei mir anzuheuern, mußt du folgendes wissen: Alkohol, Pilze, Glücksspiel und Frauen sind an Bord verboten. Und bei mir gibt es nur eine einzige Strafe: Dem Missetäter reiße ich einen Zahn aus. Je schwerer das Vergehen, desto mehr Zähne. Und wenn keine Zähne mehr da sind, hänge ich ihn auf. Geh, und denk darüber nach. Wenn du mit der Arbeit und dem Reglement einverstanden bist, dann komm morgen an Bord.«

Sebastián Heredia nahm wieder die nicht uneigennützig -aber offensichtlich enthusiastisch – gewährten Dienste der roten Astrid in Anspruch. Nachdem sie sich lange Zeit im riesigen Bett der Hütte geliebt, gestreichelt und gewälzt hatten, ließen sie sich im Sand des Strands nieder, um eine der riesigen stinkenden Zigarren zu teilen, die das Mädchen so gern rauchte.

»Hast du dir meinen Vorschlag von gestern nacht noch einmal durch den Kopf gehen lassen?« wollte die Hure wissen, während sie die Millionen Sterne betrachtete, die über ihren Köpfen funkelten. »Die Sache mit Mombars?«

»Hör mal, meine Liebe...«, entgegnete der Margariteno, als wolle er sich in Geduld üben, um sich den angenehmen Augenblick nicht verderben zu lassen. »Ich habe dir schon gesagt, daß ich eine gute Arbeit an Bord eines guten Schiffs habe. Warum soll ich mir das Leben komplizieren?«

»Was ist das denn für ein Schiff?«

»Die Jacare.«

»Die Jacare?« fragte Astrid überrascht und stützte sich auf einen Ellenbogen, um ihn besser betrachten zu können. »Dieser armselige Kahn da draußen in der Bucht? Das nennst du ein >gutes Schiff<?«

»Das beste.«

»Daß ich nicht lache! Diese Nußschale versenkt die

la de Dios doch mit einer Breitseite.«

»Das muß sich erst mal zeigen!« gab Kapitän Jacare Jack herausfordernd zurück und sah ihr direkt in die Augen. »Was die Jacare ausmacht, sind nicht ihre Kanonen, sondern etwas, was kein anderes Schiff hat.«

»Und das wäre?«

»Sicherheit.« Er wies auf die Bucht hinter ihrem Rücken hinaus. »Die Jacare ist das einzige Schiff, das schon über zwanzig Jahre lang auf Jagd geht, ohne daß ihr je auch nur das Geringste passiert wäre. Hundert Kanonen an Bord helfen dir gar nichts, wenn ein einziger Felsen dein Schiff binnen Sekunden versenken kann, und das wird der Jacare niemals passieren.«

»Und warum nicht? Sie ist doch nicht unsinkbar.«

»Das nicht, Kleine. Unsinkbar ist sie nicht, aber der Alte besitzt die beste Sammlung Routenbücher der Antillen. Mit dem, was er in seiner Kajüte aufbewahrt, könnte man mit geschlossenen Augen gefahrlos bis in den letzten Winkel der Karibik segeln.«

»Wie ist er in deren Besitz gelangt?«

»Reiner Zufall! Eines Nachts hat er einen getarnten Pott geentert, auf dem man das Archiv von Sevilla dem Hafenkommendanten von San Juan schickte. Was wie eine große Kiste mit alten Büchern aussah, war in Wahrheit der größte Schatz, von dem ein Pi-

rat nur träumen kann.« Er ließ sich wieder auf den Sand fallen, als hielte er die Diskussion damit für beendet. »Aus diesem Grund wird die Jacare das beste Schiff der Antillen bleiben, bis sie irgendwann auseinanderfällt.«

»Verdammte Hure, die mich geboren hat!« rief die schamlose Rothaarige aus. »Wenn das stimmt, dann zahlt jeder Kapitän eine Million Pfund für dieses Archiv. Hast du daran noch nie gedacht?«

»Natürlich, mein Schatz! Natürlich! Aber der Alte sitzt in seiner Kajüte wie eine Glucke über den Büchern. Beim geringsten Anzeichen von Gefahr läßt er sie ins Meer fallen, denn er ist der einzige, der sie hier oben hat, in seinem Kopf.« Ein ums andere Mal tippte er sich an die Stirn. »Jahrelang hat er sie studiert, und jetzt kennt er sie auswendig. Meine Hoffnung ist, daß er sich eines Tages zur Ruhe setzt und sie mir überläßt.«

Astrid schüttelte ihre flammende Mähne.

»Er wird sie verkaufen.«

»Das bezweifle ich«, entgegnete Sebastián ungerührt. »Er weiß, wenn er sie verkauft, wird man Kopien anfertigen, und viele sind der Meinung, daß nicht jeder Idiot in der Karibik herumsegeln sollte, als würde er sie wie seine Westentasche kennen.«

»Warum nicht?«

»Du liebe Zeit! Stell dir mal vor, dein Freund

Mombars kreuzt durch die Karibik ohne Angst, irgendwo aufzulaufen? Der würde solche Schlachtfeste veranstalten, bis die Krone sich schließlich gezwungen sähe, eine richtige Flotte in die Antillen zu schicken. Nein, der Alte hat schon recht. Dieser Schatz muß in guten Händen bleiben.«

Er begann sie zu streicheln und zu küssen, um sich wieder dem Liebesspiel im Sand hinzugeben und erklärte damit die Unterhaltung definitiv für beendet. Die Rothaarige ließ ihn gewähren, zunächst in Gedanken versunken. Bald aber schloß sie sich dem erregenden Spiel mit ehrlicher Hingabe an, bis die beiden schließlich völlig erschöpft waren.

Kurze Zeit danach sprang Sebastian auf.

»Ich muß gehen! Halt mir Samstag abend frei.«

Er kehrte zum Strand zurück, wo ihn bereits Justo Figueroa erwartete. Neben ihm stand eine kleine Kutsche mit zwei ungeduldigen Pferden. Kurze Zeit darauf tauchte ein Boot aus der Finsternis auf, aus dem Celeste Heredia und ihr Vater stiegen.

Er küßte sie zärtlich und überreichte ihnen einen Schlüsselbund.

»Ihr könnt es nicht verfehlen!« sagte er ihnen zum Abschied. »Folgt einfach der Küstenstraße, bis ihr an dem abgebrannten Haus vorbeikommt. Gut zwei Meilen später werdet ihr eine große blauweiße Villa finden. Die ist es.«

»Wann kommst du uns besuchen?« wollte seine Schwester wissen.

»Sobald ich kann.«

»Wie ist es letzte Nacht gelaufen?«

»Ich habe den Köder ausgelegt. Jetzt muß sie den nächsten Schritt machen. Ich denke, wir werden bald wissen, ob sie wirklich mit Mombars in Kontakt steht oder nicht.«

»Paß gut auf dich auf!« empfahl ihm Miguel Heredia.

Sebastián tätschelte den dichten, bereits weißen Bart, den sich sein Vater in letzter Zeit hatte wachsen lassen und der ihm das Aussehen eines strengen Patriarchen verlieh.

»Mach dir keine Sorgen!« entgegnete er mit Humor. »Der einzige, der sich Gedanken machen muß, ist der alte Kapitän Jacare Jack, der das ganze Archiv im Kopf hat. Und wenn er den treffen will, muß er schon nach Aberdeen fahren.«

»Nimm die Sache nicht zu leicht«, sagte sein Vater. »Dieser Mombars ist irre, und die Irren sind stets unberechenbar.« Er blinzelte ihm zu. »Das weiß ich aus Erfahrung.«

Am Horizont war ein erster Lichtschein zu sehen. Schnell würde der Morgen anbrechen. Dann tummelten sich die »ehrbaren« Einwohner der Stadt auf den Straßen. Daher drängte er die beiden, in die Kut-

sche zu steigen.

»Vertrau mir! Ich verspreche dir, wenn die Sache zu brenzlich wird, vergesse ich die Ira de Dios und ihr goldenes Geschirr. Und jetzt los! Man soll uns lieber nicht zusammen sehen.«

Er sah zu, wie die kleine Kalesche in der Ferne verschwand, und nachdem er sich vergewissert hatte, daß sie den Weg nach Caballos Blancos eingeschlagen hatte, stieg er in das Boot, das auf ihn wartete, um an Bord der Jacare zurückzukehren.

Lucas Castano empfing ihn am Fuß der kleinen Treppe.

»Und?« wollte er wissen.

»Der Köder ist ausgelegt. Jetzt heißt es abwarten, ob der Fisch anbeißt.«

»Er wird anbeißen«, versetzte der Panamese. »Früher oder später wird er anbeißen.«

»Ein bewaffneter Mann soll vor der Tür der Kajüte Wache stehen«, befahl Sebastian. »Unauffällig, aber man muß ihn von Land aus mit einem guten Fernglas sehen können. Wir müssen den Anschein erwecken, daß sich drinnen ein Schatz verbirgt.«

»Gestern nacht hat uns Kapitän Scott wieder besucht. Er bestand darauf, den Alten zu sehen. Sie waren gute Freunde.«

»Das nächste Mal flüsterst du ihm ins Ohr, daß der Alte ihn nicht sehen will, weil er Ziegenpeter hat.«

»Mumps?« entgegnete sein Stellvertreter perplex.
»Aber das ist doch eine Kinderkrankheit!«

»Das weiß ich. Aber es heißt, wenn man sich als Erwachsener ansteckt, wird man davon unfruchtbar. Sag Kapitän Scott, daß der Alte deshalb niemanden sehen will, und ich garantiere dir, daß ihm sofort die Lust darauf vergeht.« Er schlug ihm freundschaftlich auf die Schulter. »Und jetzt leg ich mich schlafen. Rum, Tabak und die Rothaarige haben mich geschafft.«

Den ganzen Tag über ruhte er sich aus wie der Rest der Flotte, der in der Bucht ankerte. Am Abend versammelte er seine gesamte Besatzung vor dem Achterkastell.

»Wie ihr wißt, ist meine Schwester nicht mehr an Bord, also kann uns auch das Pech nicht mehr verfolgen, fetzt möchte ich, daß ihr nach wie vor jedem, der euch danach fragt, versichert, daß sich der Kapitän immer noch in seiner Kajüte eingeschlossen hat. Den Grund dafür kann ich euch nicht erklären, doch eins verspreche ich euch: Wenn ihr mir aufs Wort gehorcht, kann ich euch die wertvollste Beute verschaffen, von der ihr je geträumt habt.«

»Was für eine Beute denn?« wollte Mubarrak el Moro, der zweite Steuermann, sofort wissen, ein maßloser Schürzenjäger, der deswegen stets pleite war.

»Beute ist Beute«, tönte es barsch zurück. »Und mit dem Anteil, der dir zusteht, kannst du dir einen eigenen Harem leisten, bis du keinen mehr hochkriegst.«

»Allah möge dich erhören.«

»Tu, was ich sage, und er wird mich erhören.«

Als die meisten schon dabei waren, zum Strand zu rudern, wandte er sich Lucas Castano zu.

»Jetzt bist du dran. Aber sieh dich vor. Die ist nicht blöd.«

»Kann ich sie mir vornehmen?«

Der Margariteno warf ihm einen Blick zu, den man als Bitte oder Widerspruch auffassen konnte.

»Mensch Lucas! Bei dem Angebot von Frauen...!«

»Na ja, du hast sie so über den grünen Klee gelobt.« Er lachte schelmisch. »Und wenn nicht ich, dann besorgt es ihr ein anderer.«

»Mach, was du willst, aber behalt's für dich. Und jetzt hau ab, und paß auf, daß alles wie ein Zufall wirkt.«

Es war dunkel geworden, und in der Bucht spiegelten sich die Lichter der Stadt. Kaum war das Boot von Lucas Castano aus dem Blick verschwunden, begann eine romantische Musik zu spielen, die wie immer vom hohen Deck des Schiffs von Laurent de Graaf herüberwehte.

Sebastián aß allein zu Abend. Dabei vermißte er

seinen Vater und seine Schwester. Heute begann für die beiden ein Leben in Sicherheit, und was immer auch geschehen mochte, immer würden zwei Menschen auf seine Rückkehr warten. Seine Existenz gewann plötzlich eine neue Dimension. Jetzt war er kein armer Junge mehr, der dazu verdammt war, einen alten Kranken zu pflegen, sondern ein Piratenkapitän mit Familie.

Eines schönen Tages würde er vielleicht irgendwo eine bezaubernde Frau treffen und mit ihr ein weniger unruhiges Schicksal teilen. Und vielleicht würde auch Celeste eines Tages einem ehrlichen Mann begegnen, der ihr das Glück schenken konnte, das sie so sehr verdiente.

Sein Vater, jener unglückliche Mann, der Jahre damit verbracht hatte, am Rand des Wahnsinns an Bord Macheten zu schleifen, könnte dann einen friedvollen Lebensabend im Kreis seiner Enkelkinder verbringen. Mit etwas Glück würden auch die alten Wunden verheilen und das Bild von Emiliana Matamoros würde endgültig in seiner Erinnerung verblassen.

Keine Sekunde verschwendete Sebastian bei dieser Gelegenheit an seine Mutter. Lieber dachte er genüßlich daran, wie wohl die Zukunft von Don Hernando Pedrarias aussehen mochte. Er konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, wenn er daran dachte, daß

dieser mit etwas Glück in einem feuchten Kerker der Casa für seine Verbrechen büßte.

Was für ein Gesicht mochte er wohl gemacht haben, als er entdecken mußte, daß sein Perlenfäßchen verschwunden war?

Und wie mochte er reagiert haben, als er erfahren hatte, daß sich seine geliebte Kutsche in ein Häufchen Asche verwandelt hatte?

Und was mochte er in seinem Innersten empfunden haben, als ihm klar wurde, daß er das aufregende junge Mädchen, das er hatte verderben wollen, niemals wiedersehen würde?

Rache, süße Rache: Das war ein Leckerbissen, den man wirklich auf dem Achterkastell eines in einer stillen Bucht ankernden Schiffs genießen konnte, mit einem Glas Rum in der Hand, während der Mond aufging.

»Kann ich an Land gehen, Kapitän?«

Er sah den dienstfertigen Koch an, der ihm die Frage gestellt hatte, und nickte zustimmend.

»Natürlich! Aber denk an den Befehl.«

»Ich werde daran denken, Kapitän«, sagte der kleine Filipino. »Der alte Kapitän ist verrückt geworden und will nicht, daß man ihn besucht.«

»So ist es! Amüsier dich!«

»Darauf könnt Ihr Gift nehmen!«

Überrascht sah Sebastian mit an, wie der Koch ein-

fach über Bord sprang und wie ein Fisch auf die Lichter einer Stadt zuschwamm, in der ihn alle Zerstreuungen erwarteten, von denen ein Mann, der bei klarem Verstand war, nur träumen konnte. Einige Augenblicke lang verspürte Sebastian den drängenden Wunsch, es dem Koch gleichzutun, doch hielt er sich zurück. Er wußte, wenn er es täte, würde er zur Schenke der Tausend Jakobiner marschieren, die rote Astrid an der Hand nehmen und zum Strand schleppen, um sie dort bis zum Morgengrauen auf dem Sand zu lieben.

So beließ er es dabei, einige Minuten an die genußvolle vergangene Nacht zu denken, und ging anschließend jedes Detail seines Plans noch einmal durch. Er würde alles Glück der Welt brauchen, um ihn zu einem guten Ende zu bringen.

Drei Stunden später nahm Lucas Castano, der nach Rum und billigem Parfüm roch, neben ihm Platz und grinste von einem Ohr zum anderen.

»Ich habe sie gesehen. Und wir haben geredet. Du hattest recht: Man kriegt Lust, sie aufzufressen.«

Sein Kapitän warf ihm einen undefinierbaren Blick zu. Lucas lächelte nur und machte eine abwehrende Handbewegung.

»Mach dir keine Sorgen. Ich hab sie nicht angerührt. Ich hab's mit einer Chinesin gemacht. Bei Chinesinnen werde ich immer schwach.« Er schlug

ihm kräftig auf die Schulter. »Und ich hab gemerkt, daß du ihr gefällst! Verdammt gut gefällst! Als ich ihr erzählt habe, daß ich auf der Jacare fahre, hat sie ganz leuchtende Augen gekriegt, und sie war ganz enttäuscht, daß du nicht kommen kannst, weil du Wachdienst hast.« Er lehnte sich zurück. »Wahrscheinlich habe ich mich deshalb für die Chinesin entschieden.«

»Was hat sie dich noch gefragt?«

»Ob ich gern eine andere Arbeit hätte, aber natürlich wollte sie mich über das Schiff und den alten Kapitän aushorchen.«

»Also hat sie den Haken geschluckt.«

»Mit allem, was dazugehört. Jetzt kommt es darauf an, daß Mombars ihn ebenfalls schluckt.«

»Und wenn er das tut, aber sich dazu entschließt, an Bord zu stürmen und sich die Routenbücher mit Gewalt zu holen?«

»Mitten in der Bucht von Port-Royal?« fragte der Panamese ungläubig zurück. »Vergiß es! Das traut sich nicht einmal der Todesengel. Dieser Ort ist für alle Piraten, Korsaren, Freibeuter und Bukaniere der Welt heilig. Die einzige echte heilige Stätte, die es auf Erden noch gibt.«

»Schon merkwürdig, nicht?« bemerkte der Kapitän. »Hier versammeln sich so viele Verbrecher wie nirgendwo sonst, und doch ist das hier der einzige Ort,

in dem ein ehrbarer Mensch sich sicher fühlen kann.«

Lucas Castano ließ ein rumseliges Lachen hören.

»Du kannst sicher sein, daß es in dieser wunderbaren Stadt zur Zeit keinen einzigen ehrlichen Menschen gibt. Der würde uns schließlich alle ausrauben. Ich leg mich schlafen. Der Köder ist ausgelegt, jetzt müssen wir Geduld haben.«

»Geduld« war ein Wort, das im Vokabular eines kaum Vierundzwanzigjährigen nicht vorgesehen war, und Sebastián Heredia machte da keine Ausnahme, auch wenn die Zeit an Bord der Jacare ihn gelehrt hatte, Stunden und Tage damit zu verbringen, den Horizont nach einer Beute abzusuchen.

Piraten und Korsaren waren im Prinzip nur Fischer, die Schiffe angelten und ständig auf ihre Opfer lauerten, doch in diesem Fall wußte der Margariteno schon im voraus, daß das Opfer ein harter Brocken sein würde. Nicht nur, weil es sich um eines der mächtigsten Schiffe der Karibik handelte, sondern weil der Kapitän als bestialischster aller Verbrecher galt.

Mombars – seinen richtigen Namen kannte niemand – hatte den größten Teil seines Lebens damit verbracht, den Spaniern die Eingeweide herauszureißen, nur weil es ihm Spaß machte oder weil ihn die unausgewogenen Berichte eines erleuchteten Geistlichen so verwirrt hatten, bis aus ihm ein blutrünstiger Fanatiker geworden war.

Als der junge Mombars Bartolome de Las Casas hätte er wissen sollen, daß dieser, bevor er sich zum Schutzpatron der Indios und zum unseligen Urheber der zu trauriger Berühmtheit gelangten »Schwarzen Legende« wandelte, der größte Sklavenhändler auf Hispaniola gewesen war und maßgeblich am ungerechten und grausamen Kommandengesetz beteiligt war, das sein guter Freund und Gouverneur Ovando eingeführt hatte. Hätte Mombars begriffen, daß man die Berichte von Las Casas als tätige Reue eines Missetäters auffassen mußte, dann hätte er vielleicht seinen blutigen Kreuzzug nie begonnen.

Der ehrgeizige Bartolome de Las Casas, ein Spieler, Schürzenjäger, Säufer und Raufbold, war einer der unangenehmsten Zeitgenossen Westindiens, bis zu dem unseligen Tag, an dem er an einem strengen Gottesdienst teilnahm, in dem man ihm öffentlich seine Laster und Ausschweifungen vorhielt. In diesem Augenblick beschloß er, sein Leben zu ändern,

die Kutte anzuziehen und es den vielen verführerischen Frauen gleichzutun, die nach der Heirat die größten Puritanerinnen werden.

Wenige Menschen haben im Lauf der Geschichte so vielen Menschen Schaden zugefügt wie Bartolome de Las Casas: Durch seine Schuld wurden Millionen von Indios versklavt, und durch seine Schuld wurde eine große Anzahl Menschen, die ihn bei der Durchsetzung dieser Sklaverei niemals unterstützt hatten, in der Geschichte als schlimme Unterdrücker abgestempelt.

Das alles konnte jedoch das kränkliche Hirn eines leicht zu beeindruckenden jungen Franzosen nicht wissen. Vielmehr kam Mombars zu der Überzeugung, daß alle Spanier Verbrecher sein mußten. Daher schwor er sich, jeden Mann, der im Nachbarland geboren worden war, auf grausamste Weise zu vernichten.

Im Prinzip war dieser Haß wohl nur der Firnis, der andere, wesentlich tiefere Haßgefühle verdeckte. Im Lauf der Jahre war es dem sadistischen Mombars nämlich herzlich egal geworden, ob der Mann, dem er die Eingeweide herausriß, nun Spanier, Engländer oder Holländer war.

Mombars war der uneingeschränkte Bewunderer und Schüler seines Landsmannes L'Olonnois, dessen größtes Vergnügen darin bestand, seinem Opfer

das Herz auszureißen und es vor den Augen des Sterbenden zu verschlingen. Zusammen bildeten die beiden das makabre Duo, das die Seeräuberei in den schlimmsten Verruf brachte.

Die erfolgreichsten Korsaren der Antillen waren zweifellos die Engländer Drake, Raleigh und Morgan, die meistgehaßten Piraten die Franzosen Mombars und L'Olonnois. Allerdings waren auch die zwei am meisten »bewunderten« Seeräuber, Vent en Panne und Chevalier de Grammont, ebenfalls Franzosen.

Von diesen großen Namen war inzwischen nur noch der blutrünstige Todesengel am Leben, vielleicht auch noch der elegante Chevalier de Grammont, der sich wie Mombars angeblich unwiderruflich in sein Winterquartier zurückgezogen hatte.

Kein Wunder also, daß Sebastián das Herz bis zum Hals schlug, als ihn am folgenden Samstag abend die Rothaarige in ihre Hütte führte und dort ein Riese auf ihn wartete, der ihn mit dämonischen Augen, die sich unter buschigen Augenbrauen verbargen, fixierte.

»Also du bist der Navigator der Jacare?« fragte er mit kelltiefer Stimme. »Ich bin Mombars, der Todesengel.«

Er sprach sehr langsam, im Pidgin-Englisch, das alle einfachen Seeleute der Antillen verwendeten:

eine bunte Mischung aus englischen, französischen, spanischen, portugiesischen und holländischen Wörtern, wobei Mombars aber auch immer wieder Wörter aus dem karibischen Dialekt einstreute, den die Mehrheit seiner indianischen Besatzung sprach.

Der Margariteno wandte sich sofort der Rothaarigen zu, als wolle er ihr seine Empörung darüber ins Gesicht schleudern, daß sie ihm eine so schmutzige Falle gestellt hatte:

»Warum hast du mir das angetan? Ich hab dir doch gesagt, daß ich das Schiff nicht wechseln will.«

Der haarige Gorilla, den die Last der Jahre gebeugt hatte und dessen weiße Löwenmähne zu winzigen Ringellocken geflochten war, was ihm ein wirklich bizarres Aussehen gab, beschränkte sich darauf, seine riesigen nackten Füße auf den Tisch zu legen, während der Korbstuhl, in dem er saß, fast unter seinem Gewicht zusammenbrach. Mit der gleichen tiefen Stimme fuhr er fort:

»Ich will ja nur mit dir reden. Ich werde dich schon nicht fressen.« Er sah ihn so an, als könne ihn niemand anlügen, ohne daß er es bemerkte. »Bist du ein Spanier?«

»Margariteno der dritten Generation. Ist schon lange her, daß ich alles aufgegeben habe, was mit Spanien zu tun hat.«

»Renegat?«

»Einfach aufgegeben. Punktum.«

»Na schön«, versetzte der Todesengel, als genüge ihm diese Erklärung. »Du hast Spanien also aufgegeben. Warum hängst du so an diesem alten Säufer Jacare Jack?«

»Weil er immer gerecht gewesen ist, gut bezahlt und ein großartiger Kapitän ist.«

»Ich bin auch ein gerechter Mann, biete dir das Zwanzigfache dessen, was er dir bezahlt, und als guter Kapitän gelte ich auch. Was ist der Unterschied?«

»Sein Schiff ist sicherer.«

»Woher weißt du das?«

Sebastian machte nur eine vielsagende Geste.

»Ich weiß es eben!«

»Verstehe!« murmelte der andere. »Ist das wegen dieser berühmten Routenbücher? Sind die so wichtig?«

Sebastián hatte am Fußende des riesigen Betts der Rothaarigen Platz genommen, die sich diskret nach draußen an den Strand verdrückt hatte, als ginge sie das alles nichts an. Er nickte entschlossen.

»Ich habe viel von deinem Schiff gehört. Von seiner gewaltigen Feuerkraft und seinen märchenhaften Schätzen, aber ich garantiere dir, nicht mit allem Gold Perus könntest du bezahlen, was der Alte hat.«

»Du übertreibst.«

»Keineswegs! Wie viele Schiffe voller Schätze ruhen auf dem Grund der Karibik...? Dutzende? Vielleicht Hunderte? Mit den Routenbüchern des Kapitäns wären die meisten von ihnen niemals untergegangen.«

»Bis du sicher?«

»So sicher, wie ich hier bin. Und so sicher, wie ich in zwei Jahren die Bücher auswendig kann, wie heute der Alte.« Er beugte sich vor. »Dann werde ich dir von Nutzen sein. Heute, ohne diese Routenbücher, wird dein Schiff auf Grund laufen, und folglich wirst du mir die Gedärme herausreißen. Wozu dienen mir zehntausend Pfund, wenn mir keine Zeit bleibt, sie auszugeben?«

Mombars nahm die Füße vom Tisch, stützte sich mit den Ellenbogen darauf und fuhr sich mit beiden Händen durch die weiße Mähne, als könne er damit die Gedanken vertreiben, die ihm durch den Kopf gingen.

Er schien viel zu müde oder zu alt, um das Piratenleben wieder aufzunehmen. In seinem gelblichen Gesicht waren tiefe Falten zu sehen, und der mächtige Rumpf wurde schon schlaff, doch noch immer flößte allein seine Anwesenheit Furcht ein, nicht nur, weil er so wild aussah, sondern vor allem seines Rufes wegen. Dieser eilte ihm nicht unbedingt voraus, sondern umgab ihn wie ein böser Heiligen-

schein.

Und Mombars, der Todesengel, strömte mit jeder Pore seines Körpers Gewalt aus.

»Es fällt mir schwer, aber ich glaube dir«, murmelte er schließlich. »Niemand, der bei klarem Verstand ist, schlägt zehntausend Pfund aus, wenn er nicht sehr triftige Gründe dafür hat, und deine scheinen triftig zu sein.« Er sah ihn an: »Und was machen wir jetzt?«

»In Cumaná gibt es einen Navigator, Martin Prieto. Vielleicht...« begann Sebastian schüchtern, brach aber angesichts der unwirschen Geste seines Gegenübers sofort ab.

»Hör auf! Wer denkt an Martin Prieto? Ich weiß, daß alle Kapitäne einen Arm dafür hergeben würden, um auf ihn zählen zu können, aber dieser Spanier ist seinem König so verdammt ergeben, daß er in der Lage wäre, ein Piratenschiff auf Grund zu setzen, nur damit es eines weniger gäbe. Reden wir von dir.« Er musterte ihn aufmerksam. »Wenn du die Routenbücher des alten Jacare Jack hättest, würdest du dann mein Angebot annehmen?«

»Mit dem Archiv des Alten? Natürlich! Wie ich dir doch schon sagte, wenn man weiß, wie man die Bücher lesen muß, kommt man mit verbundenen Augen überall hin. Und der Kapitän hat mir gezeigt, wie das geht.«

»In diesem Fall«, befand der Riese und legte seine riesigen nackten Füße wieder auf den Tisch, »müssen wir sie uns eben holen... Oder nicht?«

Jetzt dachte Sebastián über das nach, was er eben gehört hatte, dann stand er auf, ging zur Tür und betrachtete die Rothaarige, deren Silhouette sich gegen den rötlichen aufgehenden Mond abzeichnete.

Ohne sich umzudrehen, erwiderte er:

»Glaub nicht, daß ich daran nicht auch schon gedacht habe.« Seine Stimme klang so dünn, daß sein Gegenüber die Ohren spitzen mußte. »Eine Million Mal!« beharrte er. »Aber wie?« Jetzt wandte er sich erneut um und sah ihn an. »Wie?«

»Eine Möglichkeit muß es doch geben.«

»Ich kenne keine«, entgegnete der Margariteno. »Der Kapitän bewahrt alles in einer Kiste auf, die er binnen Sekunden ins Meer werfen kann. Und wenn die Bücher ins Wasser fallen, verläuft die Tinte, und alles ist verloren.« Er zuckte mit den Schultern, als wolle er seine Ohnmacht einräumen. »Ihm ist das egal, denn er hat die Bücher im Kopf. Aber ich noch nicht. Tut mir leid, aber so ist es!«

»Wir werden einen Weg finden, ihn zu überraschen!« rief der Franzose irritiert aus. »Er wird nicht ständig auf dieser verdammten Kiste sitzen.«

»In Port-Royal schon. Solange wir im Hafen sind, verläßt er seine Kajüte kaum und schließt sich dort

ein, weil er niemandem vertraut. Auf offener See oder im Quartier sieht das anders aus, doch dann kann ich nichts machen, wie du verstehen wirst. Ich bin allein!«

»Niemand würde dir helfen?«

»Wer? Und wobei? Eine Rebellion anzuzetteln? Und warum? Um den Kapitän zu wechseln? Sie sind mit dem zufrieden, den sie haben.« Er winkte ab.

»Nein! Wie ich gesagt habe. Man kann nichts tun.«

Er machte einen zaghaften Versuch, sich nach draußen zu dem Mädchen zu begeben, doch zwei aus der Dunkelheit auftauchende Wilde versperrten ihm drohend den Weg und bedeuteten ihm, in die Hütte zurückzukehren. Er gehorchte und sah Mombars an, der in der Zwischenzeit keinen Mucks gemacht hatte. »Was soll das?« rief er aus. »Wirst du mir jetzt die Gedärme herausreißen, nur weil ich dir die Wahrheit gesagt habe? Ich wäre der erste, der sich diesen Schatz holen würde, denn ich gehöre zu den wenigen, die damit etwas anfangen können, aber was nicht geht, geht nicht.«

»Sei ruhig und laß mich nachdenken!« grunzte der menschliche Gorilla, dem das Hirn zu rauchen schien. »Wo ist euer Quartier?«

»Wir haben zwei: eins in den Jardines de la Reina für kurze Aufenthalte und das andere in den südlichen Grenadinen, wo wir den Sommer verbringen.«

»Wann werdet ihr euch in eins der beiden zurückziehen?«

»Ich denke, in ein paar Tagen, denn dem Alten steht Port-Royal bis hierher. Wahrscheinlich werden wir zu den Jardines de la Reina segeln, um das Schiff unterhalb der Wasserlinie zu reinigen und damit sich die Besatzung vom Suff und den Huren erholen kann.«

»Wie lange werdet ihr dort bleiben?«

»Höchstens zwei Wochen!«

»Setz dich!«

Sein autoritärer Ton duldete wie üblich keinen Widerspruch, daher setzte sich Sebastian in den klapprigen Stuhl am anderen Ende des Tisches.

»Was nun?« fragte er mißmutig.

»Wir müssen nachdenken. Und zwei Köpfen fällt mehr ein als einem allein.«

»Und worüber willst du nachdenken?«

»Wie wir deinem Kapitän das Spielzeug abnehmen.«

»Aha!«

»Sei nicht so pessimistisch«, tadelte ihn der Todesengel, der verblüfft, irritiert oder in seinem Ego verletzt schien, nur weil jemand so offen an seinem Erfolg zweifelte. »Du hast gesagt, daß er in dem Quartier und auf See nicht mehr so wachsam ist, stimmt's?«

»Natürlich. In dieser Zeit kann ich die Dokumente studieren, wann immer ich will, solange ich keine Kopien mache.«

»Gut! Das ist die Gelegenheit, sie sich anzueignen.«

Sebastián sah ihn wie einen Geisteskranken an.

»Und was mache ich dann? Soll ich mit einer Kiste auf den Schultern über die Wellen laufen oder mich auf einer Insel verstecken, die so kahl ist, daß sogar die Kaninchen Sonnenschirme tragen?«

»Wie ist die Insel?«

»Welche?«

»Die im Jardin de la Reina.«

»Nur eine Sandbank mit einer tiefen Bucht.«

»Ihre maximale Höhe?«

»Über Meeresspiegel? Etwa zehn Meter. Aber der Jacare reicht das, denn wenn sie ihre Masten kappt, ist sie nicht höher als die Dünen, und niemand, der in der Umgebung segelt, würde vermuten, daß sich an einem solchen Ort ein Schiff verbirgt.«

»Er war schon immer ein schlauer Fuchs, dieser verdammte Schotte!« rief Mombars aus. »Wirklich verdammt gerissen! Aber ich denke, diesmal können wir ihn reinlegen.« Er beugte sich vor und legte seine schwere Pranke auf den Unterarm des Margaritino. »Hör mal!« fügte er mit seiner rauhen, jetzt etwas aufgeregten klingenden Stimme hinzu. »Mir fällt

da ein Plan ein, der funktionieren könnte.«

»Ich kann nicht glauben, daß jemand ein so hohes Risiko eingeht, nur um sich eine Handvoll Papiere zu holen«, sagte Celeste mit ungewöhnlichem Ernst. »Und ich mache mir Sorgen, daß du in deine eigene Falle tappst.«

Die Geschwister aßen zusammen mit ihrem Vater unter einer schattigen westindischen Kastanie, die das stolze Kap beherrschte, zu Mittag, zur einen Seite das kristallklare blaue Meer, zur anderen die Ruinen der alten Villa von Kapitän Bardinot.

Die zahlreichen Arbeiter – fast alles Sklaven –, die mit dem Abriß beschäftigt waren, nutzten die heißen Stunden der Siesta, um sich im nahen Meer zu erfrischen. Fröhlich planschten, spielten und tollten sie im Wasser.

Allein die Tatsache, daß sie jetzt kein Zuckerrohr mehr schneiden mußten, sondern ein Haus abreißen konnten, eine wesentlich angenehmere Arbeit, schien Grund genug für ihre Begeisterung zu sein. Mit gewisser Bewunderung schaute Sebastian sie an, dann wandte er sich seiner Schwester zu, um ihr mit liebevoller Geduld zu antworten:

»Für deine >Papiere< würde sich jeder gute Seemann ein Bein ausreißen. Kolumbus ist fast zwei Jahre zwischen dem Golf von Honduras und Panama herumgeirrt, bis er schließlich hier, in Jamaika, auf

Grund lief, und anderthalb Jahrhunderte später hielten Gegenwinde und gefährliche Strömungen die Flotte von L'Olonnois, Van Klijn und Pierre de Picard am gleichen Ort über ein Jahr lang fest. Vierhundert ihrer siebenhundert Männer haben dieses unselige Abenteuer nicht überlebt.« Er nahm sich einen Hähnchenschenkel und biß hinein, ohne Celeste auch nur einen Augenblick aus den Augen zu lassen: »Glaubst du, daß es jemandem gefällt, Jahre seines Lebens damit zu vergeuden, blind auf unbekanntem Meeren herumzuirren und dabei zu riskieren, jede Minute an der Küste oder an einem Riff zu zerschellen?«

»Nein. Natürlich nicht«, räumte das Mädchen ein.

»Dann wirst du auch verstehen, daß Leute, die Zeit, Schiffe, Geld und Freunde verloren haben, nur weil ihnen einige schlichte >Papiere< gefehlt haben, alles daransetzen, sie zu bekommen. Denk daran, wer an Land den Weg nicht kennt, verirrt sich nur, aber wer ihn auf See nicht kennt, der geht unter.«

»Aber das Risiko, das du mit Mombars eingehst, scheint mir allzu groß«, beklagte sich das Mädchen.

»Was passiert, wenn die Sache schiefgeht?«

»Dann sehen wir uns niemals wieder«, lautete die ehrliche Antwort. »Aber wenn alles gutgeht, dann werden wir den besten Rum der Karibik brennen, bis wir alt sind.«

»Versprichst du das?« fragte sein Vater.

Wie zum Schwur hob Sebastián die Hand.

»Wenn der Ballast der Ira de Dios, wie behauptet wird, tatsächlich aus Silberbarren besteht, dann kehre ich niemals mehr auf See zurück.« Er lachte amüsiert. »Meine Karriere wird die kürzeste und einträglichste in der Geschichte der Seeräuberei sein.«

»Wann willst du aufbrechen?«

»Morgen, und wenn es soweit ist, wird Astrid eine grüne Laterne an die Tür ihrer Hütte hängen, damit Mombars Bescheid weiß, daß wir zum Jardin de la Reina segeln. Das Weitere wird sich finden.«

»Hast du Angst?«

Der Margariteno ließ sich mit der Antwort Zeit und betrachtete die Sklaven bei ihrer Herumtollerei, bevor er nickte, ohne dabei auch nur ein bißchen rot zu werden.

»Wenn man Mombars kennt, wäre es unsinnig, keine Angst zu haben. Er hat schon etwas Beeindruckendes an sich, und ich schwöre dir, wenn sich der Teufel dazu entschließt, Mensch zu werden, dann würde er diesen Mann auswählen. Sein unerschütterlicher Glaube an die eigene Kraft ist aber auch seine Schwäche. Er ist davon überzeugt, daß er uns versenken würde, weil die meisten seiner neunzig Kanonen Sechsendreißigpfünder sind, während wir davon nur zwanzig haben.«

»Und trotzdem willst du es mit ihm aufnehmen?«

Der junge Kapitän lächelte recht geheimnisvoll:

»Weißt du was? Die Indios auf dem Festland schwören, daß die gefährlichsten Kaimane nicht im Wasser, sondern an Land leben.«

Den Rest des Nachmittags verbrachten sie im Schatten der Kastanien und schauten den Arbeitern zu, die lachend mit schweren Hämmern die Ruinen der Negrita von Bardinnet einrissen. Bei Anbruch der Nacht verabschiedeten sie sich mit einer festen Umarmung. Vielleicht würden sie sich niemals wiedersehen.

Celeste und ihr Vater kehrten in der Kutsche zu ihrem Haus in Caballos Blancos zurück, währen Sebastian ohne Hast den Weg nach Port-Royal einschlug, das nach der langen Tagesruhe allmählich wieder munter wurde.

Er lud die verführerische Rothaarige ins eleganteste Restaurant der Stadt ein. Dort lernten sie persönlich den stolzen Laurent de Graaf mit seinen erlesenen Manieren kennen. Nach einer langen Liebesnacht begab er sich auf sein Schiff, wo die gesamte Mannschaft auf ihn wartete, bereit, das Manöver auszuführen, das sie aus dem stillen Wasser einer Bucht führen würde, die tatsächlich die sicherste geheiligte Zuflucht auf Erden war.

Das Meer war ruhig, und von Land wehte eine

sanfte Brise. Sie hißten die meisten Segel und setzten Kurs Südwest, um die Insel in westlicher Richtung zu umsegeln und danach direkt nach Norden zu fahren, bis drei Tage später die ersten kleinen Inseln des Jardin de la Reina auftauchen würden.

Sebastian Heredia nutzte die Gelegenheit, seine Besatzung zu versammeln und ihr seine Pläne zu erläutern.

Sie hörten ihm schweigend zu. Erstaunen, ja Ungläubigkeit breitete sich aus. Schließlich ergriff wieder einmal Zafiro Burman als erster das Wort.

»Sollen wir glauben, daß der Todesengel lebt und du ihn persönlich getroffen hast? Nicht möglich!«

»O doch, und in einer guten Woche wirst du ihn auf der Brücke der Ira de Dios sehen, wenn du nicht lieber auf den Cayman-Inseln an Land gehen willst, gemeinsam mit allen anderen, die Angst haben.«

»Teufel noch mal...!« rief der erste Steuermann entrüstet aus. »Hast du dir wirklich in den Kopf gesetzt, dich mit der Ira de Dios anzulegen? Nicht einmal der Alte hätte sich das getraut.«

Der Margariteno, der neben dem Steuermann stand und die übrigen Männer um einen Meter überragte, sah sich alle der Reihe nach an, bemerkte ihre ernsten Gesichter und gab schließlich zu bedenken:

»Stets habt ihr euch beklagt, daß ihr nichts zu tun habt und die Beute so armselig ist.« Vielsagend brei-

tete er die Arme aus. »Jetzt biete ich euch endlich alle Aktion der Welt und die größte Beute, von der ihr je geträumt habt. Was wollt ihr noch?«

»Nichts weiter. Der Plan ist großartig, aber Mombars ist nun mal Mombars«, mischte sich ein zerknirschter Nick Cararota ein. »Ich sehe mich schon mit offenen Gedärmen laufen.«

»In dieser Hinsicht brauchst du dir keine Sorgen zu machen«, versetzte Kapitän Jack mit Humor. »Auf der Insel, die wir ausgesucht haben, gibt es keine Bäume, an die sie die Gedärme nageln können.«

»Schöner Trost!«

»Die Entscheidung liegt bei euch«, fuhr Sebastián Heredia fort und bemühte sich, gleichgültig zu wirken. »Wer Schieß hat, kann auf den Cayman-Inseln bleiben, denn ich komme mit zwanzig Männern aus, und für die wird der Anteil um so phantastischer ausfallen.«

»Können wir darüber nachdenken?« wollte ein langer dünner holländischer Kanonier wissen. »So eine Entscheidung sollte man nicht auf die leichte Schulter nehmen.«

»Nur diese Nacht. Morgen früh will ich wissen, wer mit mir kommt und wer nicht.« Er bedeutete Lucas Castano, ihm in die Kajüte zu folgen, und als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, nahm er Platz und fragte: »Was meinst du?«

»Wie der Malteser so schön gesagt hat: >Mombars ist nun mal Mombars<. Bei seinem Namen allein gefriert einem das Blut in den Adern.«

»Meine Güte!« beklagte sich der Kapitän bitter. »Sind sie nun Piraten oder nicht? Ich bin auf diesem Schiff aufgewachsen. Jahrelang sind sie mir mit ihren früheren Heldentaten in den Ohren gelegen und daß sie in der Lage seien, San Juan, Cartagena oder sogar die Flotte selbst anzugreifen, und jetzt, in der Stunde der Wahrheit, jagt ihnen ein einziger Name Angst ein.« Er sah ihm in die Augen. »Dir auch?«

Der Panamese, der auf dem Fensterbrett des Achterfensters Platz genommen hatte, von dem er bei einem plötzlichen Schlingern des Schiffs ins Wasser gefallen wäre, schüttelte leicht den Kopf.

»Erinnere dich daran, daß ich dich erst auf die Idee gebracht habe, diesen Hurensohn reinzulegen. Er beschäftigt mich, aber Angst jagt er mir keine ein. Trotzdem mußt du akzeptieren, daß es Leute gibt, die sich bei dem Gedanken nicht wohl fühlen, es mit neunzig Kanonen und über zweihundert Wilden aufzunehmen, die Menschenfresser sein sollen.«

»Verstehe! Ich mache auch keine Freudensprünge, aber jetzt sind die Würfel nun mal gefallen.«

Der Margariteno aß allein zu Abend, versuchte im unergründlichen Gesicht des Kochs, der das Essen servierte, zu lesen, wie die Entscheidung seiner Be-

satzung ausfallen würde, doch ganz offensichtlich hatte der Filipino auch keine Ahnung, was in diesen Augenblicken auf dem unteren Vorderdeck passierte. Und so beschränkte er sich darauf, Sebastian weiter zu bedienen, wie er es immer getan hatte, seit der Kapitän sein Amt angetreten hatte.

»Und du?« fragte Sebastian, als der Koch das Geschirr abräumte. »Bleibst du auf den Caymans oder kommst du mit?«

Mit unbeweglichem olivenfarbenen Gesicht entgegnete der kleine Mann fatalistisch:

»Ich habe immer Angst gehabt, am Galgen zu enden, Kapitän, aber wenn wir gewinnen, eröffne ich in Port-Royal ein gutes Wirtshaus. Und sollten wir verlieren, werde ich mich mit einem Stein um den Hals ins Meer stürzen, um nicht in die Hände von Mombars zu fallen.«

Er verließ die Kajüte, was Sebastian die Möglichkeit gab, über einen riskanten Plan nachzudenken, in dem es nur zwei Möglichkeiten gab: Sieg oder Tod. Am folgenden Morgen, als die Glocke den Wachwechsel ankündigte, versammelte Sebastian erneut seine Mannschaft an Deck und kam ohne Umschweife zur Sache.

»Alle, die auf den Caymans bleiben wollen, versammeln sich an der Backbordseite«, befahl er. »Alle, die mitkommen wollen, an der Steuerbordseite.«

Zafiro Burman hob die Hand.

»Mach dir keine Umstände! Wir alle wollen lieber als Piraten sterben statt als Bettler leben. Hiß die schwarze Flagge!«

»Die schwarze Flagge?« fragte der Kapitän überrascht.

»Genau!«

»Hier und jetzt?«

»Hier und jetzt!« lautete die entschlossene Antwort. »Wir haben beschlossen, daß wir von diesem Augenblick an in den Kampf ziehen.«

Sebastián Heredia Matamoros wandte sich Lucas Castano zu und befahl ihm mit einem Lächeln:

»Einverstanden! Hol die Flagge. Klar zum Gefecht!«

Das schien der magische Satz zu sein, auf den fünfzig Seewölfe monatelang gewartet hatten. »Klar zum Gefecht!« hieß soviel wie »Beute in Sicht!«, und diese zwei Wörter, »Gefecht« und »Beute«, verstand jeder an Bord am besten.

Die Waffen, die so lange Zeit geruht hatten, blitzten in der Mittagssonne; die Kanonen, die so lange stumm geblieben waren, krachten, damit man ihren Zustand prüfen konnte, und das Pulver, das so lange in der untersten Pulverkammer geschlummert hatte, wurde auf Deck ausgestreut, um sicherzugehen, daß es nicht feucht und damit nutzlos geworden war.

Der Vorabend der Schlacht ist für die Beteiligten wesentlich aufregender als der Kampf selbst, und die Besatzung der Jacare wußte, daß ihr eine brutale, blutige und erbitterte Schlacht bevorstand.

Als Sebastián Heredia sie so vom Achterkastell aus betrachtete, hatte er das Gefühl, zum ersten Mal so richtig mitzuerleben, wie es auf einem Piratenschiff zuging, und zum ersten Mal wurde ihm die wahre Persönlichkeit der Männer bewußt, die ihre Heimat und ihre Familien verlassen hatten, um sich dem riskanten Gewerbe zu widmen, auf unbekanntem Meeren herumzuirren und nach einer wertvollen Beute zu suchen.

Die Jacare roch geradezu nach Gewalt, und während Sebastián die Gesichter der Mannschaft betrachtete, kam er zu dem Schluß, daß jeder einzelne der zerlumpten Verbrecher bereit war, den letzten Tropfen Blut für den Sieg zu opfern.

Er blickte zur riesigen Flagge mit Totenkopf und Krokodil hinauf, die vom höchsten Mast flatterte. Er fühlte eine Gänsehaut, weil diese Flagge jetzt nicht als Symbol eines einfachen Beutezugs, sondern als Zeichen der Freiheit schlechthin flatterte.

Zum gegebenen Zeitpunkt kletterte Zafiro Burman auf den Großbaum, rief seine Gefährten zusammen und verkündete der enthusiastischen Menge:

»Mombars ist ein Riese, und mit seiner Mähne im

Wind sieht er wie ein Ungeheuer aus. Aber wenn er tot ist, dann ist es auch mit seiner Tollwut vorbei, und ohne ihn sind seine Männer nur noch ein Haufen Wilder.« Er zeigte seine Kette, die er um den Hals trug und von der er sich niemals trennte: »Wer Mombars in Stücke schießt, dem schenke ich meinen Saphir.«

Zwei Tage später zeichneten sich die ersten Umrissse der Inseln und Riffe ab, die Kolumbus zu Recht »Garten der Königin« oder »Labyrinth« getauft hatte. Das Archipel war wahrscheinlich eines der schönsten, für die Seefahrer gleichzeitig auch das gefährlichste der Antillen.

Bei Anbruch der Nacht ankerten sie im Schutz des Cayo del Rabihorcado, bis sie es wagen konnten, im ersten Morgenlicht weiter in das Archipel vorzudringen, ohne Angst zu haben, auf einen Felsen zu laufen. Sebastián befahl, kein Licht an Bord zu entzünden, ließ die Wachen verdoppeln und ordnete absolutes Schweigen an, obwohl es wenig wahrscheinlich war, daß jemand im Dunkeln das im Schutz der gefährlichen Riffe liegende Schiff angreifen würde.

»Bei Mombars kann man nicht vorsichtig genug sein«, schloß er. »Und sollte er uns überholt haben, könnte er uns mitten in der Nacht überraschen.«

Alles blieb jedoch ruhig. Zehn Minuten, bevor die

Sonne über der fernen kubanischen Küste aufging, hatte man bereits damit begonnen, die Segel zu setzen, und das Schiff war bereit, seine schwierige Fahrt fortzusetzen, sobald man die trügerischen Untiefen im Tageslicht klar erkennen konnte.

Drei Männer kletterten auf die Masten, damit ihnen nichts entgehen konnte, was sich vor ihrem Bug abspielte. Zafiro Burman stand am Steuerrad, und selbst der letzte Marsgast paßte wie ein Luchs auf. So wagten sie sich in das gefährliche Labyrinth aus Wasser und Korallen, das schon so viele Schiffe und Menschenleben gefordert hatte.

Zum Glück kannten die meisten Männer diese Gewässer aus lange vergangenen Zeiten, in denen sie unter dem alten Kapitän hier gesegelt waren, und so konnten sie nach zehn nervenaufreibend langen Stunden die Anker an der tiefsten Stelle einer stillen Bucht einer winzigen Insel werfen, auf der nur einige wenige krumme Kokospalmen etwas Schutz vor der brennenden Sonne boten.

Nachdem man die Masten auf die Hälfte gekappt hatte, ragten sie nicht einmal mehr über die kleinen Dünen. Außer von der engen Einfahrt in die Bucht war die Jacare daher von keinem Punkt aus zu sehen: ein perfekter Aufenthaltsort, der aber aufgrund der sehr kahlen Landschaft als Winterquartier völlig ungeeignet war.

Wer von Bord ging, konnte lediglich auf die Dünen steigen oder Spaziergänge über den endlosen Strand unternehmen, um sich schließlich unter eine der kühnen Palmen zu setzen, deren Anwesenheit die Naturgesetze zu widerlegen schien. Immerhin gab es Schildkrötenester in Hülle und Fülle, und die Bucht war so fischreich, daß der Filipino nur eine Angel auswerfen mußte, um die Speisekammern zu füllen.

Die Sandinsel war von gefährlichen Korallenriffen umgeben, daß man sich selbst mit einem Ruderboot nicht hätte nähern können, ohne auf Grund zu laufen. Nur die weite Bucht besaß eine sechzig Meter enge Einfahrt, die so tief war, daß jedes Schiff sie ohne Furcht, zu stranden oder beschossen zu werden, befahren konnte, denn die flache Sandküste bot nicht die geringste Möglichkeit, eine Festung oder auch nur eine schlichte Geschützstellung zu errichten.

Der Platz war also ein idealer Zufluchtsort vor den Naturgewalten, gleichzeitig aber auch eine tödliche Falle, wenn es darum ging, einen Feind abzuwehren.

Die Männer waren sich dieser Gefahr wohl bewußt. Kaum hatte man Anker geworfen und die Segel ge-
refft, brach an Bord hektische Aktivität aus. Nach Anbruch der Nacht arbeiteten die Männer im Schein aller Laternen, derer sie habhaft werden konnten, und der Fackeln weiter, die man alle fünf Meter in

den Sand des Strands steckte.

Alle wußten, daß die Ira de Dios jeden Augenblick auftauchen konnte, und wenn sie zu früh kam, würden die Gedärme eines jeden einzelnen die Dünen der Insel bedecken.

Am nächsten Vormittag konnte sich kaum ein Mann an Bord noch auf den Beinen halten, aber sowohl Sebastián Heredia als auch Lucas Castano waren mit dem Ergebnis zufrieden.

»Gut!« seufzte der Panamese erleichtert. »Jetzt müssen wir nur wieder zu Atem kommen und abwarten.«

»Wie lange?«

»Ein, zwei, drei Tage. Wer weiß. Vielleicht kommen sie gar nicht.«

»Die kommen!«

»Das hoffe ich auch. Nach so viel Mühe wären die Männer fürchterlich enttäuscht.«

»Aber vielleicht kommen sie dann mit dem Leben davon«, gab Sebastian zu bedenken.

»Manchmal sind andere Dinge wichtiger als das Leben«, entgegnete sein Stellvertreter unbefangen. »Und das ist so eine Gelegenheit. Und jetzt leg ich mich schlafen. Ich bin schließlich nicht mehr der Jüngste.«

Es wurde Nacht, und die Nacht war voller Spannung.

Für die meisten Männer der Jacare war es zugleich die kürzeste und längste Nacht ihres Lebens. Zwar schliefen sie, weil sie wirklich erschöpft waren, doch in ihrem tiefsten Inneren wollte etwas wach bleiben, denn die Angst ist ein Gefühl, das niemals müde wird und in der größten Dunkelheit wie der Docht einer Kerze brennt.

Und Mombars war nahe.

Der Todesengel lauerte auf sie.

Zweihundert Wilde, direkte Nachfahren der gefürchteten karibischen Kannibalen, die einst die gesamte Karibik in Angst und Schrecken versetzten, wetzten ihre Messer, um ihnen die Eingeweide herauszureißen.

Wer konnte mit so einem Damoklesschwert über dem Kopf schlafen?

Zwei Stunden vor Sonnenaufgang waren alle Männer bereits wieder auf den Beinen, und nach einem kargen und schweigsamen Frühstück nahm jeder seinen Gefechtsposten ein.

Die Morgenröte ließ auf sich warten, und als sie schließlich kam, waren ihre Hände leer.

Keine Menschenseele war am Horizont zu sehen.

Drei Männer standen Wache auf den Dünen, die übrigen kehrten an Bord zurück, teils erleichtert, teils aber auch frustriert, daß die nervenaufreibende Warterei weiterging.

Da Sebastian wußte, daß Untätigkeit zum schlimmsten Feind seiner Besatzung werden konnte, befahl er ein Floß mit quadratischem Segel zu bauen, das er in der Mitte der Buchteinfahrt postieren ließ.

Dann gab er den Kanonieren den Befehl, auf die Mitte dieses Segels zu zielen, und ließ sie feuern, bis sie es genau trafen. Auf diesen exakten Punkt ließ er die Kanonen fixieren.

Schließlich richteten sie sich auf eine weitere Nacht der Angst ein.

Und auf einen weiteren Morgen ohne Feinde.

Und so vergingen fünf Nächte.

Doch am Morgen des sechsten Tags durchbrach eine Stimme die Stille der ruhigen Bucht:

»Schiff in Sicht!«

Bei Gott! Da war sie!

Sie stiegen auf die Düne und sahen zu, wie das stolze, mächtige Schiff gemächlich zwischen Inseln, Untiefen und Riffen dahinglitt. Es war schon schwer zu glauben, daß ein trauriger Küstensegler mit kaum dreißig Kanonen es wagte, sich mit einer der eindrucksvollsten Kriegsmaschinen anzulegen, die in jenen Zeiten durch die Karibik segelten.

»Ist er das?«

Sebastian reichte Lucas Castano, der gefragt hatte, das schwere Fernrohr.

»Wer sonst?«

Der Zweite an Bord schaute lange hindurch, bis er schließlich die riesige Flagge mit dem unverzierten Totenkopf einwandfrei ausmachen konnte, und nickte überzeugt:

»Das Wappen von Mombars, kein Zweifel.«

»Jeder auf seinen Posten.«

Jeder Mann nahm schweigend und ohne Hast seinen ihm vorher zugewiesenen Posten ein. Nur der junge Kapitän und sein Adjutant blieben zwischen den Dünen und ließen das Schiff nicht aus den Augen, das jetzt direkt auf die Insel zusteuerte.

Im Sand ausgestreckt und ein Auge am riesigen Fernglas, konzentrierte sich Sebastián auf den riesigen Mann mit der weißen Mähne, der seinerseits die Insel von seinem Befehlsposten aus musterte, und murmelte:

»Schön. Jetzt gibt es kein Entkommen mehr. Er oder wir!«

Keiner hätte genau sagen können, wieviel Zeit verging, bis der Bug der Ira de Dios eine gute halbe Meile vor der Buchteinfahrt verharrte.

Einigen erschien es wie eine Ewigkeit.

Anderen nur wie wenige Minuten.

Das eindrucksvolle Schlachtschiff hatte alle Segel mit Ausnahme der Focksegel gerefft und glitt daher sehr langsam voran, während es die Kanonenschächte öffnete. Drei Kanonenreihen zeigten ihre Mün-

dungsrohre, die bereit waren, bei dem geringsten Anlaß Eisen und Feuer regnen zu lassen.

Der Todesengel stand neben dem Steuermann und betrachtete ein letztes Mal den eleganten Küstensegler, der am Ende der Bucht vor Anker lag, und obwohl ihm die Jacare ihre Steuerbordseite zuwandte, an der die Klappen ihrer Kanonen klar auszumachen waren, schien Mombars zum Schluß zu kommen, daß er wenig zu fürchten hatte, wenn er frontal auf das bewegungslose Schiff zusteuerte.

Mit seinem Fernglas suchte er die flachen Sandbänke auf beiden Seiten des Kanals ab. Erst als er keine Kanone zwischen den kleinen Dünen und den einzelnen Palmen entdecken konnte, befahl er vorzürücken.

Schließlich schaute er auf den Mann, der sich auf die höchste Erhebung der Insel gestellt hatte und wiederholt ein rotes Tuch schwenkte.

Das war das Zeichen, das bestätigte, daß der spanische Navigator und Renegat Seekarten und Routenbücher in Sicherheit gebracht hatte.

Er blickte zu den Wachen im Mastkorb hinauf, die ihm mit einer Geste bestätigten, daß auch von dort oben keinerlei Gefahr zu erkennen war.

Mit einer Handbewegung befahl er, die Focksegel weiter zu verkleinern, und das Schiff setzte seine langsame Fahrt fort.

Kurze Zeit darauf gab die Jacare einen zaghaften Warnschuß ab, der an die hundert Meter vor dem Bug der Ira de Dios ins Wasser klatschte, doch diese hielt eine Erwiderung nicht für nötig. Zum einen war die Drohung sehr verhalten, zum anderen hätte man im Augenblick nur mit der kleinen Bugkanone auf den Angreifer feuern können.

Mit stummer Geste ließ Mombars die schwarze Flagge einholen: ein unmißverständlicher Hinweis auf seine friedliche Absicht. Er wollte kein ungleiches und absurdes Kanonenduell beginnen, sondern längsseits der Jacare gehen und ihr seine Feuerkraft demonstrieren. So gedachte er die Herausgabe ihrer Seekarten und Routenbücher zu erzwingen. Im Gegenzug würde er das Schiff verschonen.

Mombars sah keinen Grund, das Schiff eines Kollegen zu versenken, denn sein wahres Interesse war es nach wie vor, den Spaniern die Gurgel durchzuschneiden. Noch in seinem hohen Alter war er nach wie vor davon überzeugt, daß dies der Grund sei, warum ihn sein Schöpfer auf die Welt geschickt hatte.

Seine gefürchtete Flagge einzuholen und feindliches Feuer nicht zu erwidern schien seiner Ansicht nach Beweis genug für seinen guten Willen zu sein. So beschränkte er sich darauf, weiter durch die Einfahrt vorzudringen, und konzentrierte sich mehr auf

das, was sich die Männer an den Bleiloten zuriefen, als auf einen neuen Angriff seitens der Jacare.

»Zwölf Faden und Sand!«

»Zwölf Faden und Sand!«

»Elf Faden und Sand!«

»Elf Faden und Sand!«

Nur das war im Augenblick wirklich wichtig, denn solange seine Kanonen geladen und seine Männer auf ihren Posten waren, mußte er sich nur Sorgen machen, ob er auch genügend Wasser unter dem Kiel hatte.

An Land verfolgten Sebastián und sein Adjutant den langsamen Vorstoß des Schiffs, das ihnen nunmehr wie eine riesige Todesmaschine vorkam, in deren Takelwerk über zweihundert Wilde hingen, die bereit waren, sie zu entern. Und als sie die zerbrechliche Silhouette der entblößten Jacare betrachteten, tauschten sie einen sorgenvollen Blick aus.

»Wenn es ihm gelingt, seine Kanonen in Stellung zu bringen, schießt er sie mit einer einzigen Breitseite in Stücke.«

Schon fuhr die Ira de Dios durch die Einfahrt der Bucht und machte sich bereit, allmählich nach Steuerbord zu drehen. Langsam passierte ihr Bug den Punkt, an dem die Mannschaft der Jacare vorher das Floß für ihre Schießübungen hatten ankern lassen.

Ein Meter, zwei Meter, drei Meter.

Sebastian Heredia richtete eine schwere Pistole in die Höhe und feuerte einen Schuß in die Luft ab.

Sofort antworteten ihm drei Kanonenschüsse von der Jacare. Das war das Signal für die 22 Kanonen, die sich unter der Sandbank an der Leeseite der Ira de Dios verbargen. Alle feuerten zur gleichen Zeit auf einen Zielpunkt von nur zwei Metern Durchmesser an der Backbordseite des Bugs, unmittelbar über der Wasserlinie.

Das riesige Schiff erzitterte vom Bug- bis zum Achtersteven und kam sofort zum Stehen.

Mombars' Schiff war absichtlich mit den härtesten Edelhölzern Westindiens gebaut worden und hätte jeden feindlichen Treffer weggesteckt, aber niemand hatte an die Möglichkeit gedacht, daß man auf so kleinem Raum 22 sechsendreißigpfündige Kanonenkugeln abbekommen konnte, die aus nur gut hundert Metern Entfernung abgefeuert worden waren.

Die Planken zersplitterten, die dicken Spanten brachen, das zweite Deck brach und riß die schweren Kanonen mit sich. Durch das riesige Leck strömte sofort das Wasser ein, wodurch die Ira de Dios in die für ein Segelschiff gefährlichste Schlagseite geriet: an der Leeseite des Bugs.

Dutzende Männer fielen von den Masten und Wanten auf das Deck, und wer nicht stürzte, konnte sich

nur an irgend etwas klammern, um nicht das gleiche Schicksal zu erleiden.

Das Schiff bebte, die Mannschaft an der Steuerbordseite rutschte nach Backbord, wo sie über die Reling fiel, und als ein Dutzend Kanonen losgingen, feuerten die der einen Seite in die Luft, die der anderen ins Wasser.

Der noch immer ungläubige Todesengel rappelte sich auf und klammerte sich an das nutzlos gewordene Steuerrad, um zuzusehen, wie etwa dreißig Männer aus großen, tiefen Schanzgräben im Sand auftauchten und das grobe Segeltuch entfernten, unter dem sie ihre Kanonen versteckt hatten. Sie luden sie jetzt mit so atemberaubender Geschwindigkeit, daß Mombars kaum Zeit blieb, seine Männer vor einer neuen Breitseite zu warnen, als diese auch schon mit einer Rauchwolke einschlug.

Die zweite Breitseite war noch verheerender als die erste, denn sie traf ein bereits tödlich verwundetes Schiff und schlug eine neue Bresche, die den Hauptmast unmittelbar unter Deck zersplitterte, so daß dieser bei seinem Sturz das Freibord und alle, die sich darauf befanden, fünf Meter hoch in die Luft schleuderte.

Es war ein Massaker.

An Bord der *Ira de Dios* zeigten alle Götter die Größe ihres Zorns. Während die meisten Besat-

zungsmitglieder sich an irgend etwas klammerten, entschloß sich der Rest, ins Wasser zu springen und zur Küste zu schwimmen.

Jetzt spuckten die Kanonen kleine Säcke mit Pistolenkugeln aus, die einen tödlichen Regen über die an Deck gebliebenen Männer ausschütteten, und unter Jammern, Todesschreien und Flüchen streckte die gefürchtetste Besatzung der Karibik ihre Waffen, hob die Hände und flehte um Gnade.

Ächzend und knirschend wie eine sterbende Bestie streckte die *Ira de Dios* ihre Steuerbordseite in die Höhe und begann langsam zu sinken.

Sebastián Heredia, der seinen Blick nicht von dem Riesen mit der langen weißen Mähne gelassen hatte, sah, daß dieser sich bis zur Tür seiner Kajüte vorkämpfte und sich darin einsperrte, entschlossen, lieber mit seinem Schiff unterzugehen als in feindliche Hände zu fallen.

Niemals sah man ihn lebend wieder.

Die Wilden, die am Strand angelangt waren, wurden von den Männern der *Jacare* sofort in Ketten gelegt, und wer auch nur den geringsten Widerstand zeigte, bekam eine Kugel in den Kopf.

Eine Stunde nach dem Kampfgetümmel waren nur noch knapp dreißig Gefangene übrig, davon einige, die mit dem Tod rangen, und das Wrack eines Schiffs, das sanft auf dem sandigen Grund der Bucht

ruhte, wobei die Masten und ein kleiner Teil des Achterdecks noch über Wasser ragten.

Sie blieben noch drei weitere Wochen auf der kleinen Insel und widmeten sich ganz der Aufgabe, die Ira de Dios zu zerlegen und von ihren unendlichen Schätzen zu »befreien«. Freudestrahlend sah die Mannschaft der Jacare dabei zu, wie sich diese Schätze allmählich auf dem Strand aufhäuften.

Vier der Wilden ertranken im Inneren des Wracks, das einmal ihr Schiff gewesen war, nachdem man sie gezwungen hatte, nach den Silberbarren, die als Ballast dienten, zu tauchen. Wie Zafiro Burman so schön sagte: »Sie haben sie dorthin gelegt, also sollen sie gefälligst ihr Leben riskieren, um sie zu holen.«

Da man den Gefangenen nur die Wahl gelassen hatte, entweder aufgeknüpft zu werden oder zu tauchen, hatten sie keinen Augenblick gezögert, sich für die zweite Möglichkeit zu entscheiden, um so mehr, da Sebastián ihnen feierlich versprochen hatte, daß er die Überlebenden auf der Insel mit Wasser, Lebensmitteln und Werkzeug zurücklassen würde, mit dem sie die Beiboote der Ira de Dios reparieren konnten, die während der Schlacht nicht in Stücke geschossen worden waren.

Wären die Männer von Kapitän Jack die Verlierer gewesen, hätte sie ein wesentlich schlimmeres

Schicksal erwartet. Als die Taucher am fünften Tag die bereits verwesende Leiche ihres langjährigen und fast als »lebendige Gottheit« verehrten Kapitäns entdeckten, ergaben sie sich ihrem Los. Das nackte Leben zu retten lohnte allein die ganzen Mühen.

Auf diese Weise stapelten sich schließlich in den Laderäumen der Jacare 314 Silberbarren, 22 schwere Boiler, neun schöne Türgriffe und erlesenes Tafelgeschirr aus purem Gold, dazu eine riesige Kiste voller Perlen und Smaragde, die allein als Beute ausgereicht hätte.

Natürlich jubelten die Männer vor Begeisterung.

Jede Nacht legten sie die Gefangenen in Ketten, und mit Ausnahme der Wachen becherte, sang und würfelte die gesamte Mannschaft. Unablässig redete man davon, was man tun würde, sobald man wieder in Port-Royal an Land ging.

»An eines müßt ihr stets denken«, ermahnte sie Sebastián. »Wer den Schnabel nicht halten kann und herumerzählt, daß wir die Ira de Dios versenkt und geplündert haben, den lasse ich kielholen. Mombars war ein verdammter Hurensohn, den sie alle gehaßt haben, aber viele werden es nicht hinnehmen, daß man ungestraft einen Piraten beraubt, denn das nächste Mal könnten sie selbst dran sein.«

Die Gesetze der Bruderschaft der Küste von Tortuga – die in gewisser Weise auf Jamaika noch in

Kraft waren – sahen ein Verbot, sich gegenseitig zu plündern, zwar nicht ausdrücklich vor, das hieß aber nicht, daß ein Mitglied des »Gremiums« ein anderes einfach massakrieren und berauben konnte.

Man schwor sich also eisernes Schweigen, und nachdem man drei Tage das Ende eines tobenden Sturms abgewartet hatte, der die kleine Insel mit wahren Sturzbächen überschüttete, ließ der Margari-teno die Anker lichten und wieder Südkurs steuern.

Als sie eine Woche später wieder in der stets gastfreundlichen Bucht von Port-Royal vor Anker gingen, hatten Laurent de Graaf und weitere vier Schiffe den Hafen verlassen. Andere hatten ihre Stelle eingenommen, darunter eine wegen ihrer Feuerkraft besonders auffallende stolze portugiesische Brigg, die bis dahin noch niemand in der Karibik gesehen hatte.

Sie trug den merkwürdigen Namen Botafumeiro.

Als es dunkel wurde, ging Sebastian Heredia mit seinem gesamten Anteil an der gerecht verteilten Beute an Land und schlug den Weg zur kleinen Villa in Caballos Blancos ein, die er eine gute Stunde später erreichte.

Sein Vater und seine Schwester wollten ihren Augen kaum trauen, als sie die Schätze sahen, die Sebastian vor ihnen ausbreitete.

»Gütiger Gott! Was willst du denn damit alles an-

stellen?« wollte schließlich eine geradezu betäubte Celeste wissen.

»Zunächst einmal die Negrita komplett wieder aufbauen und dann die Rumbrennerei von Caballos Blancos kaufen. Dann sehen wir weiter.«

»Und was passiert mit dem Schiff?«

Sebastian zuckte mit den Schultern.

»Das habe ich noch nicht entschieden, denn die meisten meiner Leute wollen sich zur Ruhe setzen.«

»Mir kommt das seltsam vor, daß eine ganze Verbrecherbande plötzlich ehrbar werden will«, murmelte ein ungläubiger Miguel Heredia. »Ich verwette meinen Schnurrbart darauf, daß sie binnen eines Jahres ihren Anteil verschleudert haben.«

»Die wollen nicht ehrbare Leute werden«, stellte sein Sohn mit gewissem Humor klar. »Die haben einfach nur eingesehen, daß sie so eine Beute nie wieder kriegen werden, und sie sind es leid, auf der Suche nach einer armseligen Prise weiter über die Meere zu irren. Du weißt es besser als jeder andere, was für ein schweres Leben das ist.«

»Ihnen gefällt es.«

»Rum, Glücksspiel und Frauen sind ihnen noch lieber. Die Seeräuberei ist kein Priesteramt. Damit verdient man Geld.«

»Und wie lange wird es dauern, bis sie ihren Anteil verschleudert haben?«

»Das ist nicht mein Problem. Und wer kein Geld mehr hat, kann jederzeit auf einem anderen Schiff anheuern. Aber für die Jacare, so wie sie jetzt ist, war das die letzte Fahrt, und ihre Flagge bleibt für immer eingeholt.«

Anschließend mußte er in allen Details berichten, was seit dem Augenblick ihrer Trennung geschehen war, und als sein Vater und seine Schwester schließlich schlafen gingen, machte der Margariteno einen langen Spaziergang am Strand, um sich auszumalen, wie nach so vielen aufregenden Jahren auf See sein Leben an Land aussehen konnte.

Immer wieder kam es ihm seltsam vor, keine schwankenden Schiffsplanken mehr unter den Füßen zu haben und nicht jeden Augenblick vor einem Mast oder einer Schiffswand zu stehen.

Wenn er mitten in der Nacht aufwachte, ohne das Knarren der Jacare zu hören, befahl ihn eine seltsame Unruhe, und wenn ihm der Duft der feuchten Erde und der dichten Vegetation des fruchtbaren Jamaika in die Nase stieg, vermißte er sein Schiff, das nach Teer und feuchtem Holz roch.

Er würde noch lange brauchen, bis er kein echter Seemann mehr war, doch das Meer bot ihm keine Zukunft mehr. Schließlich sah er sich nicht als Kapitän eines Handelsschiffs, und ebenso absurd war die Vorstellung, daß ihm Engländer, Franzosen oder

Spanier je ein Kommando über ein Kriegsschiff anvertrauen würden.

Ob er wollte oder nicht, seine Zukunft lag an Land.

Er setzte sich unter eine hohe Kokospalme und schaute zu, wie sich der Mond in den breiten, von Korallenriffen gebildeten Lagunen spiegelte, als ihn plötzlich eine seltsame Unruhe befiel, eine düstere Vorahnung, daß etwas Schreckliches passieren würde, ohne daß er hätte sagen können, woher die undefinierbare Gefahr kam, die all seine Bewegungen mit tausend Augen hinter seinem Rücken aus dem Dickicht der Zuckerrohrfelder zu verfolgen schien.

Er bemühte sich, seine Sorgen zu verscheuchen und sich selbst davon zu überzeugen, daß seine Familie und seine überaus wertvolle Beute in Sicherheit waren. Er hatte also nichts zu fürchten, wenn er sich dazu entschloß, auf der Insel zu bleiben. Diese würde stets eine Zuflucht für alle Menschen sein, die ihr von Plünderung und Gewalt bestimmtes Leben für immer ändern wollten.

Man mußte nicht besonders aufgeweckt sein, um zu begreifen, daß sich die Zeiten änderten und sich die glorreichen Zeiten der Seeräuberei allmählich ihrem Ende zuneigten. Die meisten ehrbaren Menschen der Region waren der Ansicht, daß mit Anbruch des schon so nahen neuen Jahrhunderts die Antillen nicht mehr die Jagdgründe der Seewölfe, sondern

Teil einer zivilisierteren Welt sein würden, in der die Probleme nicht ausschließlich mit Plünderungen und Kanonenschüssen gelöst wurden.

Die Spanier schienen inzwischen akzeptiert zu haben, daß andere Mächte sich auf einigen Inseln der Karibik festgesetzt hatten, und früher oder später würden die Regierungen dieser Nationen zur Überzeugung gelangen, daß friedliche Handelsbeziehungen wesentlich einträglicher waren als ein Schiff nach dem anderen zu schicken, um andere Schiffe zu zerstören.

Mit dem Korsarenleben würde es an dem Tag vorbei sein, an dem ihnen ihre jeweiligen Souveräne den Schutz entzogen, und sobald keiner mehr die Korsaren brauchte, waren auch die Seeräuber und Freibeuter der Küste zu raschem Niedergang verurteilt. Der Fortschritt in der Neuen Welt würde sie von der Landkarte fegen.

In dieser unruhigen Nacht voller finsterner Gedanken kam Sebastián Heredia zu dem bitteren Schluß, daß ihm nichts anderes übrigblieb, als sein Leben zu ändern, auch wenn das Leben an Land für ihn ein kleiner Tod war.

Er schlief schlecht, und als er aufwachte, waren seine düsteren Gedanken noch immer nicht verschwunden. Als er jedoch die große Seeterrasse betrat, auf der seine Schwester lächelnd mit dem

Frühstück auf ihn wartete, kam ihm im Licht des neuen Tages die Zukunft wieder wunderbar und vielversprechend vor.

»Mir ist etwas eingefallen!« rief Celeste aus, während sie ihm Eier mit Schinken und eine Tasse Kaffee servierte. »Jetzt weiß ich, was wir mit der Jacare machen können!«

»Na, da fällt mir ja ein großer Stein vom Herzen«, gab Sebastián im gleichen Tonfall zurück. »Und was können wir deiner Meinung nach machen?«

»Mit ihr Sklaven befreien«, erwiderte das Mädchen, als wäre das die normalste und einleuchtendste Sache der Welt. »Die Geschichte der Four Roses und wie du die Schwarzen an der Küste Venezuelas ausgesetzt hast, hat mich immer fasziniert.« Sie beugte sich vor und packte ihn ungewohnt fest am Arm. »Warum wiederholen wir das nicht?«

»Wiederholen?« wollte ihr Bruder verwundert wissen. »Es war reiner Zufall, daß ich auf die Four Roses gestoßen bin.«

»Ich weiß. Aber ich weiß auch, daß jedes Jahr Dutzende dieser Sklavenschiffe von den Küsten Senegals nach Brasilien und Westindien fahren. Und wenn ein so schnelles Schiff wie die Jacare diese Gewässer patrouilliert, dann können wir sie uns der Reihe nach vorknöpfen.«

»Und was fällt dabei für uns ab?«

»Nichts.«

»Nicht gerade viel.«

»Oh doch!« entgegnete das Mädchen überzeugt.

»Das mußt du mir erklären.«

»Doch nicht dir. Wenn du das schon getan hast, als du nichts hattest, um deine Mannschaft zu bezahlen, die dich jeden Augenblick über Bord hätte werfen können, dann hast du jetzt, wo du ein steinreicher Mann bist, doch noch weit mehr Grund dazu.«

»Und ist dir nie durch dein hübsches Köpfchen gegangen, daß ein steinreicher Mann seinen Wohlstand in Ruhe genießen will?«

»Jeder andere Mann, ja. Du nicht.«

»Also hör mal! Und warum?«

»Weil ich dich kenne und ich sicher bin, daß dir in ein paar Monaten die Zuckerplantagen und Rum-brennereien bis hierher stehen. Du gehörst aufs Meer...« Sie machte eine bedeutungsvolle Pause und sah ihm direkt in die Augen. »Und ich ebenfalls.«

»Was willst du damit sagen?« regte sich der frisch pensionierte Kapitän Jack auf. »Soll das heißen, daß du dein Leben auf einem Schiff verbringen willst?«

»Und warum nicht? Mir ist klargeworden, daß mir das wirklich gefällt, und wenn ich schon akzeptiert habe, daß es nicht vernünftig war, an Bord eines Piratenschiffs zu bleiben, dann mußt du deinerseits

akzeptieren, daß ich sehr wohl an Bord eines anderen Schiffs leben kann, dessen Besatzung normale Leute sind, die nur für eine edle Sache kämpfen.«

»Und wo finden wir diese normalen Leute?«

»Natürlich nicht in Port-Royal. Aber in jedem anderen Hafen, wenn wir sie gut bezahlen...«

»Eine Schnapsidee!«

»Mir gefällt sie...«

In diesem Augenblick erschien Miguel Heredia in der Tür und fragte spöttisch:

»Und was ist das für eine neue Schnapsidee?«

»Deine Tochter möchte, daß ich mit der Jacare Sklavenschiffe überfalle und die Schwarzen befreie.«

Sein Vater nahm Platz, goß sich eine Tasse Kaffee ein, dachte einige Augenblicke nach und nickte schließlich überzeugt.

»Die erste vernünftige Sache, die ich seit langem gehört habe.«

»Ist das dein Ernst?«

»Mein völliger Ernst. Du hast sehr viel Geld, ein prächtiges Schiff und wenigstens ein halbes Dutzend Männer, Lucas Castano eingeschlossen, die sich nur zu gern in dieses Abenteuer stürzen werden. Wir suchen uns eine neue Besatzung und werden den Rest unseres Lebens damit verbringen, etwas Edelmütiges für die Ärmsten der Armen zu tun. Das ge-

fällt mir! Diese Schnapsidee gefällt mir sehr!«

Den ganzen Morgen über diskutierten sie dieses Thema weiter, und obwohl es seit Wochen Sebastians innigster Wunsch gewesen war, eine ganze Nacht in Gesellschaft der rothaarigen Astrid zu verbringen, beschloß er dennoch am Abend, nicht nach Port-Royal zurückzukehren, sondern im Haus zu bleiben. Vielleicht glaubte er, daß die unbestimmte Gefahr, die er fühlte, konkrete Gestalt annehmen würde und seine Familie Schutz nötig hatte.

Aber er täuschte sich. Nicht seine Familie hatte Schutz nötig. Denn als sich am gleichen Tag die Schatten der Nacht über die stille Bucht von Port-Royal ausbreitete, ließ die Botafumeiro zwei große Schaluppen mit bewaffneten Männern zu Wasser. Unweit der Jacare ließen sich diese ins Wasser gleiten, schwammen leise zum Schiff hinüber, das fast verlassen dalag, und kletterten ohne jegliches Geräusch an Bord.

Den drei gelangweilten Wachposten, dem philippinischen Koch und dem Küchenjungen, die gerade ihre Tagesarbeit beendet hatten, schnitt man einfach die Gurgel durch.

Kurz darauf nahmen Don Hernando Pedrarias Gortaredona und Kapitän Tiradentes das Schiff in Besitz. Maßlos verblüfft betrachteten sie die immensen Schätze in den Lagerräumen.

»Meine Güte!« rief Don Hernando aus. »Ich hätte nie gedacht, daß die Seeräuberei so einträglich ist.«

»Normal ist das aber nicht!« erwiderte der Portugiese sofort. »Die müssen gerade einen phantastischen Fang gemacht haben.«

»Wo?«

»Keine Ahnung.«

Der Ex-Gesandte der Casa de Contratación von Sevilla betrachtete noch einmal die unzähligen Silberbarren, die in endlos langen Reihen aufgestapelt waren, und schüttelte noch immer ungläubig mehrmals den Kopf.

»Wie konnten sie das alles nur an Bord lassen, nur bewacht von drei Idioten, einem Küchenjungen und einem Koch?«

»Weil es bisher noch niemand gewagt hat, mitten in der Bucht von Port-Royal ein Schiff zu entern«, erwiderte einer der Männer, die sie auf Tortuga angeheuert hatten. »Wenn sie uns schnappen, dann graben sie uns am Strand bis zum Hals in den Sand ein, damit uns die Krebse bei lebendigem Leibe fressen. Und ich versichere Euch, das ist die schlimmste Folter, die sich jemals ein Menschenhirn ausgedacht hat.« Er schüttelte immer wieder den Kopf. »Gefällt mir nicht! Gefällt mir überhaupt nicht.«

»Es wird dir schon gefallen, wenn du erst mal einen dieser Silberbarren mit nach Hause nimmst«, ent-

gegnete João de Oliveira abschätzig und spuckte wieder einmal aus. »Und jetzt schneidest du diesen Mistkerlen die Köpfe ab und legst sie in Salz ein.«

»Was habt Ihr da gesagt?« entsetzte sich der andere.

»Ich habe gesagt, daß wir gekommen sind, um uns die Köpfe der Besatzung der Jacare zu holen, und genau das werden wir jetzt tun.« Er spuckte erneut auf den Silberhaufen. »Das übrige ist ein Geschenk. Ein sehr angenehmes Geschenk, aber letzten Endes nur ein Geschenk.«

»Wollt Ihr jedem den Kopf abschneiden, der an Bord kommt?« wollte ein anderer der Männer wissen.

»Einem nach dem anderen.«

Einer nach dem anderen, zu dritt oder zu fünft kehrte die Besatzung der Jacare an Bord zurück, die meisten völlig betrunken. Dort wurden sie vom Tod überrascht und ohne Ansehen der Person in die Lagerräume geworfen. Heimtückisch ermordet sanken Justo Figueroa, Nick Cararota, Mubarak el Moro und sogar Zafiro Burman zu Boden, der einzige, dem etwas Zeit blieb, schwachen Widerstand zu leisten, bevor man ihm die Kehle durchschnitt. Lucas Castano bemerkte dagegen nicht einmal, was auf dem Schiff vor sich ging, obwohl er als einer der letzten fast schon bei vollem Tageslicht an Bord

kletterte.

Nur der schläfrige Mann, der mit einem Boot zwischen Schiff und Strand hin und her ruderte, ohne zu bemerken, was an Bord geschah, blieb verschont, denn Don Hernando Pedrarias brauchte ihn, um ihm den riesigen Leichenberg zu zeigen und ihn mit drohender Stimme zu fragen:

»Wer von denen ist Kapitän Jacare Jack?«

Der schreckensstarre Mann brachte kaum ein Wort heraus, während er ein ums andere Mal mit dem Kopf schüttelte:

»Keiner!« versicherte er. »Keiner von ihnen.«

»Wie ist das möglich?« fragte sein Häscher bestürzt. »Wo ist er denn?«

»An Land«, murmelte der andere kaum hörbar. »Bei seinem Vater und seiner Schwester.«

»Seinem Vater und seiner Schwester?« erstaunte sich Kapitän Tiradentes. »Keiner hat je erwähnt, daß dieser verdammte Schotte Familie hat.«

»Der Schotte ist schon vor langer Zeit nach Schottland zurückgekehrt«, stellte das Männchen klar, das sich um jeden Preis die Gunst seiner Häscher erhalten und sein Leben retten wollte. »Der jetzige Kapitän ist ein anderer.«

»Ein anderer? Wer?«

»Ein Margariteno... Sebastián Heredia.«

Jetzt war Don Hernando Pedrarias so perplex, daß

er ungläubig auf einem Stapel Silberbarren Platz nahm.

»Sebastián Heredia! Nicht möglich. Wie heißt seine Schwester?«

»Celeste.«

»Celeste...! Jetzt verstehe ich. Damals war dieser Hurensohn noch ein richtiges Kind.« Er griff sich an die Schläfen, als wollten ihm diese gleich platzen. »Er ist das also gewesen. Der Sohn von Emiliana... Ich kann's nicht glauben!«

»Vielleicht kann mir jemand erklären, was das bedeutet«, versetzte der Portugiese, dessen Gleichmut durch nichts zu erschüttern war. »Was soll das alles heißen, zum Teufel?«

»Das soll heißen, daß das Leben manchmal üble Streiche spielt. Verdammt üble!« lautete die ausweichende Antwort. »Aber jetzt hat ihn das Glück verlassen.« Don Hernando Pedrarias deutete auf den Leichenberg. »Hier liegt seine gesamte Besatzung und sein ganzes Vermögen. Wenn Gott uns weiterhin beisteht, dann werde ich ihm noch heute das Licht ausblasen.« Er wandte sich dem Männchen zu. »Wo wohnt er?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung!« beeilte sich der Angesprochene mit der Antwort, damit man ihm glaubte. »Er hat es vor allen geheimgehalten. Vorgestern nacht hat er seinen Anteil an der Beute in eine

Kutsche geladen und ist verschwunden.«

»Wann kehrt er zurück?«

»Er hat dem Koch befohlen, für diese Nacht ein großes Abschiedsessen vorzubereiten, denn die meisten seiner Männer wollen sich zur Ruhe setzen.«

»Das Essen ist ohne Zweifel abgesagt«, kommentierte Kapitän Tiradentes ironisch und wies auf die Leichen. »Und zur Ruhe haben sie sich endgültig gesetzt. Was machen wir jetzt?«

Don Hernando Pedrarias dachte lange nach.

»Warten, bis er zurückkommt.«

Der Portugiese tauschte einen Blick mit seinen Männern aus, um mit beunruhigendem Ernst zu erwidern:

»Bei allem Respekt, Senor. Wenn es dunkel wird, lasse ich die Beute auf die Botafumeiro schaffen und mache mich aus dem Staub, denn jede Minute, die wir länger hierbleiben, bringt uns den Krebsen näher. Und wenn es übel ist, arm zu sterben, dann ist es geradezu idiotisch, zu sterben, wenn man gerade reich geworden ist.«

»Wir sind gekommen, um Kapitän Jack gefangenzunehmen, und genau das werden wir tun«, gab sein Auftraggeber barsch zurück.

»Gestattet, Senor, daß ich Euch widerspreche«, lautete die fast drohende Antwort. »Wir sind gekommen, um die Jacare zu zerstören, und ich garantiere

Euch, sobald wir aufgebrochen sind, fliegt sie in die Luft. Wenn Ihr mit zehn Fässern voller eingesalzener Köpfe nach Cumaná zurückkehrt und versichert, daß einer von ihnen der Kopf von Kapitän Jack ist, dürft Ihr Euch wohl als rehabilitiert betrachten. Alles andere wäre nichts weiter als ein idiotischer persönlicher Rachefeldzug, der zu viele Leute in schwerste Lebensgefahr bringt.«

Dem Ex-Gesandten der Casa de Contratación von Sevilla lag eine ärgerliche Antwort auf der Zunge, dann aber blickte er in das strenge Gesicht seines Gegenübers und in die übrige unfreundliche Runde. Auf seiner Forderung zu beharren, das wurde ihm bald klar, hieße lediglich, den Leichenberg in den Lagerräumen zu vergrößern.

»Einverstanden«, knurrte er. »Schneidet ihnen die Köpfe ab, und bereitet alles vor, damit wir bei Anbruch der Nacht an Bord der Botafumeiro gehen können.« Er machte eine weitausholende Handbewegung. »Und von weitem möchte ich sehen, wie dieser Mistkahn in der Nacht brennt.«

»Kein Problem!« erwiderte der Portugiese sofort. »Da kenne ich mich aus.«

Don Hernando Pedrarias verließ die Lagerräume und begab sich direkt in die Kapitänskajüte, nahm im alten Sessel des Schotten Platz und betrachtete durch das schmale Fenster, wie in der immer bruta-

ler werdenden Mittagshitze allmählich jegliche Aktivität in der Stadt erlahmte.

Er sah auf seine Uhr.

Es war zwanzig vor zwölf, und er lächelte bei dem Gedanken, daß dieser 7. Juli 1692 in die Geschichte als der Tag eingehen würde, an dem Port-Royal aufgehört hatte, die sicherste Zuflucht auf Erden zu sein. Jahrhundertlang würde man sich an den Tag erinnern, an dem ein portugiesisches Schiff unter dem Befehl eines spanischen Edelmanns in die Bucht eingedrungen war, ein Piratenschiff in Brand gesteckt, die gesamte Besatzung geköpft hatte und mit einem der größten Schätze, von denen je einer geträumt hatte, verschwunden war.

Und er, Don Hernando Pedrarias Gotarredona, würde sein verlorenes Prestige wiedererlangen und mit etwas Glück sogar die begehrte Macht.

Das einzige, was ihm zu seinem vollständigen Glück fehlte, war, daß nun noch die Kinder seiner Ex-Geliebten erschienen und damit Seiner Exzellenz Don Cayetano Miranda Portocarrero y Diaz de Mendoza das Vergnügen verschafften, sie auf dem Hauptplatz von Cumaná aufhängen zu lassen: als abschreckendes Beispiel für alle, die es wagten, sich mit der Casa de Contratación von Sevilla anzulegen.

»Alles wird sich finden«, sagte er sich. »Auch wenn ich sie heute nicht kriege, so weiß ich jetzt, wo

sie sind.«

Er legte die Füße auf den Tisch und machte es sich in dem alten Sessel bequem, um genüßlich die Stadt auf der engen Landzunge zwischen Meer und Bucht zu betrachten, die in der Tropensonne schmorte.

Er bedauerte es, daß er nicht die Möglichkeit hatte, sich dieses Neue Babylon etwas näher anzusehen, in dem es angeblich mehr Gold und Edelsteine als in ganz England gab und in dem die Sünden einer einzigen Nacht alle Sünden übertrafen, die man im alten Europa in einem ganzen Jahrzehnt begehen konnte.

Gern hätte er die Schenken, Spielhöllen und Bordelle besucht, um seinen Trieben einmal freien Lauf zu lassen, ohne auf eine bigotte Provinzgesellschaft Rücksicht nehmen zu müssen, die es bestimmt nicht mit Wohlwollen gesehen hätte, daß ein Gesandter der Casa de Contratación von Sevilla sich solchen Ausschweifungen hingab.

In der ganzen Karibik sprach man von der Schönheit der Frauen aller Hautfarben und Nationalitäten, die sich unter den Portalen der großen Hauptstraße der Stadt anboten, und Don Hernando Pedrarias Gortarredona, der seit Monaten keine Frau außer der talgigen Emiliana Matamoros angerührt hatte, fragte sich, wann sich ihm wieder einmal eine solche Gelegenheit bieten würde.

»Schade!« murmelte er in sich hinein. »Wirklich schade, daß ich mir eine solche Gelegenheit entgehen lassen muß, aber wenn ich auf die Idee käme, von Bord zu gehen, wäre dieser verdammte Portugiese imstande, die Anker zu lichten und mit all dem Silber zu verschwinden. Ich an seiner Stelle würde es tun.«

Noch einmal betrachtete er die stolze, leuchtende und herausfordernde Stadt. Sie war fast beleidigend schön: Elegante, von langen Reihen hoher Kokospalmen eingerahmte Villen zeichneten sich über einem unvergleichlich türkisfarbenen Meer ab, und er mußte zugeben, daß die Leute, die Port-Royal an einer so privilegierten Stelle errichtet hatten, ganz genau gewußt hatten, was sie taten.

Plötzlich fiel sein Blick auf eine menschliche Gestalt, die am Strand entlang ging.

Sie kam ihm vor wie eine Fata Morgana, die sich nur verschwommen im dichten Dunst der Bucht abzeichnete, die so still dalag wie ein Quecksilberteich.

Der hochgeschossene junge braune Mann, dessen Gang Don Hernando sofort an Celeste erinnerte, blieb plötzlich stehen und starrte auf die Jacare, als würde dort etwas seine Aufmerksamkeit fesseln.

Don Hernando Pedrarias Gotarredona schlug das Herz bis zum Hals. Fast schien es ihm aus der Kehle zu springen.

Da war er!

Das mußte er sein!

Die Welt hielt inne, eine ohrenbetäubende Stille legte sich über ganz Jamaika, das Licht wechselte auf unerklärliche Weise, und plötzlich flogen Tausende von Möwen, die auf dem Wasser schaukelnd geschlafen hatten, krächzend auf.

Der junge Mann am Strand schaute zu ihnen hinauf und begann plötzlich wie ein verrückt gewordener Tänzer zu zittern. Zur gleichen Zeit bebte alles, was hinter seinem Rücken war, krümmte sich, als wären die massiven Gebäude nur biegsame Palmen, die ein Wirbelsturm schüttelte.

Aus dem tiefsten Schlund der Erde drangen Millionen Donnerschläge herauf, ein gewaltiger Riß tat sich auf, verschlang Paläste, Schenken, Wirtshäuser und Bordelle, um sich über ihnen wieder zu schließen, als wäre da jemandem der größte vorstellbare Zaubertrick gelungen. Von der Landzunge, auf der vorher die Stadt gestanden hatte, war nur noch eine Staubwolke zu sehen.

Entgeistert fühlte Don Hernando Pedrarias Gotaredona, wie eine riesige Hand die Jacare emporhob und über die Bucht bis zur gegenüberliegenden Kü-

ste schleuderte. Auf seinem Weg stieß der Küstensegler mit dem Bug einer riesigen Galeone zusammen und zerschellte. Ohne daß er wußte, wie ihm geschah, fand Don Hernando sich rudernd in einer brüllenden, aufgewühlten See wieder, während um ihn herum ein Dutzend Schiffe unter dem Schreckensgeheul ihrer fassungslosen Besatzungen kenterte.

Das Jüngste Gericht war vor der Zeit gekommen.

Um 11 Uhr 50 am Morgen des 7. Juli 1692 erschütterten drei mächtige Erdstöße ganz Jamaika, doch am schlimmsten traf es Port-Royal. Die Stadt verwandelte sich in einen riesigen Friedhof, in dem die alten Leichen aus den Gräbern geschleudert wurden, um in der Sonne zu trocknen, während die eben noch Lebendigen in ihren luxuriösen Betten begraben wurden.

Draußen in der Bucht klammerten sich viele Menschen an ein Stück Holz, um sich über Wasser zu halten, doch die meisten gingen mit ihren Schiffen unter oder wurden von riesigen Wellen gegen die Klippen geschleudert. Die riesige Botafumeiro zerschellte in tausend Stücke, als sie gegen einen Felsen prallte, der über eine halbe Meile landeinwärts lag.

Der Ex-Gesandte der Casa de Contratación von Sevilla kämpfte verzweifelt, um sich über Wasser zu halten, doch eine dicke Planke schoß wie ein schwe-

rer Pfeil vom Bogen Poseidons auf ihn zu, zerschmetterte ihm den Schädel und verspritzte sein Hirn in alle Himmelsrichtungen.

Als auf Jamaika endlich wieder Friede einkehrte, war das glanzvolle, sündige Port-Royal nur noch eine bittere Erinnerung.

Die Katastrophe der verfluchten Städte Sodom und Gomorrha hatte sich Tausende von Jahren später wiederholt.

Am Nachmittag gelang es Miguel und Celeste Heredia, sich mühsam einen Weg zwischen Erdspalten, riesigen Felsen und entwurzelten Bäumen zum Ufer der Bucht zu bahnen, auf deren Landzunge vor wenigen Stunden noch Port-Royal gestanden hatte. Angesichts des schrecklichen Schauspiels sank das schockierte Mädchen klagend auf die Knie.

Auf dem wieder ruhigen Wasser der Bucht schwammen Wrackreste und verstümmelte Leichen, und es wimmelte von Haien, die der Geruch des Bluts aus dem offenen Meer hierhergelockt hatte. Sie schienen ihres üppigen Festmahls schon überdrüssig zu sein und kein Interesse mehr daran zu haben, die zahllosen menschlichen Überreste zu vertilgen, die das schreckliche Erdbeben hinterlassen hatte.

An die fröhliche schöne Stadt erinnerten nur noch Splitter, rauchende Scheiterhaufen und verstreute

Steinblöcke. Wie die Haie hatten sich Aasgeier aus den entlegensten Winkeln der Insel zum Bankett versammelt.

Die wenigen Überlebenden, von denen einige so übel zugerichtet waren, daß sie sich nur noch einen möglichst schnellen Tod wünschten, waren auch nach Stunden noch wie von Sinnen. Die meisten herbeigeeilten Helfer, darunter auch die Heredias, mühten sich nach Kräften, jeden aus seinem Grab zu holen, der unter dem Schutt noch einen Laut von sich gab.

Weil die meisten Häuser der Hauptstraße von der riesigen Erdspalte verschluckt worden waren und weil die meisten Besatzungsmitglieder der Schiffe in der Bucht in jenem fatalen Augenblick schiefen, blieb niemand am Leben, der aus eigener Erfahrung hätte erzählen können, was genau geschehen war. Eine unglückliche Schwarze, die vom Erdbeben in dem Augenblick überrascht worden war, als sie Wäsche über einige Felsen zum Trocknen auslegte und die man als die wichtigste Augenzeugin der schrecklichen Tragödie ansehen konnte, war von der Größe der Katastrophe so bestürzt, daß sie von diesem Tag an kein einziges Wort mehr herausbrachte.

Nur mittels der eindrucksvollen und makabren Skizzen, die man Jahre später anfertigte, konnten sich die Historiker eine ungefähre Vorstellung davon

machen, was in Port-Royal an jenem heißen Mittag im Juli 1692 geschehen war, doch unglücklicherweise ging der größte Teil dieser Zeugnisse während eines heftigen Wirbelsturms Ende des letzten Jahrhunderts verloren.

Dennoch weigerte sich Celeste Heredia Matamoros, die vor dem Grab so vieler Menschen kniete, die Tatsache zu akzeptieren, daß ihr eigener Bruder ebenfalls ein Opfer der entfesselten Naturgewalten geworden war. Zwei Tage und zwei Nächte lang suchten sie und ihr Vater nach ihm, bis sie schließlich nur noch in den Sand des Strands sinken und sich der bitteren und unabänderlichen Realität geschlagen geben konnten.

Im westlichsten Winkel der Bucht konnte man die unverwechselbaren Masten der Jacare ausmachen, die in etwa vier Meter Tiefe lag, obwohl man sich fragen mußte, wie es möglich war, daß sich nicht ein einziges Besatzungsmitglied, so unerwartet und brutal der Schiffbruch auch hatte sein mögen, retten und mühsam an die Küste hatte schwimmen können.

Die meisten Überlebenden waren Besatzungsmitglieder der in der Bucht ankernden Schiffe, daher war es verwunderlich, daß keiner der hervorragenden Schwimmer an Bord der Jacare die Kraft oder das Glück gehabt hatte, sicher das Festland zu erreichen, so tief sie auch geschlafen haben mochten.

Natürlich wußten weder Celeste noch Miguel Heredia in diesem Augenblick, welche Tragödie die Menschen, mit denen sie so lange gesegelt waren, erlitten hatten, daß keiner von ihnen mehr am Leben war und ihre verstümmelten Körper im größten Frachtraum des schnellen Küstenseglers ruhten.

Als sie schließlich wieder genügend Mut gefaßt hatten, um zu akzeptieren, daß sie unwiderruflich allein waren und ihnen nichts weiter übrigblieb, als sich eine neue Zukunft aufzubauen, die nicht um die Person Sebastians kreiste, betrachtete Miguel Heredia lange seine Tochter und fragte fast tonlos:

»Was sollen wir jetzt machen?«

Das muntere Mädchen, das jeder Schicksalsschlag nur stärker zu machen schien, deutete lediglich mit dem Kopf auf den Ort, an dem die Jacare ruhte.

»Zunächst einmal bergen wir die Silberbarren, die laut Sebastian noch da unten sein müssen.«

»Warum das denn? Er hat uns mehr Geld hinterlassen, als wir in hundert Jahren ausgeben können.«

»Ein gutes Schiff und eine gute Besatzung sind teuer«, lautete die trockene Antwort. »Sehr sehr teuer.«

»Schiff? Wozu zum Teufel brauchen wir ein Schiff?«

»Um das zu tun, was ich schon immer tun wollte.«

»Und das wäre?«

»Gegen die Casa de Contratación und gegen die Sklavenhändler zu kämpfen.«

Ihr Vater blickte sie entgeistert an, und als ob er nicht sicher sei, richtig verstanden zu haben, was sie gesagt hatte, wiederholte er:

»Gegen die Casa de Contratación und die Sklavenhändler kämpfen? Was redest du denn da für einen Unfug? Bist du verrückt geworden?«

»Ganz und gar nicht«, entgegnete das verblüffende Mädchen. »Verrückt würde ich werden, wenn ich wüßte, daß ich den Rest meines Lebens damit verbringen müßte, darauf zu warten, daß mich irgendein Glücksritter zum Altar führt.« Entschieden schüttelte sie den Kopf. »Dafür wurde ich nicht geboren. Ich wurde geboren, um etwas für die Schwächsten zu tun, und wenn mir das Schicksal die Mittel dafür gegeben hat, werde ich das auch versuchen. Das ist das Mindeste, was ich Sebastian schuldig bin. Er hat ein sehr bitteres Leben gehabt, und er ist allzu jung gestorben. Schuld daran sind Leute, die glauben, ungestraft andere mißbrauchen zu können.« Sie blickte ihrem Vater fest in die Augen und fragte schließlich: »Wirst du mir helfen?«

Miguel Heredia dachte einen langen Augenblick nach, bevor er mit den Schultern zuckte.

»Ich halte es immer noch für eine Schnapsidee«, murmelte er. »Aber wenn du es zum Gedenken an

Sebastian tun willst, was bleibt mir da anderes übrig?«